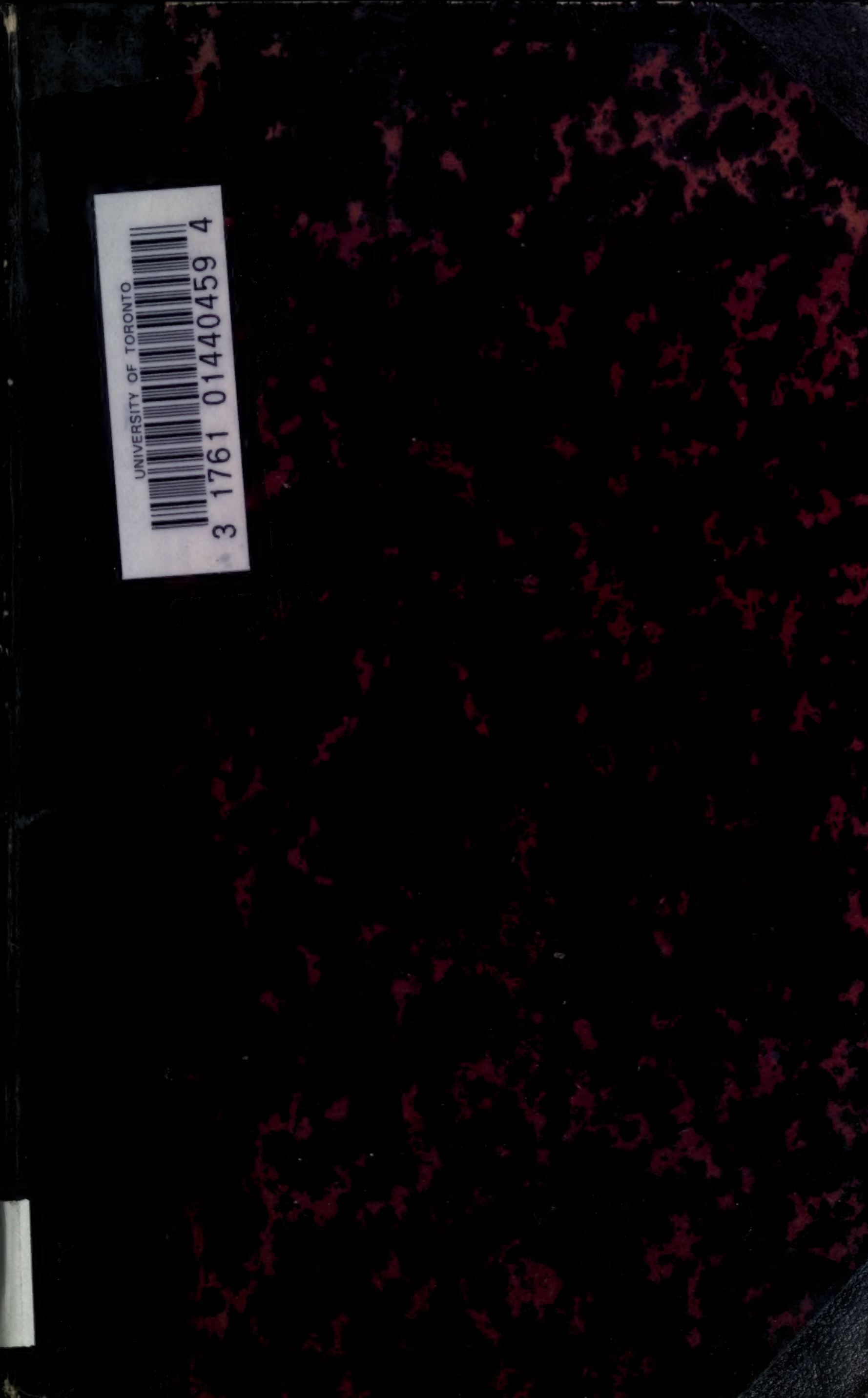
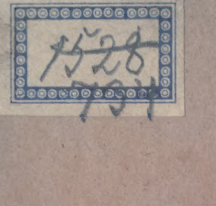

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01440459 4







Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.



Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.



Standpunkt.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß gerade auf jener Stufe des Alters, wo man von den Ergebnissen seines Lebens unbefriedigt zu werden anfängt, doch die Erinnerungen aus demselben einen anmuthigen Reiz gewinnen, und als abgeschlossene, zusammenhangende Thatsachen von eigenthümlicher Bedeutung unsere Betrachtung anziehen. Die Träume, die Erwartungen und Ansprüche der frühesten Jugend hatten aus dem Fernblick in eine lange Zukunft beiweitem den Zauber nicht, der die frohen und schmerzlichen Schickungen zurückgelegten Lebens umgaukelt, wenn man aus höhern Jahren auf sie zurückblickt. Da fällt denn auch die Salomonische Weisheit, daß doch Alles eitel unter der Sonne sei, uns nur dicht vor die Füße, und nimmt jenen

Ablagerungen unserer Vergangenheit nichts von der Poesie, die sie in der Entfernung, wie die Berge ihren bläulichen Duft, annehmen. Abgeschlossen und unverrückbar, wie das umflorte Gebirge selbst, winken sie, gleich diesem, eine aufathmende Beruhigung in das suchende, von seinen schleichenden Tagen verdrossene Herz; sie wecken, wie der umwitterte Höhenzug, noch einmal die gläubige Sehnsucht nach dem Unerreichten, Unendlichen, ja sie leuchten an stillen Abenden mit einer alpenglühenden Verheißung ewiger Dauer unsers Wesens.

Daraus erklärt sich denn auch wol jener wunderbare Zauber, den das Alltagsleben hinter uns annimmt: es ist eben ein Ausfluß des Allebens, eine Faser der bewegten Unendlichkeit, ein Gebild des allgemeinen Menschengeistes. Ursprünglich ohne unsere Wahl und Zuthat gegeben, entwickelt sich unser Dasein nach Naturgesetzen, am Faden individueller Freiheit, aus Zuflüssen von Welt und Zeit zu Zwecken eines allwaltenden Geistes, der die Summe seiner Unendlichkeit, um sie zu zählen, in unendlichen Wesen ausprägt und in Umlauf setzt. Daher erscheint in jedem Einzelleben das Ewige individualisirt, und so kommt es auch, daß — wie Carus es ausdrückt — die höchsten Erkennt-

nisse eben erlebt werden müssen. „Die heiligsten Wahrheiten sind individuell, ihr Quellen im Leben, ihr Rieseln durch dasselbe ist subjectiv, wodurch sie aber auch etwas Lebendiges, für Gleichdenkende etwas Erweckendes, für Aehnlichgesinnte etwas Förderndes gewinnen."

Braucht es mehr, um den hohen Reiz zu begreifen, den das Biographische für sinnige Leser hat? In dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt denn auch die Poesie jedes Einzellebens, die es zum Gegenstande künstlerischer Darstellung macht.

Und dies zwar schon durch sich selbst. Denn es kommt nicht nothwendigerweise auf außerordentliche Erlebnisse an; obwol diese ihre eigenthümliche Anziehung behalten, wie ja das stoffliche Interesse auch an poetischen Werken die große Menge so leicht einnimmt. Aber auch ein ganz einfaches Leben kann oft eine volle und selbst höhere Befriedigung durch die Darstellung gewähren, die es in seinem innern Zusammenhange, in seiner Durchsichtigkeit und durchschimmernden Unterlage des Ewigen entwickelt. Findet man sich doch nicht selten auch von dem Abbilde einer einfachen und uns selbst unbekannten Person, das uns in einer Galerie zwischen

glänzenden Compositionen glücklicher Pinsel auffällt, durch die unverkennbaren Züge seiner Lebenswahrheit betrachtend festgehalten. Womit es denn auch wieder übereinstimmt, daß gewöhnliche Leser bei poetischen Erzählungen so angelegentlich fragen, ob's denn auch eine wirkliche, erlebte Geschichte sei. Und wenn der Gebildete diesen für Poesie unentwickelten Geschmack belächelt: so kann er selbst doch seinem eigenen Wohlgefallen an einem dichterischen Erzeugnisse kein höheres Lob abgewinnen, als wie lebenswahr es in höherm Sinne sei, und wie tief der Poet das Verhalten und Verhängniß menschlichen Daseins durchschaut habe.

Indem nämlich ein jeder Mensch, sobald er über die Sorge um sein leibliches Bestehen, die ihn abhetzt, oder über den Taumel sinnlichen Genusses, der ihn umhertreibt, hinaus, zur Betrachtung des unerschöpflich bewegten Daseins gelangt, nach allen Seiten auf die Frage stößt — was denn das Leben sei: so kommen ihm Wissenschaft und Kunst entgegen, ihm dies Räthsel lösen zu helfen. Nicht Jeder ist für philosophische Ergründung gestimmt und vorgebildet; aber auch das echte Werk einer jeden Kunst erscheint mit der Weihe, das

Evangelium vom Leben, wenn auch nur stückweise zu verkündigen. Am vollständigsten die Poesie, sofern ihre hohe Aufgabe ist, menschliche Empfindungen — lyrisch — menschliches Bestreben im Zusammenstoß mit der Welt — episch — und menschliche Leidenschaften im Kampfe mit den ewigen Gesetzen des Daseins — dramatisch — darzustellen.

Die Biographie, in die Mitte zwischen Poesie und Philosophie gestellt, hat — beiden die Hand bietend, sich doch selbständig zu halten. Sie geht nicht mit der Poesie darauf aus, Das zu erfinden, worin wahrhaft menschlich gefühlt und gehandelt werde, denn dies ist ihr an einem Einzelleben in eigenthümlichem Maße schon dargeboten; sie kann sich aber auch nicht mit der Philosophie zu bloßer Betrachtung niedersetzen; sondern es liegt ihr ob, den Fluß eines individuellen Lebens, sei er Strom oder Bach, so einzufassen und abzuklären, daß die durchsichtigen Erlebnisse den Grund und Boden der Natur und den Abglanz des Himmels erblicken lassen, zwischen welchen sie dahinlaufen.

Wie viel hierin die Selbstbiographie voraushat, braucht nicht ausgeführt zu werden. Die Einzelheiten eines äußern Lebens wurden vielleicht Vielen

bekannt, die sie erzählen könnten. Oft sind es besonders die Verirrungen eines Menschen, die — wie erratisches Gestein — lebhafter befremden. Aber für wie Manches, was erst Zusammenhang ins Leben bringt, ist nur der eine Zeuge da, der es an sich selbst erfuhr! Und liegt nicht in den Motiven des Handelns, die auch er allein beichten kann, die Hälfte der Antwort auf die Frage nach der Wahrheit des Erlebten? Das Bewußtsein des Erzählenden gibt die Folie — das untergelegte Glanzblatt, das den vorübergerauschten Tagen ihre ewige Bedeutung verleiht. Freilich Muth und Ehrlichkeit des Bewußtseins und eine von Eitelkeit freie, über Selbsttäuschung erhabene Seele gehören dazu, wenn das Lebensgemälde des Autobiographen jene Bedeutung gewinnen soll, die seinen Pinsel, sein Farbenbret durch die höhere Absicht rechtfertigt, der sie sich dienstbar gemacht haben; sowie denn auch die dem Inhalt angemessene Darstellung nicht fehlen darf, wenn zumal ein einfaches Stillleben den Beschauer anziehen, Gleichempfindende erwecken, Aehnlichgesinnte fördern soll.

Dennoch wird schwerlich ein Schriftsteller ohne besondere und persönliche Veranlassung dazu kommen, blos um der Bedeutsamkeit der Aufgabe willen

seine Lebensgeschichte abzufassen. Am weitesten war der gegenwärtige Autor davon entfernt, sich besonders berufen oder begabt dafür zu halten. Aber auch ihm fehlte es nicht an besondern Antrieben dazu, die ihn denn auch über alle Rücksicht auf ängstliche, misgestimmte oder gar miswollende Leser hinaussetzten.

Zuvörderst, vielleicht von seinem frühen katholischen Beichten her gewöhnt, von Zeit zu Zeit in sich einzukehren und seines Weges rückwärts zu schauen, fand er in spätern Jahren sich nur allzusehr vorzuwerfen, daß er doch eine schöne, ja seine beste Zeit lang unbefangen und absichtslos in den Tag hinein und mehr auf Gerathewohl, als nach vorgesteckten Zielen gelebt habe. Um so lebhafter mußte ihn bei Prüfung seiner so leicht gekeperten Vergangenheit die religiöse Wahrnehmung ergreifen, daß eine höhere Hand ergänzend das Gewebe menschlichen Lebens durchschießt, und die Fäden mit der schwebenden Lade schlägt. Denn auch auf jene ziel- und gedankenlose Weise war ja ein Stillleben eigenthümlicher Art, von nicht beabsichtigtem Zusammenhange und bedeutsam verschlungenen Beziehungen zu Stande gekommen.

An dies Prometheische im Menschen- und Völ-

kerleben durch ein recht kleines Lebensbild zu erinnern, schien in einer so muthlosen Zeit gerade nicht ungehörig zu sein. Und zur unterhaltenden Theilnahme für Liebhaber des Idyllischen eignete sich dies Stillleben einigermaßen dadurch, daß es, wenigstens mit seiner Jugendstrecke wie in einem versteckten Thal, hinter einer von der Zeit rasch umfahrenen Waldecke gelegen, unserer breiten, bewegten Gegenwart schon ziemlich fremdartig geworden ist.

Im weitern lag es dem Verfasser seit einer Reihe von Jahren auf dem Herzen, die für ihn so erfreuliche Aufnahme mehrer seiner Schriften gerade in gebildeten Kreisen — Erweise von Gunst, die ihm von nah und fern begegnet sind — laut anzuerkennen. Er überredete sich, seinen Wohlwollenden dadurch entgegen zu kommen, daß er ihnen, so gut er es eben vermochte, den Mann skizzire, dem sie so viel Nachsicht geschenkt hatten, und dem viel daran gelegen war, ihnen zu bekennen, was ihn auf seinem Wege nicht hatte dazu kommen lassen, Befriedigenderes darzubieten.

Ueber dem Ansprechendsten, was ihm gelungen war — seinen im Herbst 1847 erschienenen „Clubisten in Mainz" — brach, wie auf einen poetischen Mor-

gentraum, der stolze Frühling Deutschlands herein, leider! nur allzubald überstürzt von dem schmerzlichen Umschlag einer altnationalen Verheißung. Und nun kehren wir von der abwechselnd tollen und empörenden, dort jämmerlichen und hier gar ekelhaften Reaction der öffentlichen Gewalt die trostlosen Blicke rückwärts, und finden an ausgelebten Zuständen nicht sowol eine vorübergehende Unterhaltung, als vielmehr auch die stille Ueberzeugung, daß wir zu neuem Anlauf wirklich einige Schritte in unsere Vergangenheit zurückthun müssen. Welche Bedeutung gewinnt da nicht die so vielfach schürfende, schöpfende, schaffende Thätigkeit auf dem Felde der Geschichte besonders auch unsers Vaterlandes und unserer Literatur! Und wahrlich ist es wohlgethan, uns darauf zu besinnen, welcher Wege wir vereinzelt gekommen sind, aus welchen Zuständen wir uns herausgewunden haben, und nach welchen Richtungen fortan die schon wieder verhetzten Gemüther einig, die immer wieder eigenwilligen Kräfte verbunden, auf das nie zu verleugnende Ziel nationaler Einheit und Macht losgehen müssen.

Und da begegnet mir inmitten der Betrachtung solcher erfreulichen historischen Schaffenslust, die

mich von meinen persönlichen Mittheilungen hätte abhalten müssen, ein viel mehr ermuthigender Gedanke. Heinrich Moritz Chalybäus, der eben aus Kiel gedänemarkte Professor, einer unserer achtbarsten philosophischen Zeitgenossen, sagt in seinem „System der speculativen Ethik", I, 523: „Warum trägt die Geschichte im Allgemeinen so wenig bei, die Menschen weiser zu machen? Weil sie zu allgemein ist für die ins Unendliche specificirten individuellen Lagen des Lebens; denn nur in diesen erkennt der Mensch sein Bildniß wieder."

So mag denn schon auf dies gute Fürwort allein die kleine Jugendgeschichte auf die Wanderschaft gehen und die Freundlichkeit der Leser ansprechen!

Hanau, 12. Juli 1852.

Heinrich Koenig.

Inhalt.

	Seite
Knabenwege	1
Haus und Herkunft	3
Früheste Weltgestalten	11
Oeffentliches Leben	20
Die Gesellschaft	35
Zeitstimmung	42
Die Schule	49
Beschäftigung	60
Gefährlichkeiten	76
Lebenskreise	88
Lebensbestimmung	100
Land und Leute	114
Lebensstufe	121
Studentenwandel	137
Oraniengelb	139
Umbildungen	149
Verstimmungen	160
Ehrensold und Ehrenpreise	169
Schulen-Reform	180
Melirt und tricolor	189
Alte und neue Noth	198

	Seite
Zuflucht	210
Persönlichkeiten	219
Aufklärung	226
Scheidewege	236
Lebensschule	248
Reminiscere	261
Aussichten	274
Im Thiergarten	284

Knabenwege.



Haus und Herkunft.

Eines heitern Herbstnachmittags sah man die Schwester Gärtnerin der „englischen Fräulein“ in Fulda aus dem Hinterbau ihres Convents nach dem gegenüberliegenden Garten geschäftig hin und wieder gehen. Sie hatte einen kleinen Knaben der Nachbarschaft mit einem Apfel beschenkt und eben wieder den offnen Garten betreten, als der Kleine ihr die steile Treppe hinauf nachfolgte, in der Thür aber, vom Klosterspitz heftig angebellt, umkehrte und in der Uebereilung die Stufen hinabstürzte. Mit blutenden Lippen wurde der Schreihals nach Hause geführt.

Dies alltägliche Kinderereigniß bildet den äußersten Markstein meiner Erinnerungen. Es war eben auch, wie in der Geschichte unsers Geschlechts, ein Fall in Folge der Verlockung durch einen Apfel. Nur hatte mich eine freundliche Klosterschwester als Eva verführt, und ein bellender Spitz als Cherub das Paradies gehütet.

Ein paar Häuser unterhalb des Gartens stand die kleine Wohnung, die der Oheim des Gefallenen zur untern Hälfte besaß, und einigermaßen aus Rücksicht für seine Schwester Katharina, die Mutter des Knaben, erworben hatte. — Valentin Wigand, gewöhnlich nur Velten genannt, war nämlich ungern aus dem Kloster der Kapuziner geschieden, wo er als weltlicher Bruder in Küche und Garten und für Besorgungen in der Stadt diente, dabei nicht abgeneigt, das Gewand eines Laienbruders zu nehmen. Als aber der Vater des Knaben, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Schweben, der als Unteroffizier im fürstbischöflichen Militär stand, im Herbste 1792 mit den zur Besetzung von Mainz requirirten Compagnien dahin abgezogen, dort aber, ehe noch die Reichsfestung von den Franzosen unter General Custine genommen wurde, an Fieber erkrankt und gestorben war, entschloß sich Velten auf Zuspruch eines Paters Hilarius, statt der Kutte eine Frau zu nehmen und sich eine häusliche Einrichtung zu geben. Nun konnte er auch der Schwester mit dem Knaben und der alten Mutter eine Unterkunft anbieten.

Allerdings gehörte ein Entschluß dazu, mit einer schon vor dem natürlichen Zuwachs der Ehe so starken Familie ein Hauswesen anzufangen. Doch, die Liebe dieser einfachen Menschen zu einander ging über alle Bedenken hinaus und fühlte sich allen Begegnissen des Lebens gewachsen. Auch trug die Mutter des Knaben zum Fortkommen des Hauses bei. Sie war nicht ungeschickt mit der Nadel, und hatte oft vollauf zu thun,

um einer, von den Bäuerinnen der Umgegend sehr gesuchten Haubenmacherin die gesteppten Theile zu liefern. Ueber den Nähtisch dieser Frau war denn auch an den Eheherrn derselben die Gevatterbitte der Mutter gelangt, als ihr Knabe, in der Frühe des 19. März 1790 geboren, nach katholischem Gebrauch an demselben Nachmittage getauft werden sollte. Der stille, freundliche Pathe hieß ein Maler, hatte aber mehr künstlerische Vorbedeutung in seinem Namen, als Nachruhm auf seiner Palette. Er hieß nämlich, wie der acht Jahre später geborne Düsseldorf-Münchner Maler, — Heinrich Heß. Sein Pinsel verstieg sich kaum über das Handwerk. Für gewöhnlich besorgte er Lackirarbeiten und was anderwärts der Weißbinder verrichtet. In außerordentlichen Fällen brachte er auch ein Handwerksschild über einer Hausthür oder ein Heil'genbild in einer Mauerblende nach der Schablone zu Stande. An einem geschnitzten Muttergottesbilde stellte er das ziegelrothe Gewand, den himmelblauen Mantel und die goldne Krone in frischem Glanze her. Dergleichen kam freilich schon seltner vor. Doch sein Pinsel und die ihm angetraute Nadel der Frau schafften in fuldaischer Gütergemeinschaft ein hübsches Auskommen, dessen Segen auf ein einziges Kind mit Namen — Benedict fiel.

Als die Arme dieses Künstlers am Nachmittage des Josephsfestes den Knaben Heinrich so kurz vor der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings über die katholische Taufe hielten, war seit neun Jahren eine Revolution im Reiche der Gedanken von Königsberg aus angeregt und erhob

sich eben von Paris aus ein Umsturz im Gebiete der Staaten. Ohne den mindesten Begriff davon, welchen Einfluß neue Gedanken und frische Leidenschaften der Menschen auf das Geschick eines Neugeborenen ausüben könnten, wurde die Mutter desselben doch schon nach zwei Jahren von der pariser Weltbewegung erschüttert, als der Vater des Knaben, den Vorwellen der Revolution entgegen geschickt, nicht wieder zurückkehrte.

Seitdem war sie zu ihrem Bruder gezogen, als er das Kloster verließ. Velten verstand sich auf kein eigentliches Handwerk, sondern hatte nur gelernt, Andern zu dienen und was sie bedurften ihnen beschaffen zu helfen. Hierauf richtete er sich denn auch ein Geschäft ein für jene Classe von Nachbarn und Einwohnern, die — wie man sagt — von Hand zu Munde leben und ihren Bedarf an Mehl, Butter, Eiern, an Grütze und Graupen, ihre Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Reisigwellen nur im Augenblicke der Nothdurft kreuzer- und batzenweise anzuschaffen vermochten. Als er sich eben verheirathen wollte, kam die Hälfte eines kleinen Hauses in der heute sogenannten Schulgasse zum Verkauf, und ein Herr von W., der auch die kleinsten Sümmchen rasch anzulegen pflegte, hatte ein Capitälchen mit fünf vom Hundert verzinslich darauf stehen lassen, sodaß das neue Ehepaar sein wenig Erspartes zum Geschäftsbetriebe zusammen halten konnte. Diese Wohnung im Erdgeschoß bot Alles dar, was die Familie brauchte: eine etwas niedere Stube für die Menschen, eine besondere Kammer für die Gegenstände des Verkaufs — unsere Handels-

kammer — im Hof eine bedeckte Halle für den Reisigvorrath und ein Ziegenställchen mit einem kleinen Futterboden unter dem schiefen Dache. Letzteres war ein wesentlicher Bestandtheil der neuen Einrichtung. Um die Kundschaft für Ziegenmilch ohne Unterbrechung versorgen zu können, sah Velten darauf, dann und wann zwei Ziegen zu haben, die zu verschiedenen Zeiten lammten. Er hatte das Gras eines vor dem nahen Petersthore gelegenen Gartens gepachtet und bezahlte den Pachtzins mit der Arbeit auf den Gartenbeeten. Denn aus dem Kloster her verstand er sich etwas auf Gärtnerei. Wie stolz blickte er nach den Fenstern der Nachbarschaft, wenn er den Schiebkarren voll frischen Grases vor seiner Hausthür niedersetzte! Wie reich fühlte er sich, wenn die obere Kammer, die noch zur untern Wohnung gehörte, mit duftigem Heu gefüllt war! Ueberhaupt kann man für Blutsverwandte nicht besorgter sein, als Velten es für seine meckernden Thiere war — innig vergnügt darüber, wie ich glaube, daß er auch nach seinem Scheiden von den Kapuzinern noch Geschöpfe zu bedienen hatte, die lange Kinnbärte tragen. Seine Frau konnte vom Dorf her mit dem Melken umgehen, und wußte genau, wie viel Wasserzusatz eine fette Milch vertrug. Ein Brunnen im düstern Hausärn erleichterte die Wirthschaft; wenn er auch durch die Wand und den Wasserabfluß die anstoßende Stube ein wenig feucht machte. Diese hatte für so viel Menschen keinen Ueberfluß an Raum. Glücklicherweise theilte man sich nicht mit harten Köpfen, sondern mit nachgiebigen Herzen hinein.

Auch machte die Wiege des Knaben bald genug Platz für ein Rollbettchen, das den Tag über leicht untergeschoben wurde. Soviel hölzerne Stühle, als Personen da waren, hätten neben Tisch und Betten nicht untergebracht werden können, daher die Großmutter gewöhnlich auf der Bettlade Platz nahm. Und hier ist sie mir in einem hellen Moment erinnerlich geblieben: wie sie nämlich für ihren zahnlosen Mund einen Wallnußkern auf der Bettstelle mit einem Hammer zerquetschte. Gewiß hat sie mir etwas davon zwischen die kleinen Zähne gesteckt; wie wäre mir sonst der unbedeutende Augenblick so erinnerlich geblieben! Denn von da ist sie mir aus dem Andenken verschwunden und wie ohne Tod und Begräbniß weggehoben.

Zu ihrer Zeit soll die Großmutter sehr hübsch und einnehmend gewesen sein; wie sie denn auch dreimal verheirathet und zum dritten mal Witwe war. Mit ihrem ersten Manne hatte sie die Reise nach Potsdam und Berlin gemacht, wo sich der stattliche Bauernsohn in den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm's I. unter dessen Riesengarde anwerben ließ. Die Großmutter erzählte gern, wie sie damals auch den großen Fritz gesehen, von ihm bemerkt und nach ihrer Herkunft befragt worden sei. Und als er vernommen, sie stammten aus Fulda, habe er gesagt: „Also seid ihr katholisch? Aber das ist einerlei!"

Erst mit ihrem dritten Manne bekam sie die Kinder Valentin, Katharina, meine Mutter und eine ältere, in Hofbieber verheirathete Schwester. Er hatte im fürst-

bischöflichen Militär gedient — ein musterhafter Pfaffensoldat. Denn wie er einstmal zur Adventszeit im Schloßhof auf Posten stand — es lag eben Schnee und der Mond dämmerte nur durch schweres Gewölk — da wälzte sich gegen Mitternacht „etwas Schwarzes" in der Richtung auf das Schilderhaus heran. Bewaffneter Muth und glaubensstarke Furcht wechselten in der Brust des fürstbischöflichen Soldaten. Es war ehrlos, davonzulaufen, aber auch lebensgefährlich, vorzuschreiten und — Werda? zu rufen. Schnell aber fand er die rechte Auskunft: er senkte das Gewehr mit der Mündung zur Erde und schlug, aufrecht stehend, drei Kreuze über die Brust. Und siehe, der böse Feind schnopperte vorüber.

Von dieser Familientradition in unsere kleine Stube zurückkehrend, bemerke ich, daß sie einen Balkendurchzug hatte. Onkel Velten mit seiner weißbaumwollnen Zipfelmütze streifte just darunter hinweg; denn er war ein kleiner Mann; Heinrich Joseph aber, der Knabe, hatte hübsche Jahre vor sich, um bis an den Balken zu wachsen, der schon so freundlich war, sich ihm ein wenig entgegen zu neigen.

In solcher niedern Enge, worin aus Mangel an Raum selbst das kaum Entbehrliche nicht vermißt wurde, konnte nur Reinlichkeit und Liebe das Zusammenleben einer Familie erleichtern. Häusliche Sitte, aus frommer Gewohnheit erwachsen, that das Uebrige: sie brachte durch regelmäßige Gebete eine höhere Ordnung in das beschränkte Alltagsleben; durch gehobene Empfindungen gewährte sie eine Vergütung so mancher Entbehrnisse,

und malte mit der Kraft des Glaubens an die feuchte Hinterwand der Stube die Perspective der Ewigkeit. Morgengebete, Tischgebet, Ave Maria gliederten den arbeitsamen Tag. Wenn das helle Glöckchen von dem Pfarrthurme tönte, lief irgend Eins im Hause nach der angezeigten „heiligen Messe", brachte die Anliegen der Familie vor den Altar und frischen Stoff der Unterhaltung mit aus der Kirche. Denn während die betenden Lippen den oft befahrnen Weg zum Himmel von selbst fanden, brauchten sich die Augen nichts von Allem, was in der Kirche vorging, entgehen zu lassen, sodaß der Kirchenbesuch des Einen mit seinem nächsten Segen uns Allen zu gut kam. Darin waren wir echt katholisch und würden uns, wenn wir auch den persischen Dichter Sadi gekannt hätten, doch von seinem Spruche nicht haben anfechten lassen:

Will der Mensch zu seinem Gotte flehen,
Muß er außer Gott nichts Andres sehen.

Bei außerordentlichen Vorkommnissen zeigten wir uns schon gesammelter. Und so war auch der Knabe stets aufs feierlichste ergriffen, wenn unter Gewittern aus unserm häuslichen Gebetbuche der Eingang des Johannis-Evangeliums laut gelesen wurde. Wir Alle knieten; die Mutter aber las stehend, schlug bei bestimmten Stellen, an das Fenster tretend, ein beschwörendes Kreuz gegen das drohende Gewölk, und verneigte sich tief bei dem Spruche: „Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat bei uns gewohnet."

Früheste Weltgestalten.

In dieser Stimmung und Gewohnheit des Hauses wuchs der Knabe heran. Sein Weltbewußtsein erwachte von Kirchenglocken und seinem Lallen begegneten fromme Sprüche. Noch haftet mir im Gedächtniß fester als alle Gedichte und Gedanken einer spätern Zeit der Morgensegen:

Heil'ge Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' sei dir vertraut
Sowol im Leben als im Tod'!
Komm' mir zu Hülf' in letzter Noth!
Gib, daß ich vor dem letzten End'
Empfang' das heil'ge Sacrament!
Bei Gott mir auch so viel erwerb',
Daß ich in keiner Todsünd' sterb'!

Und wann wäre ich jemals, im Wechsel glücklicher und schmerzlicher Tage, fester eingeschlummert als unter dem „Gott walt's, Jesus walt's!" womit die Mutterhand mich allabendlich unter die Federdecke und unter das ewige Walten des Himmels brachte!

Der Oheim, geistig beschränkter als die Mutter, setzte ihrer gläubigen Andacht mönchische Bestandtheile zu. Als Klosterknecht war er einmal nahe daran gewesen, Laienbruder bei den Kapuzinern zu werden. So oft ihm der Babiergeselle den Wochenbart abnahm, erinnerte er sich wehmüthig eines Berufs, der sich mit Bart schmückt, und die Thränen, die ihm das stumpfe Messer verursachte, schmerzten im Stillen seine kränkliche Frau, die darin den Ausdruck bereuter Ehe erblicken wollte. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt sich noch immer etwas vom Klostergeruche. Seine Erzählungen, seine Anekdoten und Scherzworte waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemandem bezweifelt, beriefen sich ausdrücklich auf irgend einen Pater als Gewährsmann. Velten war klein von Gestalt, etwas gedrückt von gebückter Arbeit, ernst und eifrig in allem Thun, und so eng in seinem Glauben wie in seinem Gewerbe, dabei aber in diesem so zufrieden, wie in jenem hingebend. Man konnte an die schönen Verse von Horaz erinnert werden:

> Du nennst gewiß nicht Einen, der viel besitzt,
> Deswegen glücklich: wahrhaft behauptet nur
> Den Werth des Glücks, wer seiner Götter
> Gnadengeschenke mit Sinn zu brauchen
> Und harte Armuth doch zu ertragen weiß.

Der Mensch scheint, unter engen oder weiten Verhältnissen, eben nur dadurch glücklich zu sein, daß er mit den ihm eigenen Gaben und Bestrebungen in der einen Schale der Lebenswage sich spielend ins Gleich-

gewicht setze mit dem Antheil an der Welt, der ihm in die andere Schale gelegt ist. Wiegt er selbst schwerer, so liegt er zu Boden und wird mürrisch und unzufrieden; ist er aber leichter als seine Welt, so schwebt er in der Luft, zappelt ungeduldig und will verzweifeln. Und so besteht die Zufriedenheit des Menschen in dem leichten und gelassenen Auf- und Niederschweben mit seinen Kräften und Aufgaben.

Wohin der heranwachsende Knabe lief und lauschte, begegneten ihm geistliche Gestalten, kirchliche Klänge. Unsere kleine Wohnung lag, wie bemerkt, den Hintergebäuden des englischen Fräuleinstiftes gegenüber. Aus jenem Einfahrtthore, woher meine Eva mit dem Apfel gekommen war, erschienen nicht selten Laienschwestern in weißen Schleiern oder Klosterfrauen in schwarzen, wenn sie paarweise nach ihren Feldern oder Gärten vor dem nahen Petersthore gingen. Sie nickten meiner Mutter zu, die am offenen Fenster nähte, lächelten mich an und drückten mir in die Patschhand eine Rose oder ein Dütchen mit Rosinen.

Die Gasse etwas weiter hinauf blickte man am hohen, dunkeln Bau des Seminars empor. Es war das ehemalige Jesuiten-Colleg, zu jener Zeit erbaut, als in der Pfalz der Protestantismus mit dem Katholicismus im Kampfe lag, und die streitenden Väter im Rücken des Schlachtfeldes ihre Bollwerke und Schanzen aufwarfen. Noch weiter, am Ende der gewundenen Gasse, stand ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel mit einer hellen, bilderreichen Kirche, wo wir die Schwestern

durch das Gitterwerk des Chors lateinische Psalmen singen hörten.

Auf ihren Terminen kamen Franziskaner und Kapuziner durch unsere stille Gasse. Seltener sah man Benedictiner in ihren schwarzen Cucullen. Aber für ein Weltereigniß galt es uns, wenn zuweilen der Fürstbischof in schwarzem Weltkleide vorüber ritt. Ein Lärm entstand, wenn man ihn die Straße herabkommen sah; man klopfte einander an die Fenster; die Nachbarn stürzten vor die Thür, mit entblößten Häuptern und halbgebogenen Knieen sich verbeugend. Hochrothen Angesichts, mit langer, schmaler Nase und gespannten Augen nickte der Fürst vom Rappen nieder, oder lüftete am Stahlgriffe den runden Biberhut. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel gesehen, dem die prächtigen Schuhe angemessen waren, die zuweilen vor dem Fenster unseres Nachbars Hofschuhmacher zum öffentlichen Bestaunen ausstanden — von weißem Atlas mit eingesticktem goldenen Kreuze. So trug sie der Hochwürdigste an hohen Festen am Meßaltar und unter der Fronleichnams-Procession.

Wie könnte ich das Gefühl der andachtvollen Ehrfurcht beschreiben, womit wir Bürgerkinder nach diesem Mann aufblickten, der mit der rechten Hand herrschte und segnete, mit der linken aber in die Ewigkeit reichte, um dem lieben Gott unsere Anliegen unmittelbar zu übergeben. Ja, unmittelbar! Eines Abends verbreitete sich der Schreck, es brenne im Schloß und eine Pulverkammer befinde sich in der Nähe des Feuers; dennoch

wolle der Fürst sein Cabinet nicht verlassen und weiche und wanke nicht. Die Nachbarschaft bebte und betete, bis der Brand und die Gefahr vorüber war, und man wieder aufathmete. Da sagte meine Mutter mit ver- vertrauensvollem Aufblicke: „Freilich hat der gnädigste Bischof sein Zimmer nicht verlassen wollen: wie ja der Mann mit unserm Herrgott steht, wußte er wohl, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren sollte.“

So ward ich sehr früh im Leben inne, wie ein regierender Bischof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße stehe, und konnte nun vom Papste nicht anders denken, als daß ihm der liebe Gott bei jeder Gelegenheit die Hand drücke. Viel später erst hörte ich, daß der Fürstbischof Adalbert ein sehr bornirter und starrsinniger Mann gewesen sei. In seiner Umgebung hatte man mithin aus dem Eigensinne des Mannes jenes Benehmen doch ziemlich anders begriffen, als wir es mit frommer Phantasie betrachtet hatten.

Schon um jene Zeit kam der Knabe mit einem für seine männliche Zukunft verhängnißvollen Menschen in Berührung. Ein schöner Student, Liebling der Nachbarschaft, hatte in der stillen Gasse seine bescheidene Stube gefunden. Sohn eines Bäckers aus dem Städtchen Hünfeld, gab er als Theolog durch hervorstechende Gaben und einnehmendes Aeußere die besten Erwartungen für den geistlichen Stand. Dennoch hätte sich Niemand das Ziel träumen lassen, das dem jungen Leonard zu erreichen bestimmt war. Ich noch nicht viel sicherer auf den Füßen als damals, wie ich die Gartentreppe hinunter

fiel, eilte dem Studenten, so oft er mit seinem Bücherpack die Gasse herunter kam, eifrig entgegen, um ein oder das andere Buch zu empfangen, das ich ihm mit kindlicher Wichtigkeit nachtrug. Die Nachbarschaft lächelte; doch wer hätte ahnen können, daß dereinst aus dem Sturme der Revolution, der jetzt zu wüthen anhob, auf das Haupt dieses Bäckersohnes die Infel des regierenden Fürstbischofs fallen, den eifrigen Knaben aber die Bulle eines Kirchenbannes streifen werde, von derselben Hand ausgefertigt, die ihm jetzt die Dogmatik nachzutragen reichte!

Weniger erbaulich als unsere Häuslichkeit, war für einen aufwachsenden Knaben die Nachbarschaft. Lauern oder Lärmen in den Wohnungen, Schelten und Schimpfen über die Gasse gehörte zum täglichen Brot, und die Gemeinheit der Gesinnung fand immer den rohesten Ausdruck und das saftigste Schmähwort. Noth und Misgunst schielten durch die trüben, in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Gegen all Dergleichen hielten Mutter und Oheim sich ängstlich zurück. Eine fast unbewußte Anständigkeit und Zucht war ihnen von der verständigen, welterfahrenen Mutter, durch den soldatischen Ernst des verstorbenen Vaters und vielleicht durch die frühere Verbindung mit dem Kloster angeeignet. So lang nämlich Velten dort gedient hatte, war die Wohnung der Großmutter das Absteigequartier der Mönche gewesen, die in der Stadt terminirten oder Eins und das Andere zu besorgen hatten. Unsere Fenster schlossen sich, sobald draußen heftige

Worte fielen; man wollte nicht einmal zur Zeugenschaft über das Vorgefallene aufgerufen werden. — Uebrigens waren dergleichen Uneinigkeiten von keiner Dauer, denn sie rührten meist von schlechter Gewohnheit und mehr ungebildeten als bösen Herzen her. Die reichlich gefallenen Schimpfworte schienen nicht zu beflecken; die Entzweiten waren schnell wieder Ein Herz und Eine Zunge, und Derjenige bot gewöhnlich die erste Hand zur Versöhnung, der zuerst vom Andern etwas zu borgen hatte.

An Originalen fehlte es uns übrigens rechts und links nicht. Hier hatten wir zum Anstößer einen Winkeladvocaten von geringer Kundschaft. Er lebte so heimlich, als ob er sein eigenes Dasein gestohlen habe. Man sah ihn nur, wenn er zuweilen mit ein paar grauen Blättern Papier unterm Arme aus der Wohnung schlüpfte und ohne die Nachbarn zu grüßen sich an den Häusern hinwegstahl. Dies hatte für den Knaben etwas Unheimliches und schien zu bestätigen, was Oheim Velten alles Ernstes betheuerte, daß nämlich kein Advocat in den Himmel käme, weil sie alle vom Unrecht, von der Bestechung der Reichen und der Uebervortheilung der Armen lebten. Unser linker Nachbar schien mir schon von der Angst des ewigen Feuers getrieben. Gewiß aber hatte der Arme blos zu viel Sorgen bei zu wenig Clienten und schämte sich nebenher der Nachbarschaft oder seiner Frau. Er selbst, wenn auch täglich in demselben Anzuge, hielt sich doch in Hemde und Halskrause sehr sauber, in Manieren fein und gemessen. Anders seine Ehehälfte. Schlampig im Anzuge, schlotterig im Be-

nehmen, albern in lauten Selbstgesprächen, zerstreut in ewigem Hin= und Herrennen, trug die lächerliche Person über all Diesem eine schwarzseidene Saloppe und große Backenhaube, unter denen sie sich in Hast und Zerstreuung abwechselnd juckte und kraute, sodaß sie mit dem äußerlichen Anspruch auf höhern Stand den Nachbarn um so mehr zum Gespötte diente.

Rechts wohnte uns ein andres Paar, Herr Louis, ein pensionirter Kammerdiener mit Familie. Er hielt sich eben so scheu und zurückgezogen wie der Advocat, und ging sogar noch weniger aus als dieser; wogegen er sich öfter am offenen Fenster mit einer langen irdenen Pfeife sehen ließ. Das Fenster war nämlich seine letzte Zuflucht, wenn er sich vor der herrschenden Hand seiner Frau unter die Augen der Nachbarschaft zu retten suchte. Leider fehlte ihm an dem Oekonomiebau der englischen Fräulein ein bewohntes Gegenüber. Und so mochte er sich mit der Brust noch so weit aus dem Fenster legen: die Gattin, halb gebückt, traf ihn doch mit der Faust so nachdrücklich in den Rücken, daß er, die Pfeife aus dem Munde genommen, wieder und wieder hinab auf die Gasse nicken mußte, was ihn, zu einiger Entschädigung, bei den Vorübergehenden in den Ruf eines zuvorkommend höflichen Mannes setzte. Die zärtliche Frau selbst war aber das liebenswürdige Gegentheil des Advocatenweibes: sauber und hübsch, gesprächig und von kluger Freundlichkeit gegen Jedermann. Sie hatte gute Bekanntschaften in der Stadt, besonders an einem höheren Beamten, einem hübschen und wohlhabenden Manne,

der in kinderloser Ehe lebte und dafür sein heimliches Wohlgefallen an den Kindern des Herrn Louis fand, die ihm durch artige Fügung auffallend ähnlich sahen.

Noch muß ich des stattlichsten und anständigsten Nachbars gedenken, Herrn Leisters, der zu jenen Wundärzten gehörte, die mit mehr Sicherheit einen Bart als ein Bein abnehmen, und es wol mit Schröpfköpfen, schwerlich aber mit dem Trepan wagen. Doch fand ich seine Hand leicht und sanft genug, als sein Franz, mein Gespiele und Gefährte bei Steinwürfen nach Spatzennestern in der Seminariumsmauer, mir einst durch einen Fehlwurf ein Loch in den Kopf versetzt hatte. Weher that mir seine erwachsene Tochter, als sie mich auf einen Spaß, den ich ihr machen wollte, mit spöttischem Lachen — einen Anastasiuskopf schalt. Das Räthselhafte des Unnamens schmerzte mich darum nicht weniger. Ich war sehr empfindlich. Und wenn ein reizbarer Knabe durch solche Unarten gegen die Menschen leicht verschüchtert wird, so schlägt selbst das Wohlwollen, das er von Einzelnen erfährt, übel an, indem es zu hoch aufgenommen wird, um nicht die Selbständigkeit eines jungen Herzens zu schwächen.

Oeffentliches Leben.

Vor die Thore der Stadt kam der Knabe in den frühesten Jahren fast nur an der Hand der ängstlichen Mutter. Konnte sie die Zeit gewinnen, so nahm sie ihn mit nach dem nahen Frauenberge, wo, von der hellen bunten Klosterkirche aus, durch den Bergeinschnitt und über den Zwillingsberg hinweg, in einer Reihe von Stationen aus der Leidensgeschichte des Heilands, ein Kreuzweg gebildet ist und von den Frommen viel begangen wird. Die aus Holz geschnitzten und bemalten Figuren des Heilands, der Schergen und der begleitenden Personen sind in halber Lebensgröße von nicht ungeschickten Mönchshänden mit gutem Sinn für ihre Bestimmung ausgeführt, und boten einer eifrigen Mutter Anlaß zu einer Geschichte, die, für den Knaben unbegreiflich, wenigstens seine Phantasie mit wunderbaren Vorstellungen und sein Herz mit fremdartiger Rührung erfüllten.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt besuchten wir an schönen Sommerabenden den Kirchhof, wo viel Bürgersleute sich einfanden, zwischen den Gräbern wandelnd, bis das Glöcklein zum gemeinsamen Gebet im Kirchlein bimmelte. — Der Katholik mit seiner Vorstellung vom Fegefeuer nimmt von den Gräbern eine besondere Befriedigung mit: jedes stille Vaterunser fällt ja kühlend und miterlösend in jene Reinigungsglut, sodaß er als Wohlthäter fortwährend in Verbindung mit dem Jenseits steht.

Lieber ließ ich mich aber im Frühjahre mit auf die kleinen Wiesen nehmen, die sich um Fulda vielfach zwischen den Hügeln hinwinden. Wir suchten zu Thee Schlüsselblumen und was die Mutter Sennesblätter nannte. Wäre mir nur damals über die Natur und über die um Fulda her so frische Luft und reizende Landschaft das Geeignete beigebracht worden! So blieb es nur bei den Wohlthaten der freien Umgebung, die meinen gesunden Sinnen zuströmten. Zwar zerstreuten sie mich ein wenig für die erbaulichen Erzählungen und Ermahnungen meiner Führerin; doch war Dessen, was mir haften blieb, immer noch genug. Ich hätte äußerer Hinweisungen, eines Weltmaterials bedurft; statt dessen die mütterlichen Gesichtspunkte mich mehr und mehr zum Beschaulichen verengten, worauf mein Sinn ursprünglich schon angelegt schien. So gewöhnte ich mich, nicht blos ohne Auffassung, sondern selbst ohne Aufmerksamkeit an Stein, Pflanze und Gethier hinzuschlendern, und unachtsam gegen Wind und Wetter zu blei-

ben — Gegenstände, auf die man die frühesten Kindessinne richten sollte.

Eins jedoch entging meiner frühesten Wahrnehmung nicht — wie viel heiterer nämlich und vergnügter von solchen Ausgängen ins Freie oder ins Fromme meine Mutter zurück kehrte. Ihr Träumen und Hoffen, das sie gern tief verschlossen hielt, hatte sich in solchen Stunden ungetheilt mit der Zukunft ihres Knaben beschäftigt. Nun kam zu ihrer Ermunterung hinzu, daß sie durch anhaltende Kränklichkeit der Frau ihres Bruders sich genöthigt sah, mehr und mehr von den häuslichen Geschäften zu übernehmen, und in ihrer traumsitzenden Nähterei mit zerstreuender Rührigkeit zu wechseln. — Wie sie mir aus jenen Tagen vorsteht, war sie noch immer von gutem Aussehen, nicht groß, aber wohlgebaut und von der angenehmen Fülle blonder Frauen, mit guten Gesichtszügen und freundlichem Blick. Ein leichter, heiterer Sinn war ihr von Natur gegeben, bis die Erfahrungen des Herzens mit Trauer und mein Dasein mit Sorgen ihre bewegliche Seele heimsuchten. Sie war bei meiner Geburt 26 Jahre alt gewesen, mithin über die gedankenlosen Jahre hinaus, dabei ein Kind des ersten April, der an ihr in leicht wechselnden Stimmungen des Gemüthes sein hergebrachtes Recht übte. In ihren guten Stunden konnte sie eine lustige Geschichte erzählen; auch fehlten ihr muntere Einfälle und neckische Rathschläge nicht. Hatte sie doch im mütterlichen Hause Gelegenheit gehabt, an Soldaten und an Mönchen des bischöflichen Fürstenthums ihren Mutterwitz zu üben.

Ohne damals zu ahnen, was Alles das Herz der Mutter bewegte, hing der Knabe mit stummer Hingebung an ihren Stimmungen, heimlich vergnügt, wenn sie Abends darauf fiel, zu ihrer Nadel ein einfaches Volkslied zu singen. Niemals aber bat oder quälte er darum. Vielleicht war schon sein ursprüngliches Wesen auf Das angelegt, was jedenfalls die enge, auf Resignation gestellte Häuslichkeit vollends ausbildete, daß er nichts ungestüm verlangte, sondern das Beste, das Erwünschte stets für etwas ansah, das eben nur beschert werden kann. Ueberhaupt aber herrschte in Gefühlssachen ein sonderbar scheues und sprödes Wesen unter uns, wie es auf dem harten fuldaer Boden überhaupt heimisch ist. Das Wohlwollen, die Liebe zu einander war unverkennbar; aber sie bedurften keiner Worte, sondern ließen sich nur empfinden, wie man eine wohlthuende Luft und den wilden Thymian der fuldaer Hügel athmet. Die Herzlichkeit verrieth sich stets nur wie hinter einem Vorhange, und jeder Zärtlichkeit hätten wir uns geschämt, als ob sie bei Armuth und Arbeit zu kostbar und ein unstatthafter Leckerbissen wäre.

Hier, wo die Zufriedenheit einer engen Familie so rein innerlich blieb — wie wäre ich da je auf den Gedanken gekommen, was man heut so oft von Kindern vermögender Eltern hört, zu klagen: Ich hab' auch lang kein Vergnügen gehabt! Mein Dasein selbst war mein stetes und volles Vergnügen. Ich hatte damals unbewußt „das Himmelreich in mir selbst", und als ich einmal von meinem Pathen einen hölzernen Pallasch ge=

schenkt bekam, setzte es mich so außer mir, daß ich die Ruhe nicht hatte, bis er an der nächsten Mauer in Stücke zerschlagen ging, und ich wieder auf meine leere Faust vergnügt sein konnte.

Gesunde Kinder finden überall eine höchst wohlfeile Seligkeit, und jede überflüssige Zuthat unverständiger Liebe setzt diesen Himmel in Gefahr oder selbst auch die Engel darin.

Auch kein Lob wurde unter uns laut. Und wenn ich späterhin mit den besten Zeugnissen aus der Schule, mit vergoldeten Prämienbüchern aus dem Gymnasium kam, erwartete ich kein Schmeichelwort. Ich sah die Unserigen lächelnd einander zunicken, und war stolz und glücklich in heimlicher Empfindung Dessen, was es bedeutete.

Wie sich nun dem umherlaufenden Knaben die Stadt nach und nach entfaltete, bot sich leider nichts Auffallendes dar, was die Seele der Jugend besonders gereizt und erweckt hätte. Kein schiffbarer Strom, kein umfassendes Gewerbe, kein weither besuchter Markt erweiterten das stille Thal; keine Kunstschöpfungen, keine wissenschaftliche Thätigkeit warf eine wenn auch vorübergehende Verklärung in den Werkeltag. So alt die Stadt ist, besitzt sie keine vortretenden Alterthümer, die eine Frage nach vergangenen Jahrhunderten hervorlockten. Schon Mitte des achten Jahrhunderts that sich in Fulda, um das Stift des deutschen Apostels, städtischer Betrieb auf. Aber die reichen Spenden, von nah und fern dem S t i f t e dargebracht, verbreiteten keine Wohlhabenheit unter den Bewohnern, sodaß man immer nur für das

nächste Bedürfniß baute und bildete, was dem natürlichen Verfalle und dem wechselnden Zeitgeschmack keinen Widerstand leistete.

Merkwürdigerweise war auch in dem so abgeschlossenen und vielfach eigenthümlichen Fulda im Laufe frommer und streitlustiger Jahrhunderte kein eigentliches Volksfest aufgekommen, und was von alten, einheimischen Gesängen, bruchstückweise und oft ins Sinnlose verkehrt, hier und da noch laut wurde, erinnerte nur an alte Lustigkeit bescheidenen Genusses. Dafür fehlte es nicht an Kirchenfesten und Processionen; auch war es gelungen, ein neues Gesangbuch mit theilweise trefflichen Melodien dem Volk in die Hand und durchs Ohr in den Mund zu bringen.

Wir Kinder freuten uns zumeist auf das Christfest. Nicht wegen der leuchtenden Bescherung am Christbaume: dieser war damals im katholischen Fulda nicht üblich. Den Kindern erschien am 6. December der heilige Nikolaus, mit Sack und Ruthe zu lohnen und zu strafen ausgerüstet. Aber das Christfest brachte andern Jubel mit sich. Man ging am Vorabende nicht wie gewöhnlich schlafen; Freunde und Angehörige versammelten sich nach Verabredung. Wie die Reichen und Vornehmen bei Mahlzeiten, Spiel, dampfenden Weinkumpen und Punschnäpfen den Abend zubrachten, weiß ich nicht: in unserer Stube waren wir bei Kaffee mit Kuchen fröhlich, bis von eilf Uhr an das Wechselläuten zur Christmesse der Mitternacht einlud. Nun ging's zur Kirche, einer Handlaterne nach, die durch den tiefen, vom schwar-

zen Nachthimmel rieselnden Schnee leuchtete. Dort trat man in eine tausendfache Helle ein. Denn zu den Kerzen der Altäre hatten die Betenden ihre Wachsstöcke angezündet. Musik, Gesang, laute Gebete des Priesters, wie oft man sie vernommen, weckten doch in der ungewohnten Umgebung einen neuen Schwung der Empfindungen. Die am Hochaltar wandelnden Gestalten nahmen von der Mitternacht etwas Geisterhaftes an, wozu selbst die hohen Kirchenfenster, durch die sonst zum Hochamte der helle Tag hereinstrahlte, jetzt schauderhaft schwarz herabsahen.

Aber nicht alle Herzen im Gedränge waren auf den Hochaltar gerichtet. Und verstand ich auch in jenen Jahren nicht, was Alles nach üppigen Mahlzeiten und heißen Pokalen, neben den Wachskerzen, aus Wechselblicken leuchtete oder auch die Schatten der heiligen Nacht suchte: so lief doch die Andacht nicht ohne gemeinverständliche Ausgelassenheiten ab. Studenten hatten unter der Messe Dinte in die Weihwasserkessel gegossen, und gerade die Frömmsten, die nie ohne sich besprengt zu haben, aus der Kirche gehen, kamen, das Gesicht schwarz betupft, nach Hause und erschraken, ein Spiel des bösen Feindes an sich zu sehen. Andere Muthwillige hatten im Gedränge des Ausganges diese und jene Andächtigen, wie sie in der Kirche durch den gemeinsamen Faden des Gebets vereint gewesen, nun auch eiligst mit Zwirn zusammen geheftet. Draußen zerrten sie dann nach verschiedenen Seiten auseinander und konnten, vom Strome der Menge hin und her gestoßen, nur mit dem

Messer unter vorgehaltener Laterne von einander gelöst werden.

Von diesem Tag an blieb uns Kindern für längere Zeit das Krippchen bei den Kapuzinern. Ein theaterartiges Gerüste, der altenglischen Bühne ähnlich mehr in die Breite als in die Tiefe gerichtet, trat dem Beschauer mit schmalem Vordergrund entgegen, und führte an der Hinterwand bemalte Felsen und geschwungene Felsenpfade empor. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halb lebensgroßen und bunt bekleideten Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Schäfchen durch reichlich aufgeschüttetes Moos an das Ställchen heran getrieben, um das göttliche Kind anzubeten. Wir sahen es vor der Krippe im Schoose der Mutter liegen, nackt, aber von Ochs und Eselein angehaucht, damit es in der bittern Kälte nicht friere. Die Kälte fühlten wir mit; aber die Mönchsphantasie versetzte auch ins warme Klima von Bethlehem einen strengen Frost, wenn auch nur für das Ställchen, und ohne die Schäfer in ihren leinenen Kitteln etwas davon empfinden zu lassen, die ja nach der Schrift mit ihren Lämmern im Freien übernachteten.

Zu Neujahr verwandelte sich das Ställchen in den Tempel. Maria und Joseph hatten sich herausgeputzt. Das Oechslein war natürlich zu Hause geblieben; dafür stand aber der hohe Priester mit einer Hörnerkappe zur Beschneidung da. Zugleich ließen sich schon in der Ferne auf hohem Bergpfade die heiligen drei Könige erblicken. Sie kamen zu Pferd mit Kameelen und Moh-

ren, und rückten bis zum sechsten Tag immer etwas näher. Endlich waren sie am alten Ställchen angelangt und überreichten ihre reichen Gaben an Gold, Weihrauch und Myrrhen. Wie man uns Kindern diese Sachen nannte, hatten wir von Gold und Weihrauch einigen Begriff; unter Myrrhen aber stellten wir uns mürbe Wecke vor, fanden das Geschenk für das Jesukind ganz in der Ordnung, und dachten uns die warme Milch dazu.

Nach wenig Tagen waren die hohen Potentaten plötzlich aufgebrochen, hatten aber jetzt den Weg links über die Berge genommen, dem Sterne folgend, der, wie wir hörten, den spitzbübischen Herodes hinters Licht führen sollte. — Nun stand uns der betrübte letzte Act vor, wie nämlich des Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kindlein mordeten. Es war höchst anschaulich dargestellt, und wir Knaben freuten uns nur, daß die Soldaten in ihrer blinden Wuth das Jesukind nicht sahen, das eben im Schooſe der reitenden Mutter über den nächsten Hügel geflüchtet wurde. Wir verstanden den pfiffigen Blick des zurückschauenden Esels und nickten ihm zu, sich zu eilen.

Weniger Sinn hatten wir als Knaben für die ernsten Ceremonien der heiligen Woche. Doch interessirten uns die sogenannten heiligen Gräber, zu denen wir von Kirche zu Kirche mitgenommen wurden. Diese künstlichen Höhlen, deren Dunkel von bunten Glaskugeln durchdämmert wurden, erregten uns ein bängliches Herzklopfen. Heiterer nahm sich das Blumengärtchen in der Nonnenkirche aus, und die fingergroßen nackten Engelchen,

die schwebend die ausgesetzte Monstranz umtanzten, waren für uns ein heiteres Wunder.

Was in jenen Jahren den Knaben noch befremden mußte, die am Charfreitage von verschiedenen jungen Geistlichen in vertheilten Rollen recitativisch gesungene Passion, zog mich in spätern Jahren desto mehr an. Aus solchen heiligen Wurzeln war ja das christliche Drama, wie das altgriechische aus heiligen Choraufzügen, erwachsen. Das moderne Drama hatte sich in seiner Entwicklung mehr und mehr seiner Abkunft entkleidet, während das griechische, auch in seiner höchst vollendeten Ausbildung, die Chöre, wie die Schnecke ihr Haus, noch mit sich führte.

Aehnliche Betrachtungen ließen sich bei der großen Leidensprocession anstellen, die denselben Charfreitag gegen Mittag durch die Stadt von Kirche zu Kirche geführt wurde. Damals hatte sie schon lange ihre frühern frommen Ausschweifungen ablegen müssen. Jetzt wurden nur noch die Werkzeuge der Peinigung, das kolossale Kreuz und die weinende Mutter mit der Leiche des Sohnes auf dem Schoose — mater dolorosa et lacrimosa — von Handwerkern mit umhergetragen. Früher hatte das wunderlichste Schaugepränge stattgehabt. Gott Vater in großem Ornate, die Mutter Maria in Begleitung von Heiligen hatten bei der Procession figurirt. Könige und Helden, Herodes und Pilatus, ein tanzender David mit der Harfe waren im Gefolge gewesen, und ein riesiger Walfisch, aus dem Jonas sang, mit getragen worden. Simson im Harnisch, von geharnisch-

ten Philistern geführt, gab sich durch den Eselskinnbacken zu erkennen, mit dem er um sich schlug. Außerdem war der Zug von Geißelbrüdern begleitet gewesen, und diese Vermummten hatten ihr Bußgelüste nicht blos auf dem eignen Rücken, sondern auch mit Seitenhieben gegen Zuschauer oder Vorübergehende ausgelassen. Man erinnerte sich auch noch der dramatischen Darstellung der Passion an diesem Tage und erzählte den drolligen Vorfall, daß ein junger hübscher Bursche, in der Rolle des Erlösers am Kreuze befestigt und zu allmäligem Sterben abgerichtet, als er in der umstehenden Menge seine Geliebte gerührt und stolz zugleich zu ihm aufblickend bemerkte, statt Eli, Eli, laut gerufen habe: Thut mir die Madlene fort, sonst kann ich nicht sterben!

Es waren Ueberbleibsel der mittelalterlichen Mysterienspiele, und erinnern abermals durch ihren Ursprung aus der Leidensgeschichte des Heilands an den religiösen Ursprung auch des griechischen Drama. Dionysos, der von einer menschlichen Mutter geborene Sohn des Vaters der Götter, hatte unter dem Bilde der Rebe eine vermittelnde, erlösende Cultur unter den Völkern verbreitet. Aus dem heitern Dienst seiner Verehrung entwickelte sich das griechische Drama. Die früheste christliche Kirche war dem verlockenden Theater, auf welchem oft auch Spöttereien gegen das Christenthum extemporirt wurden, feindselig gesinnt, bis sie, im Einklang mit dem Gedanken des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, der das Leben Christi „das Drama der Menschheit" nennt, sich des Theaters, von welchem die Menge doch so mächtig

angezogen wurde, in ihrem Interesse bemächtigte. War nicht Christus, der göttliche Sohn einer irdischen Mutter, ein höherer Dionysos, dessen erlösende Lehre unter dem Bilde — nicht der Rebe, sondern des Kreuzes eine heilige Cultur über die Erde verbreiten sollte? So bildete sich zuerst die Messe als ein symbolisches Drama, und der christliche Kirchenbau erinnerte an das alte Theater. Wie auf diesem Götter und Heroen dem entfernt sitzenden Volke erschienen: so war der erhöhte und durch Gitter vom Kirchenschiffe getrennte Altar die Bühne, wo durch die Vorgänge der Messe die Vereinigung des Gottes mit dem Menschen dargestellt wurde. Aus dem Tempel heraus traten sodann die Mysterienspiele, in die nun freilich das Volk, dem das verhüllte Heilige preisgegeben war, auch seinen Witz einzumischen nicht unterließ.

Beinahe hätte ich des vorausgegangenen Palmsonntags vergessen, undankbar für die buntgefärbten Eier und der mächtigen Bretzel, die mir jener Morgen brachte. Meine Mutter wußte noch von dem Palmenesel, der nun leider verendet war. Aus Holz gezimmert und durch die Stadt rollend hatte er einen jauchzenden Schweif der Jugend hinter sich her gezogen. Wo er still hielt, hatte man sich, nicht um den langbeohrten Kopf, sondern um die namenlose Oeffnung unter dem Schwanze gedrängt, woraus man ein buntes Ei um das andere hervor holte. Dies gelang aber nur Einzelnen. Die Andern rangen und rauften sich um den Glückstopf, der doch die meisten Hände leer ausgehen

ließ. Denn die neidischen, gläubigen Augen der Knaben nahmen nicht wahr, daß nur die in hohler Faust eingeführten Eier als gefundene zurück kamen.

Dieser Esel, wie ich mich später unterrichtete, war von bedeutender Abkunft und hatte seine lebenden Ahnen in jenen frühern Zeiten gehabt, da der Palmentag den niedern Geistlichen, wie einst den altrömischen Sklaven das Saturnalienfest, vergönnt gewesen war, sich einmal gütlich zu thun und gelegentlich auch gegen den hohen Klerus sich etwas heraus zu nehmen. Da hatte man denn, unter Spottliedern auf die Hoffahrt und Ueppigkeit der Prälatenschaft, einen phantastisch aufgeputzten Esel umher und bis in die Kirche geführt, wo man ihm auf dem Altar ein Bündel Heu zu fressen gab. Das baseler Concilium, nicht in der besten Laune auf die päpstlichen Einkünfte und kirchlichen Misbräuche, untersagte auch jene anzüglichen Belustigungen, die sich aber in beschränkter Weise noch fort erhielten. Wie sich manchmal eine übertriebene Fröhlichkeit zu einem sogenannten hölzernen Gelächter erschöpft: so war jener alte Palmenesel zuletzt zu einem bloßen Gestell mit täuschendem Eierstocke herabgekommen.

Nur mit zwei Worten muß ich noch der höchsten Blüte der katholischen Feste, des Fronleichnams, gedenken — dieses Cactus grandiflorus, der nur flüchtige Stunden blüht und seinen betäubenden Vanillegeruch verbreitet. Auf uns Knaben machte die Fahrt des Fürstbischofs nach dem Dom den lebhaftesten Eindruck. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer in bunter, aufgeschürzter

Livree mit seinem Stab, ein Roccoco-Mercur, aus dem Schloßhofe flüchtigen Schrittes kommen. Hinter ihm, unter den Glocken des Doms, unter den schweren Klängen der Hosanna, naht schnaubend, rechts und links mit den Federbüschen nickend und den weißen Schaum der Zungenstange verspritzend, das Sechsgespann, das den herrschenden Priester im goldenen Prachtwagen an der trommelnden Hauptwache vorüberzieht. Heiducken schreiten neben her; Leibhusaren folgen zu Fuß in großen Bärenmützen, mit heraushangenden rothen Säcken, den verbrämten Dolman auf der linken Schulter, den Karabiner im rechten Arm und die Sporen an gelbledernen Stiefeln. In zwei Reihen stellen sie sich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwischen dem Hochaltar und den Kniebänken auf. — — Die Orgel schweigt, Sänger und Geigen verstummen, eine andächtige Stille athmet den Worten des hohen Priesters entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln. Die Hostie wird gehoben, die dreimaligen Schellen erklingen; die Husaren stürzen auf lautes Commandowort mit den Karabinern auf den dröhnenden Boden knieend nieder, die rechte Hand über der Stirne gespreitet, als ob das Auge vor den Strahlen der herabgestiegenen Gottheit zu schirmen. Draußen fallen die schweren Kanonenschläge und die Gemeinde stimmt ihr Heilig, heilig ist der Herr! an.

Wie denn aber Pomp und Pracht, wenn sie sich einmal nicht genug thun können, gar leicht von irgend einer Seite aus dem Feierlichen ins Lächerliche fallen: so war für solchen außerordentlichen Tag zu den geschmückten

Husaren und den geübten Musketieren noch eine Landmiliz aus dem Centamte der Stadt herein gezogen und nothdürftig abgerichtet worden. Da standen nun diese bäuerlichen Gestalten in ihren langen blauen Röcken, deren breite Schöße, roth gefüttert, unten umgeschlagen und mit Vorder- und Hintertheil zusammengehäkelt bammelten. Der dreieckige Schlapphut saß so schräg in den Kopf gedrückt, daß der Schießprügel vor dem linken Theil aufrecht stehen konnte. Der Hauptmann der Compagnie, mit einer Schärpe angethan, war so im militärischen Selbstgefühl versunken, daß er, als die große Procession vom Dom herauf kam, sich des Commandowortes, womit er seinen Leuten eine Schwenkung zur Seite des öffentlichen Altars geben mußte, durchaus nicht besinnen konnte. Er wendete den Kopf hin und her, als ob er das Vergessene herbeischütteln wollte, er zupfte mit der linken Hand verstohlen am langen, dünnen Wickelzopfe, wie an einem Schellenband, um das ausbleibende Wort zu citiren, während er es auszurufen bereits den alten Säbel weit in die Luft streckt. Vergebens! Der Verlassene bleibt verlassen. Und schon schwebt die erste Fahne der Procession heran. Da ruft er mit der Gewalt eines Generalfeldzeugmeisters: Mannschaft, Achtung! Und folgt mir nach!

So schreitet er mit einhackenden Fersen voran, und die treuherzige Schar folgt, Mann für Mann, wie eine Ente der andern.

Die Gesellschaft.

Hinter jenen Kirchenfesten her, die ihren pomphaften Cyklus mit dem Frühjahr abschließen, brachte der Sommer wenigstens *eine* Art öffentlicher Ergötzlichkeiten, an denen auch die Prälaten nur im Weltkleid Antheil nahmen. Es waren Scheibenschießen, die in dem großen Garten eines vor dem Petersthore gelegenen Wirthshauses ihre festen Scheiben- und Schützenstände fanden. Montags früh ward mit Trommeln und Pfeifen hinausgezogen. Die Schützen, aus dem Adel und höhern Beamtenstande zusammmengetreten, bezeichneten sich mit grünen Bandschleifen an Hüten oder Mützen. Drei Tage währte das Schießen um die ausgesetzten Preise. Musik spielte dazwischen, und die glücklichsten Treffer wurden mit Böllerschüssen geehrt. Der Ceremonienmeister des Festes, zugleich die Zielscheibe für den Prälatenwitz, war ein läppischer weltlicher Consistorialrath, anerkannter Spaßmacher der damaligen Societät und jetzt sehr vergnügt, sich auf diesem Fuße vor der bürgerlichen Menge hervorzuthun. Am

dritten Abende erschienen die Frauen und legten sich während der Preisvertheilung geschmückt in die obern Saalfenster. Ein Feuerwerk beschloß den Tag und gab das Signal zum nächtlichen Ball.

Wir Knaben fehlten natürlich nie im Gedränge der Zuschauer, die sich zwischen dem Hause und den Schützenständen bewegten. Und da taucht mir aus jenen Tagen eine Erinnerung auf, die einen Rückblick in jenes nach Sittenfäulniß schmeckende Prälatenleben und zugleich einen Einblick in die instinctmäßige Empfänglichkeit der Kinderseele thun läßt.

An einem solchen Abende trieb sich unter den zahlreichen Zuschauern ein Capitular umher, den ich nicht seinem Namen, wohl aber seiner verwachsenen Gestalt nach von hohen Festen aus dem Dom her kannte. Unbekümmert um das Bürgervolk, das ihm ehrerbietig auswich, unterhielt er sich im Getöse der Menge und der knallenden Büchsen durch Geberden mit einer Dame im obern Fenster. Meine Knabenaufmerksamkeit folgte jeder seiner Bewegungen mit dem scheuen Respecte, den ich vor allem Vornehmen hatte. Bald aber fielen mir die Mienen und Zeichen auf, die vor allem Volke zwischen oben und unten gewechselt wurden; bis eine unbeschreibliche Geberde, die der gräßliche Aesop machte, mich mit einer geheimnißvollen Angst überrieselte. Nicht als ob ich die Symbolik dieser Gesten eigentlich *verstanden* hätte, nein, durchaus nicht: aber die Faunenmiene des geistlichen Herrn und das scharlachrothe Lächeln der Dame erschreckte mich mit einer Vorempfindung von Unsittlichem, das gemeint sei.

Nicht um ihrer selbst willen soll diese Knabenerinnerung hier mitgetheilt erscheinen, bewahre! Sie bleibt aber bedeutsam als Probe des Zeitgeschmacks, als Maßstab Dessen, was in der damaligen Gesellschaft hinter den Wänden des Hauses doch wol für statthaft muß gegolten haben, wenn es sich, sonst so ängstlich versteckt, damals an öffentlichen Vergnügungsorten, unter den Augen des Volks, von Priestersingern telegraphiren ließ. Auch ist es für das Stillleben eines einfachen Menschen, wenn es doch einmal skizzirt wird, nicht gleichgültig, zwischen welche Umgebung der Welt es von der Hand des Geschicks hingestellt wurde, und von welcher Staffage es seine Schatten empfing. — Und auf was hätten wir lebhaften, ungebundenen Knaben denn auch in einer so einsamen Stadt unsere frischen, suchenden Augen zu richten gehabt, um nicht zu sehen, wie die vornehmen und adligen Leute, der anziehendste Gegenstand der bürgerlichen Aufmerksamkeit, sich benahmen? Wie hätten wir nichts davon hören sollen, was aus der Region des Hofes von Ohr zu Ohr bis in unsere Niederung gelangte, wie ein wildes, wühlendes Bergwasser von einer zur andern Felsenmuschel niederplätschert?

So gedenkt mir noch gar wohl, wie sehr wir jungen Kameraden auf das Treiben eines fürstlichen Vetters Acht hatten, der auf unserer Gasse im Erdgeschoß jenes Hauses wohnte, das jetzt den beiden protestantischen Geistlichen überwiesen ist. Aus der Petersgasse kam täglich eine hübsche, saubere Bürgerstochter frischen und etwas derben Aussehens zur Messe oder Abendskirche wandelnd vorüber.

Wir schlichen pfiffig hinter ihr her, um zu beobachten, was der kecke Oberjägermeister ihr am Fenster zurief, wie er sie ein andermal am Hausthor erwartete, um sie, keck umfaßt, eine Strecke zu begleiten, oder halb mit Gewalt in seine Wohnung zu überreden. Wir verstanden nicht, was die Nachbarschaft bald genug von dem Fall des bethörten Mädchens flüsterte; aber wir hatten es nicht vergessen, als wir in reiferem Alter die völlig Gesunkene, entstellt von Aussehen, in Haderlumpen, und von berauschendem Getränke überwältigt in der Straße erblickten, wo sie einst dem nun verschollenen Manne nicht wie Gretchen dem Faust geantwortet hatte:

Bin weder Fräulein, weder schön;
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Allerdings waren nicht alle Höflinge so verwegen, nicht alle Capitulare so verwachsen, wie die Erwähnten: doch auch die Unordnungen, die geordneter vorfielen, hatten gegen das Volksleben so wenig Vorhang, daß sie nur verwirrend auf die sittlichen Begriffe der Menge wirken konnten, wie sie denn auch die Gesinnung der zur violettenen Societät mitgehörigen bürgerlichen Beamtenfamilien wirklich verdarben. Oder, wie hätten sonst Männer der besten Patrizierhäuser, Mitglieder der höhern Landescollegien mit so viel Selbsttäuschung oder Selbstvergessenheit ihren Töchtern oder Schwestern den räthselhaften Verkehr mit manchen Prälaten gestatten mögen? Diese Schönen lebten nämlich zuweilen auf den Propsteisitzen und standen dem Hauswesen ihres ehelosen Freundes vor. Hier und in der Stadt schickten sie sich nicht

nur darein, eine in ihren Einnahmen und Ausgaben sehr entzweite Wirthschaft sorglos zu besorgen, und zu den Gelagen einer lustigen Genossenschaft die Solokarte zu mischen: sie waren auch politisch genug, in die kleinlichen Intriguen mit einzugreifen, die zwischen dem Hof und dem Capitel angesponnen und ausgespannt waren. Man weiß ja, daß an geistlichen Höfen die Parteifäden, die vom Staatsrocken gezupft wurden, ihre besondern Spulen fanden. Zuweilen nahm auch eine dieser Schönen Gelegenheit, ein Fädchen solchen Gewebes abzureißen, womit sich ein junger Mann fesseln ließ, der aus seiner untergeordneten Herkunft nur an solchem Ariadne-Faden zur Gunst eines einflußreichen Mannes, zur Hand einer lebenskundigen Frau und zu Amt und Ansehen im Staat gelangen konnte. Ein solcher Mann hatte dann das Glück, ein sehr lebhaft besuchtes Haus zu machen. Auch soll es irgendwo vorgekommen sein, daß die Frau eines solchen Beamten so rücksichtsvoll war, die Wochen für ihre ledige Schwester abzuhalten, die bei ihrem geistlichen Freund keine Zeit hatte, sich mit ihrem Neugebornen zu beschäftigen. Ueberhaupt würde eine Auswahl überlieferter Anekdoten jene Zeit treffender als die umständlichste Schilderung anschaulich machen, wären jene Geschichtchen, ursprünglich schon allzu saftig, für die Gegenwart nicht in so scharfen Geschmack übergegangen, daß sie sich dem Leser nicht wohl vorsetzen lassen. Im Ganzen war das Leben jener Kreise, das heißt der eigentlichen Gesellschaft, obgleich ins gothische Gestell des Priesterthums gefaßt, doch nur auf eine sinnenweltliche Feder aufgezogen und

ohne Minutenzeiger für die Momente des Ewigwahren und Schönen; ja die Genußsucht, der Pendel, der das Werk im Schwung erhielt, war so wenig vergoldet, daß er um alle Kanten und Verzierungen Grünspan ansetzte.

Das niedere Volk wurde von diesen Zuständen nur aus der Ferne berührt, doch aber, wie gesagt, in seinen sittlichen Begriffen insofern verwirrt, als es sich durch die Unverhohlenheit dieses Lebens gewöhnte, dasselbe zwar nicht für recht und erlaubt, wohl aber in einer höhern Ordnung begründet, gleichsam als ein sittliches Privileg anzusehen. Man scherzte darüber und machte es so zu einem Spaß. So nannte man die Chaise, worin einer der angesehensten Prälaten genau zur selben Stunde täglich seine Freundin besuchte, die hölzerne Glocke, oder die fahrende Uhr. Ein guter Kopf ließ wol in vertrauter Umgebung derbere Witze aus, und man gab sie laut und lachend weiter. Oder es entsprang aus der Phantasie des Volkes eine flüchtige Mythe, in der sich das sittliche Gefühl Luft machte. Dies war selbst nach der Säcularisation noch einmal der Fall, als eben jener Prälat der hölzernen Glocke, sonst ein geistreicher und mit unserer Literatur in Verbindung gestandener Mann, gestorben war. Noch vor seinem Begräbniß lief das gespensterhafte Gerücht um, — ein schwarzes Mutterschwein mit fünf schwarzen Ferkeln habe um Mitternacht des Abgestorbenen Prachtbett siebenmal grunzend umkreist und einen großen Gestank hinterlassen.

Naiver, als diese Erfindung, und doch nachdrücklich

genug ist das Wort einer Bäuerin überliefert worden, die an einem Propsteisitze wohnte oder vielleicht in der Propstei gedient hatte: „Es ist ein Gotteswunder, sagte sie, daß noch ein Streifschen blauer Himmel über dem Volk hangen bleibt!“

Zeitstimmung.

Einem Stillleben darf es nicht an jenen Lufttinten und Lichtbrechungen fehlen, die es in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, nicht an den Durchblicken und Fernsichten vor- und rückwärts, die das stille Gemälde in seine rechte Weltumgebung versetzen. Darum muß der Erzähler hier, wo er als Knabe zum erstenmal von der Luft des Jahrhunderts überschauert wurde, ein paar Momente verweilen, um sich nach der wundersamen Beleuchtung aus der damaligen Atmosphäre umzuschauen.

Es war bekanntlich eine schwüle, weiche Zeit, die der französischen Revolution unmittelbar vorausging und ihr unmerklich, aber desto wirksamer vorarbeitete. Die tiefste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft war von ihr aufgelöst und unterwühlt, — die alte Sitte, die öffentliche Sittlichkeit. Das Geheimniß der Geschlechter ward allzu leicht preisgegeben, das Heiligthum der Ehe allzu oft entweiht Galt es doch unter Vermählten für feinen Ton,

alle Verirrungen wechselnder Neigung einander nachzusehen Der Geschmack an der Fäulniß der Familie eignete als Hautgout für die gute Gesellschaft. Es war der Moden eine, die unser äffischer Adel vom pariser Hof annahm, um hernach sich zu erstaunen, daß unser Volk an der französischen Revolution auch einmal etwas von Paris haben wollte. Die Herzogin von Orleans, bekanntlich eine pfälzer Prinzessin, schrieb vom Hofe des vierzehnten Ludwig: „Wer sich piquiren wollte, seine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot passiren, und würde von Jedermann verspottet und verachtet werden.“

Im bürgerlichen Leben war es die Zeit fröhlichen Genusses, sorglosen Hinlebens, leichter Manieren, mit denen die Götter der Aristokratie zu den Töchtern des Volkes herabstiegen; die Zeit, da die katholische Orthodoxie tolerant, und die protestantische Bildung so gern katholisch wurde, — beides gegen seine Natur. Das mühsam aus dem Erze des Mittelalters entlarvte Gold der Humanität wurde theilweise breit geschlagen und so breit, daß es noch als Goldschaum auch die Schmach und den Wurmfraß der Gesellschaft überkleiden sollte.

Es ist die Rede von den höhern Ständen, von jenen Classen der Gesellschaft, die von der französischen Revolution am meisten empört, und freilich auch zunächst bedroht waren, ohne es sich einzugestehen, daß eben sie selbst die thätigsten Vorarbeiter derselben abgegeben hatten.

Weiter verbreitet als diese sittliche Gebrechlichkeit

zeigte sich die politische Immoralität; denn an nationaler Gesinnung fehlte es im ganzen Volke.

Nachdem der Dreißigjährige Krieg die Cultur Deutschlands um hundert Jahre zurückgeworfen, war durch den Westfälischen Frieden die Souverainetät einer Unzahl regierender Herren, geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen und Barone mit landesherrlicher Macht bestätigt worden. Es war mithin eine an Kraft und Muth vielfach gebrochene Nation, über die so vielfach geherrscht wurde. Auch der kleinste dieser Machthaber war, oft gerade seiner Unmacht zu lieb, groß genug, um den Eigensinn als Diadem und das Belieben als Zepter zu führen. So zerstückelt, von hundert Lebenspunkten der Gewalt in engen und engern Kreisen umgewirbelt, verloren die Deutschen allmälig das Bewußtsein eines großen, machtfähigen Volkes und das Gedächtniß glanzvoller Vergangenheit. Diese knappen Lebensverhältnisse mit ihren kleinlichen Angelegenheiten und lächerlichen Ansprüchen verengten die Ansichten und Bestrebungen, drückten den Geist und erniedrigten die Gesinnung des Bürgerthums. Dies blieb was man Spießbürgerthum nennt, — den Spieß selbst verrostet gedacht. Feigheit und Gemeinheit gingen Hand in Hand mit ebenso jammervoller Unterwürfigkeit, in der alle Organe eines freien Staatslebens langsam abzehrten.

Im Luftkreise einer so dürftigen, haltlosen und verworrenen öffentlichen Meinung war es nicht anders zu erwarten, als daß Deutschland in Handel und Industrie, in Poesie und Literatur nur allzu lang hinter den Nachbarvölkern

zurückblieb, und deren Misachtung weder mit politischen Waffen, noch mit geistigen Werken von sich abwehren konnte. Daß es aber noch eitel darauf war, Moden und Sitten von daher anzunehmen, wo es verspottet wurde, ging über das Aeußerste der Selbstvergessenheit hinaus.

Solche Zustände des Völkerlebens, an sich selbst widerwärtig und beklagenswerth, erscheinen doch nicht ohne innere Nothwendigkeit oder vielmehr ohne innere Gesetzmäßigkeit und Bestimmung. Und wie sie an gewisse Früchte erinnern, die mit der Reife ihrer verschlossenen Samenkerne in Fäulniß kommen: so scheinen sie auf neue Entwickelungen des Volkslebens hinzuweisen. Wirklich waren in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts neue Gedanken, die Samenkerne religiöser und staatlicher Entwickelung, zeitig geworden, und die Autoritäten und Anstalten, in deren Schoose sie sich gebildet, fingen zu zerfallen und morsch zu werden an. In dem langen, lauen Frieden vor der Revolution verriethen sich allerwärts die thätigen Kräfte der Auflösung in der Diözese des kirchlichen Glaubens, im Gebiete staatlicher Verfassung und in den Kreisen gesellschaftlicher Ordnung. Zu diesen auflösenden Agentien gehörte besonders auch die aristokratische Sittenlosigkeit der Zeit. Jener weltliche und geistliche Adel mit seinem bürgerlichen Dienstgefolge — Theilnehmer an der Macht des Staates, Inhaber der hohen Würden der Kirche — von welcher Autorität hätte gerade er sich losreißen mögen, als eben von der allgemein menschlichen, der sittlichen Ordnung der Welt? Und so trugen gerade die Vertreter der äußer-

lichen Gewalten, deren Autorität sie in ihrer Person vor dem Volke herabsetzten, am meisten dazu bei, den freien menschlichen Geist unabhängiger zu machen.

Diese Selbständigkeit des bewußt gewordenen Geistes war aber das Ziel, dem das achtzehnte Jahrhundert lebhaft zustrebte. Die Persönlichkeit des vernünftigen Einzelmenschen sollte mit dem Selbstbewußtsein auch die Selbstbestimmung verbinden, um hierin den Urquell wahrer Bildung, das Fundament der bürgerlichen Freiheit und den echten Werth der sittlichen That zu gewinnen. Dies die Bedeutung der Kämpfe, die am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die Gedanken und die Leidenschaften der europäischen Menschheit erregten. Die deutsche Wissenschaft hatte bereits durch Kant's Kritiken den denkenden Geist mit den Ueberlieferungen der Kirche und Schule in Kampf gesetzt, als die französische Revolution die Rechte des freien Bürgers gegen den Absolutismus der herrschenden Gewalt bewaffnete.

Diese Fragen und Kämpfe lagen von unserm Stillleben weit ab, und erst viele Jahre später konnte der belehrte Student in den Fußtapfen Kant's, dieses überlegenen, wahrhaft eigenthümlichen und ungemein denkkräftigen Geistes, die Richtung erkennen, die den Menschen von der unbedingten Herrschaft äußerer Gewalten zu der ihm innewohnenden Macht des Unendlichen hinführen soll.

Schon ältere Philosophen, z. B. Platon, sprechen von einer Scheinwelt; ja der religiöse Glaube ganzer Völker ruht auf der Vorstellung von der täuschenden

Nichtigkeit der sinnenfälligen Dinge: Niemand aber hatte noch mit so ruhigem, nüchternen Scharfsinne, wie unser Kant, die ganze Maschinerie des menschlichen Erkenntniß-vermögens auseinander gelegt, um darzuthun, daß wir eben mit keinem unserer Sinne die Dinge an sich, also die Wahrheit der Welt, zu erkennen vermögen; sondern daß wir blos der Eindrücke inne werden, die sie auf unsere Organe machen. Wir sehen nicht eigentlich den Baum, sondern empfinden nur das Lichtbild, das von ihm auf die Netzhaut des Auges fällt. Unsere Vorstellungen von den Dingen berühren also nur die Erscheinung, nicht das Wesen derselben, das sich uns niemals enthüllt.

Indem nun aber aus diesem Gesichtspunkte der königsberger Denker das Reich der menschlichen Erfahrung ausmißt und abgrenzt, wobei er von allem darüber hinaus strebenden Forschen abwarnt, lenkt er unsere Erkenntniß ins Innere unseres Selbst, wo die letzten Geheimnisse, die einzig zugänglichen, ruhen und der Schlüssel zum Räthsel der Welt zu finden sei. Das menschliche Handeln ist unabhängig von den Gesetzen der Erscheinungswelt und aus der Erfahrung nicht erklärbar. Da findet sich der Mensch auf den wahren und sichern Boden seiner Weltbedeutung und Weltwirksamkeit hingeführt — an die ewige Quelle der Geistesfreiheit, und die Aufgabe wird ihm geboten, dem irdischen Dasein, das nur aus dem Gesichtspunkte thätiger Freiheit eine Bedeutung für ihn hat, durch Wirksamkeit seiner Vernunft die ihm fehlende Wahrheit und Würde zu verleihen.

In dieser Emancipation der Freiheit von der Natur, in dieser Anerkennung des Geistes als seines eigenen Gesetzgebers erblicken wir die Richtung und das Ziel der neuen Zeit und Zukunft. Ebenso bezeichnete es den Charakter des Zeitalters, wenn Kant in einer andern Schrift über „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", den Versuch machte, die religiösen Ideen als geistigen Kern aus der Schale der geschichtlichen Ueberlieferungen heraus zu brechen, und den Glauben vom Dogma abzulösen.

Wenn aber dieser höchst bedeutende Mann in all' Diesem zunächst wissenschaftliche Kämpfe und Bestrebungen anregte: so wirkte er viel unmittelbarer durch den Nachdruck, den er auf das Sittliche im Menschen legte, und durch das in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" aufgestellte ernste Sittengesetz als ein wahrer Reformator seiner schlaffen, unsittlichen, genußsüchtigen Zeit, die auch besonders durch die Prälaten in das stille, versteckte Fulda war verschleppt worden. Verschleppt: denn einen einheimischen Adel gab es hier nicht; sondern jeder neugewählte Fürstbischof brachte seinen Anhang mit oder zog ihn nach, — Männer, die an den Ton und das Treiben an andern Fürstenhöfen gewöhnt waren, mit denen sie auch ihre Verbindungen unterhielten.

Die Schule.

Der Wechsel von Nacht und Tag wiederholt sich in der Entwickelung aller Geschöpfe dadurch, daß auf jede Entfaltung nach außen mit Nothwendigkeit — sei es zu bloßem Ausruhen, oder für einen neuen Anlauf zu höherer Bildung — eine Rückkehr ins Innerliche folgt. So strebt das Kind beim ersten Erwachen aus seiner bisher vom Schlafe beherrschten Existenz dem Licht und der Luft entgegen. Mit dem gewonnenen Selbstgefühle treibt der Knabe sich die ersten Jahre in diesen Lebenselementen spielend umher und entwickelt seine Glieder und die weltwahrnehmenden Sinne. Dann aber wird er zum Lernen zurückgerufen, zur Einkehr in die Innerlichkeit der Seele. Freilich geht er meist so ungern an diese Verinnerlichung, wie — zu Bette.

Auch die Mutter unseres Knaben nahm den Zeitpunkt wahr, ihn zur Stadtschule vorzubereiten, indem sie zu bestimmten Stunden neben ihrer Nähterei das

zum Unterricht eingeführte ABC=Buch feierlich vor ihm aufschlug.

So schwer man sich bloßer Gefühle aus frühesten Jahren erinnert, so sind mir doch die wundersamen Empfindungen, die ich bei diesen Figuren und ihren Namen hatte, noch jetzt nicht ganz erloschen; vielleicht weil ihnen der hohe Ernst der Lehrmeisterin eine schwere Bedeutung beilegte und auf mich einen feierlichen Eindruck machte. Da mir nun eine leichte Fassungsgabe von Natur verliehen und von einem muntern Gedächtniß begleitet war, so ging ich im Wiedererkennen und Benennen der Buchstaben rasch vorwärts bis zum i, das mir durchaus widerstrebte. Eine Angst überkam mich, so oft mir dieser einfache Strich mit dem obschwebenden Punkte vor die Augen trat; denn jedesmal war mir sein Name wieder vergessen.

Diese kindische Befangenheit erscheint mir jetzt, da ich sie wunderlicherweise im Gedächtniß aufbewahrt finde, doch auf eine tiefere Beschränktheit hinzuweisen. — An einem so versteckten Orte, wie Fulda, in untergeordneter Lage der Gesellschaft, zwischen den Wänden einer Familie, die auf Glauben und Verehren, auf Dienen und Entbehren ihre vierschwellige Hütte gebaut hatte, schien dem lernenden Knaben das Verständniß seiner Zeit so tief verschlossen zu sein, daß ihm sogar das einfache Wurzelzeichen derselben schwer zu fassen ward. Ja, der Buchstab i, der ja bekanntlich, groß geschrieben, in der unserm Deutsch blutverwandten englischen Sprache wirklich das volle Ich bedeutet, muß als die Signatur der Per=

sönlichkeit angesehen werden. Und die Selbständigkeit des Ich, die Entfesselung der Persönlichkeit, die gleiche Berechtigung derselben in allen Lebenskreisen war, wie vorhin bemerkt, die Aufgabe, die das achtzehnte Jahrhundert über unsere Schulbücher hinaus für das neunzehnte überlieferte.

Diesem so vielfach abhängigen Knaben, dem schon die Signatur seines Jahrhunderts im ersten Schulbuche so schwer faßlich ist, — wie sollte es ihm möglich werden, frei vom Dogma der Kirche, freimüthig gegen die Mächte des Staates, und freigesinnt in der Gesellschaft sich zurecht zu finden?

Niemand in unserm Stillleben that diese Frage, — Niemand hätte sie thun können. Sie verschwindet an sich auch neben der großen, noch ungelösten Frage der Menschheit, — wie nämlich die Völker sich aus der allgemeinen Selbstsucht, in welche sie, ihr edles Selbst suchend, zuerst verirrt sind, zu sittlicher, religiöser und politischer Selbständigkeit durchkämpfen werden? Für die Darstellung eines Einzellebens bezeichnet sie aber immerhin den Gegenstand der Aufgabe.

Die Stadt- und Landschulen des gefürsteten Bisthums waren für damals und unter einer geistlichen Regierung recht gut bestellt. Heinrich von Bibra, der zwei Jahre vor meiner Geburt verstorbene Fürstbischof, hatte neben andern, dem Lande ersprießlichen Einrichtungen auch eine lobenswerthe Schulverordnung erlassen, und eine Schullehrer-Bildungsanstalt begründet. Ein ausgezeichneter Fürst, würdig dem Kranze jener er-

lauchten Bischöfe und helldenkenden Theologen anzugehören, welche die Aufhebung des Jesuitenordens wie eine Emancipation der Kirche empfanden und dem trübseligen, engherzigen Protestantismus jener Zeit gegenüber einen leider! nur zu flüchtigen reformatorischen Glanz auf die katholische Kirche Deutschlands warfen.

Jene Verbesserung der fuldaer Schule erinnert an Das, was durch den Minister Fürstenberg für das Münsterland geschehen war, mag aber zunächst von Mainz aus angeregt worden sein. Dort hatte der heitere, volksfreundliche Emmerich Joseph nach Aufhebung des Jesuitenordens unter Mitwirkung des Hofkanzlers Bentzel vortreffliche Einrichtungen zur Hebung der untern Schulen und der Universität durchgesetzt. Es war die Stimmung jener Zeit, in welcher der Weihbischof von Hontheim (Febronius) den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes mit scharfer Sonde untersuchte, als La Roche, der Verfasser der Mönchsbriefe, an der Spitze der weltlichen Geschäfte in Trier stand, Derreser, der freisinnige Canonist, unter dem Schutze des Erzbischofs von Köln lehrte, und Blau an der Universität Mainz gegen die Unfehlbarkeit des Papstes schrieb. Es war vor und um das Jahr 1786, in welchem Jahre vier deutsche Erzbischöfe sich gegen die verwegene Gerichtsbarkeit des Papstes auf deutschem Boden sich zu den bekannten Emser Punktationen vereinigt hatten.

Bei meiner ängstlichen, ich weiß nicht, ob mehr angeborenen oder anerzogenen Ordnungsmäßigkeit wurde ich

sehr bald den belobtesten Schülern beigezählt. Man weiß, wie leicht Knaben, die gerade das Schriftmäßige schnell fassen und behalten, und sich in die Schulordnung fügen, bei Eltern und Lehrern für ausgezeichnet und vielversprechend gelten vor Jenen, die von schwerer Fassungsgabe für das Abstracte, und nicht sehr fügsamen Naturels, vielleicht desto mehr praktisches Talent und Energie des Charakters in sich tragen. Den Lehrern, die sich mit so vielen und ungleich begabten Schülern abzumühen haben, sind begreiflicherweise stille, fügsame Knaben, weil sie ihnen die Mühe erleichtern, vor hartköpfigen und ausgelassenen lieb und lobenswerth. Auch befriedigt sich ihr Eifer und ihre Eitelkeit mehr durch Diejenigen, die sich in der Schule hervorthun, als durch solche, die erst durch das thätige Leben herausgebildet werden.

Wiewol ich nun bald genug bemerkte, daß man im Allgemeinen mit mir zufrieden war, konnte ich mich doch einer heimlichen Furcht vor dem ältesten der drei Lehrer nicht entschlagen. Meister Klippmüller war ein Original. Seine Hände, die er sehr pflegte und zierlich trug, sahen viel sauberer aus als die mit Taback fleißig gefütterte Nase. Wir hatten gerade vor ihm, der sich in bannalen Späßen am meisten herausließ, doch das wenigste Zutrauen. Wir lachten ihm zu Lieb, so oft er in Stunden für die Erdbeschreibung, die Landkarte von der Wand an die Tafel hebend, mit vollem Mund ausrief: „Seht, ich trage den ganzen Welttheil Europa an meinem kleinen Finger!“ — Einige Abwechselung brachte er in den

Auftrag, womit er täglich einen Buben nach Schnupftaback ausschickte. Da hieß es einmal:

> Da, einen Groschen geb' ich dir,
> Und gehst zum Krämer Habersack,
> Mit schnellen Schritten holst du mir
> Zwei Loth Marino-Schnupftaback.

Und das anderemal:

> Heut gehst du zu Herrn Kircher,
> Gutem Bürger,
> Und holst mir zwei Loth Schnupftaback.

Hinter all' seiner Spaßhaftigkeit verlor ich aber nie die gepflegte weiße Hand aus dem Auge, die, in der Wurzel ungemein gelenk, beim geringsten Versehen dem Schüler ans Ohr schnellte. Der alte Mann hatte die Eigenheit, ein jedes frische Stück Kreide an den Spitzen und Kanten nach und nach so abzuschreiben, daß es zu einer kleinen Kugel ward. Offenbar beherrschte ihn das weltbildende Princip, das bekanntlich überall in der Kugelgestalt schafft. Aber wehe Dem, der beim Rechnen diese Kreidekugel fallen ließ! Für ein kleineres Versehen hatte ich schon an der Ohrfeige genug, die mir rasch zusauste, als ich einmal in den langen Strich in der Ziffer 7 einen Punkt auftippte, was Klippmüller an sich nicht leiden konnte, wobei aber diesmal auch die Kreide in ihrer beinahe vollendeten Kugelgestalt ein Tellchen erhielt.

Genau besehen ängstigte mich vielleicht der Magister weniger als das Rechnen, das damals und später meine stille Verzweiflung war.

Besser ging es mir mit den altbiblischen Geschichten. Das Wunderbare der Begebenheiten, in Verbindung mit

den natürlichsten Angelegenheiten der Menschen, übt einen eigenthümlichen Zauber auf Kinder und Gläubige aus. Das Allerfaßlichste des täglichen Lebens ist da mit dem Unbegreiflichen durchwebt. Jene Familien leben so einfach, wie wir es selber die ganze Woche haben, und der Himmel bestreitet dabei doch für sie einen Aufwand, wie ihn bei Weltereignissen unsere Könige selbst nicht machen können, — den Luxus der Wunderwerke. Die Lebensfragen jenes auserwählten Volkes berühren uns noch immer, indeß wir den Antworten so weit entrückt sind, die jenen Geschlechtern aus blitzendem Gewölk, von reisenden Engeln oder aus Prophetenmund ertheilt wurden. Die vielen Erzählungen von Gehorsam und Unterwerfung standen ganz im Einklange mit meinen engen Lebensumgebungen und mit der untergeordneten Gesinnung der Meinigen. Sollte ich mir unsere Kartoffeln in der Schale, wie trocken sie verzehrt wurden, nicht königlich schmecken lassen, wenn dem Könige Saul gesagt wurde: Gehorsam ist dem Herrn lieber als Nierenfett? In freiern Verhältnissen erzogen, könnte ein Knabe daran, daß alles Selbständige, wie edel es sich darstelle, verworfen, und nur Folgsamkeit und Untergebung belobt und belohnt wird, leicht stutzig werden. Mit einiger Lebenserfahrung nimmt man daher gern die Ueberzeugung an, daß bei Abfassung jener heiligen Geschichten ein geschlossener Priesterstand in seinem Interesse thätig gewesen sein möchte. Dies besonders, wo man wahrnimmt, daß bei der Theilung des Lebens der Gehorsam dem Volk und das Fett den Priestern zufällt. Indeß

entdeckte ich in jener untern Schicht meiner geistigen Entwickelung noch keine Spur von irgend einem vorsündflutigen Zweifel, einem Mastodon. Ich lebte in der gläubigsten Hingebung an jene Erzählungen und an Alles, was als Warnung und Lehre von diesem Baum der Erkenntniß abgeschüttelt wurde.

Ueberhaupt ist ja die Volksschule von jeher die erste Vasallin der Kirche gewesen, der sie für die Volkserziehung vorarbeitet. Diese Erziehung nimmt gern den Charakter einer Abrichtung an. Die Kirche scheint nämlich, nach Arthur Schopenhauer's Ansicht, mehr um die ruhige Ordnung des Zusammenlebens der Menschen, als um die innere Vollkommenheit des Einzelnen besorgt zu sein. Sie mag dabei von der Betrachtung geleitet werden, daß allen Menschen Vernunft, nur wenigen aber Einsicht und Urtheilskraft verliehen ist; daher sie dem Wahn und den wunderlichsten Hirngespinnsten zugänglich, und durch diese zu allen Verkehrtheiten und Ausschweifungen hinzureißen sind. Da es nun allerdings für die Schule eine vielleicht nie zu lösende Aufgabe ist, eine ganze heranwachsende Bevölkerung von höchst verschieden ausgetheilten Gaben gleichmäßig zu jener geistigen Bildung zu führen, die auf Erkenntniß und Urtheil ruht: so wird die sittliche Bildung für das eigentliche Volk wol für immer darauf berechnet sein müssen, die fehlende oder unzureichende Selbstbestimmung durch Abrichtung und Angewöhnung zum Guten und Rechten zu ersetzen. Daher werden dem aufwachsenden Menschen gewisse Begriffe nachdrücklich eingeprägt, bestimmte Anschauungen

und Maximen eingeflößt und ihm durch Wiederholung gleichsam angewöhnt, um seiner eigenen Erfahrung, seinem erwachenden Verstande voraus, eine beabsichtigte Richtung für das gesellschaftliche Leben zu geben. Diese Gedanken und Gesinnungen haften dann wie angeboren, leiten den Lenksamen oder setzen sich mit dem Abweichenden in Widerspruch; indem sie, wie ein sich mehr und mehr befestigendes Knochengerüste, den beweglichen Muskeln des Handelns zur Widerlage dienen.

Nächst den biblischen Geschichten wurde uns eine andere überliefert, die statt wunderbarer Begebenheiten das Wirken und Walten muthvoller und begeisterter Männer zur Anschauung brachte. Sie galt den Anfängen unseres engern Vaterlandes. Da vernahmen wir nun, daß dies reizende Fuldathal und die anmuthigen, nach dem Höhenzuge des Rhöngebirges aufgestuften Hügel einst von dem schaurigen Urwalde bedeckt gewesen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheure Bäume hatten den rauhen Boden in Besitz genommen und hegten wildes Gethier in Heerden und Flüge schreiender Vögel. Diesen Wald durchwanderte einst, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten, ein frommer, entschlossener Mönch, Winfried, nachmals Bonifacius genannt, einer jener Angelsachsen, die von den britischen Inseln herübergekommen waren, den Friesen, Sachsen und Thüringern das Wort und die Taufe des Christenthums zu bringen.

Von Winfried aufgeboten und eingesegnet, drang sein Schüler Sturm, ein geborner Baier, zum dritten

mal in das Dickicht des Buchenwaldes, um den ihm bezeichneten schicklichen Platz zur Erhebung eines Klosters aufzuspüren. Mit allen Mühsalen kämpft sich Sturm, dem Lauf der Fulda entgegen, durch die Wildniß. Von Menschen begegnet er blos slawischen Kaufleuten, die nach Mainz ziehen. Die Nacht über muß er seinen Esel vor dem Anfall wilder Thiere mit einem Zaun umfriedigen und sich selber schützen, so gut er's vermag. Die Nacht wird immer schwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufschlag eines Pferdes. Rasch gibt er mit Beilschlägen an eine Buche Kunde von seinem Dasein, und der Reiter dringt zu ihm heran. Es ist der Diener eines wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten sich zusammen und ziehen mit anbrechendem Tage weiter. Sturm erfährt die Namen der verschiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache Halt, und der forschende Mönch erkennt das ihm bezeichnete Ziel, wo an der Grenze von vier heidnischen Völkerschaften sein hoher Meister ein Kloster errichten will. Er dankt dem Himmel und nimmt den Rückweg.

Von Karlmann, dem Hausminister des fränkischen Königs, erhält nun Winfried einen bestimmten Waldstrich nebst ein paar hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens, und ein königliches Aufgebot ergeht an die benachbarten Grundbesitzer zu Schutz und Schenkungen an das neue Kloster.

So ward es im Jahre 744 gestiftet und Sturm zum ersten Abte bestellt. Rings umher sanken die Riesen=

bäume; ein steiniger Boden öffnet den Einflüssen des Himmels seinen unfruchtbaren Schoos. Die Mönche kämpfen arbeitend mit allen Entbehrungen. Die Noth macht es ihnen leicht, die strenge Regel des heiligen Benedict zu beobachten, nach der sie leben. Bald aber fließen ansehnliche Geschenke von nah und fern zu und bereichern das Stift. Es wächst zur Selbständigkeit unter dem Papste, zur fürstlichen Abtei, zum äbtlichen Primat „in Germanien und Gallien" und endlich zum gefürsteten Bisthum, in dessen Residenz ich nun die Schule besuchte.

So gut aber auch die Schule bestellt war, suchte die Mutter des Knaben doch den Beitrag für einen Privatlehrer zu erschwingen, den mehre Familien unter dem Namen eines Präceptors ihren Kindern zum Nachhelfen für die Schule hielten. Zum Glück war solcher Aufwand nicht groß, es fehlte nicht an dürftigen Studenten, die für wenige Groschen des Monats eine tägliche Unterrichtsstunde gaben; sonst hätte die gute Frau doch wol erst in Erwägung gezogen, ob ihrem leichtlernenden Knaben eine solche Beihülfe nicht entbehrlich sei. Sie ängstigte sich nur, daß etwas aus ihm werden sollte, und daß er tüchtig angehalten werde.

Beschäftigung.

Indem nämlich der Knabe mit seinem Lernen immer schnell fertig war und es uns an Schriften, wie sie heut die Kinderwelt überfluten, durchaus fehlte, machte es der Mutter Sorge, ihn zu beschäftigen. Nach ihren Begriffen gab es aber nichts Schlimmeres für Alt und Jung als Müßiggang. Dieser und die Lüge galten ihr für das Elternpaar aller Laster, bösen Neigungen und Finten. Da gab es Erbsen und Linsen zu belesen, häusliche Bedürfnisse herbei zu holen, ja mit zwei Strickdrähten ein Strumpfband zu fertigen. Alles war ihr recht, was nur an Thätigkeit und Ordnung gewöhnte.

Diejenigen Classen der Gesellschaft, die von den Mühen der eigenen Hände leben, sehen allerdings sehr verschieden von Denen, die auf fremdem Schaffen ruhen, das hohe Werk der Arbeit an. Es befriedigt und erhebt sie. Und mit rechter Einsicht erkennt wol auch Jeder in der Arbeit die unserm Geschlecht zugefallene

Actie an dem ewigen Schaffenswalten der Gottheit, ein unendlich theilbares Ganzes, von welchem jeder, auch der geringste Antheil menschenwürdig erscheint. Und so war auch der Knabe durch jene, wenn noch so geringfügigen Verrichtungen, die aber zum häuslichen Fortkommen beitrugen, doch mitleistend, mitleidend, ein lebendiges Glied der Familie.

Hier wäre nun zu bemerken, daß in dem versteckten Fulda das bürgerliche Familienleben so enge, wie es die damalige Zeit überhaupt hergebracht hatte, sich vielleicht noch länger als in vielen andern Städten erhielt. Eine schlichte, ehrbare Sitte und das abgeschlossene Gefühl innigster und ungetheilter Angehörigkeit machte die Substanz desselben aus. Und indem Kirche und Schule sich beeiferten, Herz und Geist durch strenge Lehre und fromme Angewöhnungen in häuslicher Abgeschlossenheit zu bewahren, trat der Staat hinzu, das Zellengewebe der Familien zu keiner höhern Entwickelung kommen zu lassen, das Familienleben vom öffentlichen, ja vom Gemeindeinteresse abzuhalten. Willfährigkeit und Gehorsam war das sittliche Erbe, das vom Großvater auf die Enkel überkam. Nur zu geselligem Verkehr und festlichen Genüssen erweiterte sich die Familie zur Sippschaft, bei Gelegenheit von Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen. Man kam zum Gefühl der Vetter- und Basenschaft. Die ärmern Familien blieben wol gar beim Meister Nachbar und der Frau Nachbarin. Persönlich freie Wechselanziehung oder Association von Interessen störten nicht das liebe Herkommen, noch die hohe Verbindung,

die man sogar mit der fürstbischöflichen Regierung darin gemein hatte, Alles beim Alten zu lassen.

Hierdurch kam ein pedantisches Geheimthun in die Familie, deren Glieder, der Luft der Oeffentlichkeit entzogen, gar empfindlich wurden, und jedes Gerücht, das über ihre Häuslichkeit umlief, wie ein Miasma empfanden. Nur die höhere Gesellschaft stand mit auswärtigen Höfen und mit der Welt in einiger Verbindung. Statt aber die gute einheimische Sitte zu erweitern und zu erhöhen, nahm sie jene fremden und fremdartigen Elemente des Umgangs und der Gesinnung auf, die eben nur auflösend und entsittlichend in das deutsche Leben eindrangen. Wovon Fulda verschont blieb, waren die französischen Kammerherren und Köche, Kammerdiener und Spieler, Sprach- und Tanzmeister, die man anderwärts an die deutschen Höfe und in die adligen Kreise zog. Sie halfen die deutsche Eigenthümlichkeit mehr verderben als bilden, nachdem die protestantischen Flüchtlinge des aufgehobenen Edicts von Nantes durch ihre Manufacturen und Manieren einen wenigstens doch erweckenden Zusatz in das bürgerliche Leben einzelner deutschen Städte gebracht hatten. Aber auch hiervon war Fulda unberührt geblieben. Erst die französische Revolution regte eine große Umwandlung des bürgerlichen Familienlebens an. Die Zeitungen, diese Möven des Sturmwetters, zogen zuerst da, wo sie niederfielen, die Hausväter hin, in die Bier- und Weinhäuser, in die Casinos, Reunionen, Assembleen und wie diese Versammlungslocale mit fremden Namen benannt wurden. Doch auch hier fand man

sich nach Gleichartigkeit des Amtes, des Gewerbs, des Vermögens zusammen. Der äußere Anlaß bildete keine rechte Geselligkeit aus, keine von einer Idee getragene innere Einheit der Bestrebungen. Vielmehr verlor man sich in Träumereien und Combinationen des Unverstandes, und wo man sich gar, nach höfischen Vorbildern, der Befangenheit des Familienlebens zu entziehen einfallen ließ, gerieth man nicht selten in Ungebundenheit der Sitten, in leidenschaftliche Verwegenheit, ja über die Schranken der Rechtlichkeit hinaus. Die eindringenden Franzosen fanden nur allzu leicht gelockerte Ehebande, in die sie sich mit siegesbewußtem Uebermuth einknüpfen konnten, und das einst so abgeschlossene Familienleben war mit dem Verluste seiner Einheit und Wahrheit bedroht.

Indeß haben wir ja schon bemerkt, daß gerade das bürgerliche Familienleben in Fulda, wie gegen manche bessern Einflüsse der Zeit, sich auch gegen die französischen sehr spröde hielt. Vollends unsere stille Wohnung, wie weit lag sie hinter jenen Umwandlungen zurück! So durfte der Knabe wol in müßigen Stunden unbedenklich ins Freie laufen; ein Anderes war es aber, wenn er zu kleinen Leistungen oder mit Aufträgen ausgeschickt wurde, woran der Familie besonders gelegen war. Da konnte er gar leicht in die Versuchung jener dunkeln Mächte fallen, die zu damaliger Zeit ein katholisch frommes Mutterherz neben der Vorsehung, an die es glaubte, mit Aberglauben fürchtete. Nie ließ mich dann die ängstliche Frau über die Schwelle treten, ohne vorher

über die untere Hälfte der Hausthüre nach einem guten oder bedenklichen ersten Begegniß auszuschauen. Kam ein altes Bettlerweib die Gasse entlang, oder wurde die Schweinheerde ausgetrieben: so hielt sie mich am Aermel zurück, bis das üble Vorzeichen vorüber war. Wandelte aber ein geistlicher Herr aus dem nahen Seminar daher, oder ward ein Hammel vorbeigetrieben: so öffnete sie rasch die Thüre, und hieß mich in Gottes Namen gehen.

Sehr ungern trug ich die gesteppten Kappentheile fort. Mochte mir nun die Pathe zuweilen etwas schenken, was mich immer in Verlegenheit setzte, oder eine junge Nähterin meinen pedantisch eingelernten Gruß leise nachspötteln: immer hatte ich etwas Empfindliches zu erwarten. Alsdann ward aber der widerwillige Junge daran gemahnt, wie gern der kleine Jesus die Arbeiten seiner Mutter, die auch eine Nähterin gewesen sei, fortgetragen habe. Dagegen war nun nichts aufzubringen und die gute List blieb um so verzeihlicher, als die Mutter durch ihre eigenen Erfindungen zum Besten ihres Knaben durchaus auf kein Mistrauen gegen Dasjenige kam, was die mütterliche Kirche ihren sogar erwachsenen Kindern Wunderbares erzählt. So hielt denn auch die gute Frau gläubig fest an der Legende vom Kleide Jesu, das von Maria gewirkt, mit dem Kinde zum Manne erwachsen, und noch bei der Kreuzigung wie neu, den Kriegsknechten zugefallen sein sollte. Wenn die seufzende Frau so hätte wirken können! Wie wären da ein für allemal Kamisol und Höschen besorgt gewesen, die jetzt nie lang genug halten wollten!

Hat uns aber das bewegte Leben einmal erfaßt, so zieht es uns in immer weitere Kreise. Daher ward mir bald die häusliche Ziege anvertraut, sie hinaus auf freie Raine oder an grüne Hecken zur Weide zu führen. Wie freute ich mich, wenn sie lustig fraß, und wie verdroß es mich doch, wenn sie auch nichts als fressen wollte! Sie sollte auch meine gute Kameradschaft anerkennen. Und sie that es auch, wenn ich sie anhaltend neckte und störte, dadurch, daß sie mit vorgeschobenen Hörnern einen Zweikampf bot. Gar bald aber ward die Weide eine Verlockung zum Bösen für den Hirten. Ich führte meine Ziege gern in die Nähe eines Feldstücks, wo ich eine Runkel, eine weiße Rübe und dergleichen stibitzen, und der lüsternen Geis in Stücke zerschneiden konnte. Nachher setzte das aber ein schweres Gewissen für die nächste Beichte ab, zu der wir schon vom neunten Jahr an vierteljährig geführt wurden. Wie heilsam war es da für mich und meine Besserung, daß ich noch von keinen so verführerischen Beispielen wußte, wie von Bernardin de St.-Pierre, der einst Feigen, von Rousseau, der Aepfel, und sogar vom heiligen Augustin, der Birnen gemaust hatte! Der Letztere bekennt sogar von sich, daß ihn nicht sowol der Gegenstand als gestohlenes Gut erfreut, sondern das Stehlen selbst ergötzt habe *). Ich selbst hatte doch nur aus Liebe für ein anderes Geschöpf und nicht ohne Herzklopfen gesündigt.

---

*) Non ipsa re, quam furto appetebam, sed furto ipso dilectabar.

In letzterm Betracht habe ich doch vielleicht durch meine Unwissenheit mehr verloren als gewonnen, indem ich den Vorsprung, den ich in meinem damaligen Alter vor dem heiligen Augustin hatte, ein Heiliger zu werden, unbenutzt ließ. Dafür darf ich es nach meiner jetzigen Einsicht für eine Fügung der waltenden Gnade ansehen, daß ich aus dem Reiche der Natur, wo mich die Verführung in Gestalt eines bärtigen, gehörnten Geschöpfes zum Bösen verlockte, bald genug zu einem erbaulichen Dienste gelangte, indem ich erst abwechselnd und dann ausschließend, statt des Leitseils der Ziege, den Strang einer Meßglocke in die Hände bekam.

Die englischen Fräulein, durch ihre Oekonomiegebäude unsere Nachbarinnen, hatten einen neuen Meßdiener nöthig. Sie kannten mich von der hintern Gasse. Ich war, seit dem Fall durch den Apfel, unter den abfallenden Blättern ihrer geschenkten Rosen zu einem saubern Buben und manierlichen Schüler so weit heran gewachsen, daß ich das schwere Meßbuch auf dem Lesepult von der rechten zur linken Seite des Altars tragen konnte. Mit mir hatten sie die Bequemlichkeit, daß ich, sobald ihr Meßpriester eintraf, in unserer Stube das Hausglöckchen hören konnte, das die Schwestern aus ihren Zellen im Gartenbau nach dem Saale rief, der im Vorderhause zu einer Kapelle eingerichtet war. Sie warben mich daher zu ihrem Ministranten, und ich lernte, mittels einiger gedruckten Blätter, sehr schnell die lateinischen Wechselantworten auf die Gebete des Priesters zu den

Kniebeugungen und Verrichtungen am Altar, die ich hundertmal gesehen hatte.

Der Meßpriester war ein bestimmter Mönch vom Frauenberge, ein Franziskaner, damals Pater Eustach. In der Stadt hieß er kurzweg der Nonnenpater; ein Bauernjunge aber, der an einem Festtage mit seinem Vater zum erstenmal zur Stadt gekommen war, und die schwarzen Frauen, die mit ihrem Pater über die Straße gingen, Nonnen nennen hörte, fragte naiv, indem er wol an seine Gänse und Enten dachte: Nicht wahr, Vater, der Braune ist der N o n n e r i c h?

In solchem frommen Berufe, unter den vielen Frauenaugen, die nach dem Altar gerichtet waren, wo ich doch die zweite Rolle spielte, fing ich allmälig an, mich etwas zu fühlen. Menschen von einiger Phantasie legen, wenn sie sich beobachtet glauben, viel Gewicht auf die kleinsten Aeußerlichkeiten, die dem Gegenstand ihres Selbstgefühls zukommen. Aus diesem Bewußtsein entfaltet sich die ceremoniöse Grazie der Kammerherren und der Kammerdiener; aus ihm strömt der Magnetismus, der den salutirenden, den richtunggebenden Degen des jungen Lieutenants, wie die Nadel des Kompasses, in Schwingung setzt. Und so hielt es meine Wenigkeit mit den Verrichtungen am Altar, mit dem Kniebeugen, mit dem Falten der Hände, mit dem Umtragen des Meßbuches, den Darbietungen der Meßkännchen u. dgl. Das Alles wurde höchst feierlich gethan, und fand auch zu meiner Satisfaction von Zeit zu Zeit die ausgesprochene Anerkennung der Klosterfrauen. Eigentlich galt es aber den

hübschen kleinen Fräulein, die aus guten, zum Theil auswärtigen Familien in die Pension des Convents gegeben, unter Aufsicht der französischen Mademoiselle Noel in den vordersten Bänken knieten. Es kam ohne Zweifel von der Herkunft des Knaben, daß ein langseidenes Kleid unter einem freigelockten Haar mit bunter Schleife oder schmalem Stirnband einen lebhaften Eindruck auf ihn machte, und die Person, die es trug, in das Licht einer höhern Erscheinung stellte.

Nach dergleichen Empfindungen sah freilich der ernste, blöde Junge nicht aus, dem die frommen Schwestern um seiner Anständigkeit willen gar freundlich waren und Näschereien zusteckten. Zu sagen wußten sie mir wenig und Jungfer Juliane wiederholte sich nur in dem Gedanken: „Jetzt sag ich Du zu dir, bist du aber erst Student, dann heiße ich dich Er, und hältst du dereinst als junger Pater die Messe bei uns, dann titulire ich dich Sie".

Diese Aeußerung bezog sich auf einen Entschluß der Meinigen, daß ich studiren solle; worauf ich in anderm Zusammenhange zurückkomme.

Mehr hätte wol die jüngste der Nonnen, Jungfer Franziska, zu sagen gehabt, wenn ich der rechte Mann dazu gewesen wäre. Einmal, wie sie mir allein auf dem stillen Gang zur Kapelle begegnete, strich sie mir über die Stirn und flüsterte: „Bis Du einmal lachst, Heinrich, muß auch erst ein kleines Dorf untergehen!" Und doch sah ich sie selbst eben zum erstenmal lachen. Eine schlanke Gestalt, blühenden Angesichts, mit großen, schalk-

haft-frommen Augen, wie sie mir noch vorsteht, sah sie aus wie bereuend, daß sie mit dem Schleier nicht noch ein wenig auf die Haube gewartet habe.

Einem beliebten Ministranten kann es wie einem berühmten Minister begegnen, daß er zu einem höhern Wirkungskreise gelangt. Connexionen thun bekanntlich dabei etwas. Eine solche fand der Knabe durch Velten mit dem Kapuzinerkloster, das vor dem Florenthor den Südpol der Stadt, wie das Franziskanerkloster vor dem Paulsthor den Nordpol machte. Das gläubige Fulda hatte damals seine magnetische Linie durch den heiligen Franz von Assisi.

Ich wüßte heut nicht zu sagen, worin dieser fromme Dienst mir ebenso förderlich gewesen wäre, als er mir eine Zeitlang angenehm war. Es müßte denn sein, daß der frühe Aufenthalt hinter den Coulissen der Andacht mich über das einnehmende Schaugepränge des Altars aufgeklärt, und vor meiner Vernunft die Nebel des Weihrauchs zerstreut hätte. Anfangs lag eine Befriedigung schon darin, daß eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe sich leicht und sogar an heiligen Dingen auslassen konnte. Dazu kamen für die Phantasie dämmerige Klostergänge, Blicke durch abgestorbene Fensterscheiben auf die mit Buchs, Ranunkeln und Grasblumen eingefaßten Beete des Klostergartens, kam Tonsur und Bart der Väter und — was diese kleine Welt wie eine Atmosphäre umgab — der mysteriöse Geruch, der von der Kirche und der Küche her, zwischen welchen das Mönchthum webt, sich aus Weihrauch und Sauer-

kraut mischte. So gefiel sich der Knabe eine Weile auf recht klösterliche Weise in einem frommen Müßiggang, den seine Mutter nicht bedacht oder nicht für so schlimm, wie den weltlichen, gehalten zu haben scheint. Wie hätte sie auch einsehen können, daß dieser Cölibatär ebenwohl seine heimliche Lüge findet, mit welcher er eine noch schlimmere Brut als der weltfahrende Müßiggang zu erzeugen verlockt wird! Es war ein recht sorgloser Müßiggang, der, wenn er hungrig wurde, die Küche und die Brotkammer besuchen durfte.

Ueberdies erhielten wir von den Meßpriestern Heiligenbildchen. Und wie hingekleckst sie auch waren, erinnere ich mich doch, daß wir auf diesen Lohn sahen. Mir denkt noch jetzt ein finsterer, hastiger Mönch, Pater Borgias, der nie etwas zu schenken pflegte, weshalb wir uns vor ihm zu verstecken suchten. Einmal aber packte er mich Entwischenden am Kragen und nöthigte mich zum Dienste. Dies wurmte mir während der ganzen Messe; zumal die andern Buben hinter den Chorfenstern mich mit Geberden verhöhnten. Meine auswendig gelernten Gebetsantworten, das Amen und das et cum Spiritu tuo wurden unwillig abgemurrt, und vollends unwahr traf es sich auf des Priesters Sursum corda mit meiner Antwort: habemus ad dominum; indem wenigstens *mein* Herz, nichts weniger als *aufwärts* gestimmt, eben nur dachte, daß ich nun wieder einmal nichts bekommen würde. So kam's denn auch. Und als der Pater nach abgelegten Meßgewändern ohne weiteres fortging, gab mir der Aerger das kindische Wort-

spiel ein: Wann wird einmal der Pater Borgias — Pater Bezahlas werden! Die Buben lachten, und so war ich denn wieder auf eigene Kosten zufriedengestellt. Doch schwant mir, daß die meiner Schriftstellerfeder nicht mit Unrecht vorgeworfene Unart des Wortspiels als Züchtigung für jenen Knabenfrevel über mich verhängt ist.

So viel bleibt gewiß: um Demuth und Entsagung für das Leben zu lernen, wäre mir der frühe Geruch des Klosters eben nicht nöthig gewesen. Es war dafür schon in der Familie gesorgt, ehe ich noch so viel vom heiligen Franz von Assisi zu hören bekam, der, mit dem Zeichen des Kreuzes an seinem Körper geboren und später von frommen Träumen gemahnt, das Seinige verkauft und sich mit einem hanfenen Strick umgürtet hatte. Den gleichen Strick sah ich nun an seinen geistlichen Urenkeln, denen die große Erbschaft der Demuth und Entsagung hinterlassen war. Und wirklich hatte im Laufe der Jahrhunderte der Orden einen solchen Schatz von Demuth angesammelt, daß die Brüder einigen Hochmuth darauf haben durften. Wie sie denn auch die Entsagung nicht besser bethätigen konnten, als indem sie eben den rohesten Genüssen treu blieben.

Später, als ich mit dem Alterthum etwas bekannt wurde, war es mir doch interessant, durch Vergleichung der Cyniker mit den Kapuzinern recht klar darüber zu werden, daß gewisse Vorstellungen und Anschauungen vom Leben nicht aus den Religionen in die Menschen, sondern aus den Menschen in die Religionen kommen.

Denn so hatten ja auch die Jünger des weisen Antisthenes dem Behagen und Genuß des Lebens entsagt, um den mit solchen Gütern verknüpften Sorgen, der Abhängigkeit, den Mühen und Schmerzen des Daseins wo möglich zu entgehen. Auch sie zogen sich auf die nothdürftigste Befriedigung des täglichen Lebens zurück und gingen, wie jene Mönche, mit Knittel und Schnappsack auf den Bettel. Nur daß, in ihren beiderseitigen Absichten verschieden, diese heidnischen Kapuziner das sicherste Glück des Lebens schon diesseit des Grabes zu finden, die christlichen Cyniker aber die zugesicherte Seligkeit als Lohn erst jenseits zu erreichen suchten.

Verdienstlicher, das heißt einträglicher wurde mein Meßdienst in der Pfarrkirche. Hier spendeten die Meßpriester dem Ministranten jedesmal einen Kreuzer. Ja, um das Kohlenbecken der Sakristei lebte noch die Sage von den Groschenstücken der emigrirten französischen Priester, deren sich etliche auch bis Fulda verlaufen, dort aber ihre Rechnung nicht gefunden hatten.

Dieser Erwerb floß oder tröpfelte vielmehr in die häusliche Kasse und wurde, wie Alles, was dem Knaben von freundlichen Menschen begegnete, ehrlich und mit einigem Stolz abgeliefert. Dies wäre vielleicht, da Knaben sich so gern von Bäckerläden und Obstkörben verlocken lassen, bei manchen Buben eine Tugend der Enthaltsamkeit gewesen: bei unserm war es blos das Ergebniß jener häuslichen Gewöhnung, die, was immer durch Fleiß, Gunst oder Zufall einkam, für Alle gemeinsam machte. In diesen Kreisen einer thätigen und ge-

sitteten Dürftigkeit wird das Geringste wichtig und ein Gegenstand theilnehmender Freude. Ja unter diesem Maßstabe des Lebens scheint die natürliche Selbstsucht der einzelnen Familienglieder zu verschwinden. Dies ging bis zu einer kindischen Freude des Mitbringens und Vertheilens. So kehrte der Oheim von den Dörfern, wo er für seinen Kleinhandel Einkäufe gemacht hatte, nie ohne ein tüchtiges Stück Bauernbrot zurück, das, schwärzer und schwerer als das unsrige, dennoch schmackhafter gefunden wurde, weil es „über so viel Wurzeln und Würzelchen gekommen war". Jedes von uns wetteiferte, sein Stückchen dem Oheim zu Lieb mit schmatzendem Behagen zu genießen.

Außerdem war dem Knaben, bei mildem, fügsamen Naturel, eine gewisse Empfindsamkeit für äußere Zustände natürlich, sodaß er früh genug inne ward, wie viel Mühe und Sorgen die Mutter um ihn hatte und was Alles mit einzelnen Kreuzern zu bestreiten war. Die nähende Hand ist eben keine reichlich nährende; die stickende, steppende Nadel baut eine magere Steppe an. Und am Ende, warum sollte denn eine gewisse Sinnigkeit, ein stilles Ahnungsvermögen nicht auch nach einer Seite zum Guten ausschlagen, da es sich doch auch für das Schlimme in der Welt so offen zeigte? Hatte der Knabe nicht auch jene Geberdensprache des verwachsenen Capitulars, ehe er sie verstehen konnte, zu empfinden gehabt? Und so stieß er noch auf gar Manches, was an zerstreuter unachtsamer Jugend glücklich vorübergeht.

Hiermit soll aber jenes frühe innerliche Schauen keineswegs als etwas Apartes bevorzugter Kinder geltend gemacht werden. Es bezeichnet vielmehr, wo es sich entschieden zu erkennen gibt, nur die frühe Regsamkeit der einen jener beiden Seelenrichtungen, die so zu sagen dem Pulsschlage des allgemeinen Erdlebens entsprechen. Wie nämlich die Bildungen der Natur aus dem Uebersinnlichen hervortreten und aus der wandelbaren Erscheinung sich wieder zurückziehen — Geburt und Tod —; wie der Luftkreis unserer Erde sich auf- und niederspannt, das Meer flutet und ebbt, der Mensch aus- und einathmet und sich nach Zeugen und Empfangen in zwei Geschlechter theilt: so wiederholen sich diese beiden Richtungen in der Menschenseele für alle Thätigkeiten des Lebens; doch dergestalt, daß bei den verschiedenen Menschen diese oder jene Richtung die vorherrschende ist. Die Einen sind auf die Außenwelt gespannt; sie treten mit Muth hervor, zu schaffen und mit den Dingen der Welt, mit den Begegnissen des Lebens zu kämpfen. Man kann es die heroische Richtung nennen. Der Wille ist ihr Wurzelzeichen. Die Andern sind mehr gemacht, die Erscheinungen des Lebens zu empfangen, auf sich einwirken zu lassen, und sie mit Verstand zu erklären, oder mit Phantasie umzubilden. Nenne man es meinethalben die philosophisch-poetische Richtung. Ihre Signatur ist der Intellect. Sie erscheint zweifältig. Denn hier ist, wie in der Natur, die schaffende Thätigkeit einheitlich, die auflösende aber getheilt, zersetzend und umbildend zugleich.

Wie bemerkt, laufen aber beide Richtungen nicht neben einander her, sondern verbinden sich in der Persönlichkeit der einzelnen Menschen und lösen einander in den verschiedenen Lebensbethätigungen ab. Wie sie dann aber mit verschiedener Stärke einander durchkreuzen und in absonderlichen Lebenslagen wirken, erscheint das menschliche Thun und Lassen in jener unerschöpflichen Mannichfaltigkeit, in der wir es erblicken. Von jenen herzensstumpfen, geistesträgen Individuen, jenen Gallertmenschen, die von den Bewegungen des Lebens, wie die Qualle von der Meereswoge, hin und her gespült werden, bis zu jenen heroischen und genialen Geistern, die schaffend und empfänglich eben so tief ins Leben einwirken, als sie es mit Sinn und Seele in sich aufnehmen, — welche tausendfältig eigenthümlichen Kräfte, welche noch mannichfaltigere, bald verbundene, bald entzweite Bestrebungen erfüllen nicht diesen Spielraum des Lebens!

Gefährlichkeiten.

Indem ich nun aber von mir selbst bekennen darf, daß ich von jenen frühesten Jahren an die Dinge der Welt zu beschauen mehr, als sie zu bewältigen aufgelegt und viel eher träumerisch als übermüthig zu werden bedroht war: so scheint jenes Vorempfinden noch entlegener Lebensverhältnisse, jenes ahnende Schauen auf eine vorwaltende *Empfänglichkeit*, auf eine verinnerlichende Seelenstimmung hinzudeuten.

Zuweilen mag jedoch, was man mit dem mysteriösen Namen eines Vorgefühls, einer Ahnung bezeichnet, nichts weiter sein, als eine gewöhnliche und nur so rasch gefaßte äußerliche Wahrnehmung, daß man ihrer erst in der Rückwirkung derselben auf das Empfindungsvermögen inne oder bewußt wird. Von solcher Art mag der Vorausblick gewesen sein, der mir einst das Leben rettete.

Mit unserm Dienste vor dem Altar verband sich noch ein weiterer auf der Glockenstube des Kirchthurms.

Diese Verrichtungen sagten uns Kirchenstrolchen noch mehr zu. Hier konnten wir, frei von allem Zwang frommer Abrichtung, unter Spaß und Muthwillen ans Werk gehen und selbst einige Ausgelassenheit vertrug sich damit. Von den größern Glocken, wenn sie einmal im Schwung waren, ließen wir uns, den Strang gefaßt, jauchzend emporschwingen. Eine derselben war auch von einem Umfang, daß unter ihrer Wölbung Einer um den Andern sich mit umschlingenden Beinen auf den Klöppel setzen konnte; sodaß, von den Uebrigen gezogen, die stumme Glocke sich uns in die lustigste Schaukel verwandelte.

Zu diesem anlockenden Treiben unter den Glockenstühlen kam für mich noch ein geheimnißvoller Reiz. In diesem älteren Thurm einer neu angebauten Kirche, in den Winkeln des starken Mauerwerks, sollten aus kriegerischen Zeiten vergessene Schätze vergraben liegen und sich dann und wann, während der Dämmerung besonders vor hohen Festen, in Gestalt glühender Kohlen darbieten. Man erzählte von glücklichen Knaben, die den Muth gehabt hätten, ein Kreuz schlagend hinanzu treten und ihre Taschen und Kappen zu füllen. Hernach wären es alte, nicht mehr gangbare Geldstücke, aber vom feinsten Silber und Gold gewesen. Seitdem konnte ich früh und abends nie ohne wunderbare, halb erwartende, halb ausweichende Angst die innerhalb der öden Thurmmauern frei aufschwebenden hölzernen Treppen betreten. In dem Grad aber, als diese Angst durch ihre Dauer sich abnutzte, verdroß mich der Thurm und

ein alter Wunsch wurde lebhafter. Es verlangte mich, den, wenngleich nicht so schauerlichen, doch viel ehrwürdigeren Thurm der Domkirche zu besteigen und die Hosanna, diese größte vaterländische Glocke, ziehen zu helfen. Hierzu waren eigne Fröhner bestellt, und da die hehre Glocke nur zu Festen läutete, denen der Fürstbischof durch sein einsegnendes Erscheinen den höchsten Glanz verlieh: so war das Seil der Hosanna für uns Kirchenläufer und Thurmkletterer das Ziel des Ehrgeizes, das leider nur in einer für uns fremden Pfarrei hing. Endlich war es mir doch gelungen, im rechten Augenblicke an der Thür zu sein, um mit auf den Thurm zu gelangen und der Stränge einen des riesigen Glockenseils in die Hände zu bekommen.

Das Seil hing nämlich von hoch oben aus der Oeffnung eines Breterbodens herab, über welchem, von unten unsichtbar, die gewaltige Glocke schwebte. Aus einem starken Knoten dieses armdicken Seils vertheilten sich eine Anzahl Stränge an sechs oder acht Menschen, die nöthig waren, die Glocke in Schwung zu setzen. Während des taktmäßigen Ziehens bemerkte ich, wie der bei ruhender Glocke in mäßiger Höhe schwebende Knoten jetzt bald zu unsern Füßen sich auf dem Boden ringelte, bald mit reißender Macht aufwärts zuckte. Da kam mir plötzlich der Gedanke, mich auf diesen Knoten wie in den Sattel zu schwingen und in die selige Höhe zu fliegen. Unter den dröhnenden Schlägen der Glocke war die Ueberlegung eben so betäubt wie die Empfindung gespannt. Und so ließ ich schon meinen Strang

fahren, um den Sprung an das Seil zu thun, als mich eine unsichtbare Hand, meiner Empfindung nach an den Haaren, so zurückzog, daß ich mit aufwärts gerichtetem Gesicht dem emporfahrenden Knoten nachsehen mußte. Und — da schlug er durch die Oeffnung des Breterbodens hindurch. — Jetzt lägst du zerschmetterten Schädels hier am Boden! überlief mich die eiskalte Wahrnehmung. Ich erfaßte meinen Strang, mich auf den zitternden Beinen zu erhalten.

Jenes innerliche Erschauen einer Gefahr, die ich erst im folgenden Momente mit leiblichen Augen ermaß, hatte wirklich den Ausdruck einer mich bei den Haaren fassenden Macht angenommen und ich fühlte im Augenblicke noch, wie dies Haar sich in seinem festen Geflecht sträubte.

Unter dem poetischen Worte „Geflecht" hat man sich eine ganz prosaische schwarzwollene Schnur zu denken, die ein starkes, etwas rauhes und dickfadiges Haar von nicht überall gleich dunkler Farbe im Nacken umwickelte. Solches Haar soll auf darunter wohnenden Eigensinn deuten; wie ja bestimmte Pflanzen auch die Gebirgsformation verrathen, auf der sie ursprünglich vorkommen. Ist inzwischen auch jenes starke und straffe Haar im Lauf der Jahrzehende dünn und biegsam geworden: so soll doch nicht geleugnet werden, daß des Knaben Zopf der Mutter viel zu schaffen machte, dieweil es dem

bubigen Inhaber desselben nie damit recht zu machen war. Sie hatte jetzt mit dem Zopfe mehr Verdruß, als da der Junge selbst noch gewickelt wurde. Eine lange Zeit konnte der Zopf nicht hart genug am Nacken sitzen: das Haar blieb bei allen Versuchen etwas unbändig gegen sein Band. An einem hohen Feste bemerkte ich endlich einen jungen, groß und stark gebauten Mann, der mit steifem Hals und stolzer Miene sein dunkelblondes Haar über den ganzen Nacken herab glatt gestrählt, und erst auf der Höhe der Schultern kaum fingerslang umwickelt trug. Zwei geflochtene Zöpfchen, hinter den Ohren hervor kommend, waren mit eingebunden und umrahmten gleichsam den Chignon wie mit Schnitzwerk. — Aber, das gefiel mir! Und von diesem Tag an konnte der Zopf nicht weit genug vom Nacken abgewickelt werden. Zwar fiel es der gelassenen Mutter schwer, so rasch von einem Extrem zum andern überzugehen, zumal der verstorbene Ancillon damals noch nicht zur „Vermittlung der Extreme" geschrieben hatte: doch tröstete sie sich damit, daß bei der neuen Einrichtung zwei Drittel der wollenen Wickelschnur gespart würden. —

So sind die Kinder der Menschen! Und während die Mutter Erde in hundert Umwindungen aus der Sonnennähe in die Sonnenferne rückt, wickelt sich mit einem einzigen Ruck ein Knabenzopf aus der Nähe in die Ferne eines eigensinnigen Hinterkopfs, von welchem er doch eben so abhängig bleibt!

Ich weiß nicht, wie ich von einem dichtbehaarten Kopf, der freilich mancher Mutter noch andere als Zopf-

sorgen machen kann, auf die gewöhnlichen Kinderkrankheiten komme. Doch darf gesagt werden, daß dieselben bei unserm Knaben leicht genug verliefen, und daß er auch die Blattern mit heiler Haut überstand — und zwar die natürlichen, indem wir dürftigen Besitzer einer bloßen Ziege die Kuhpocken noch nicht kannten. Ob ein mit Phantasiren verbundenes Fieber, dessen ängstliche Träume mir noch in Erinnerung sind, mit der Blatterkrankheit verbunden, oder ein kleines nervöses Fieber gewesen ist, weiß ich nicht. Auch erinnere ich mich keines Arztes. Freilich ließen Familien von unserm Budget nicht so leicht einen Arzt an sich kommen, hinter dem sie auch gleich den Apotheker stehen sahen. Und wozu hätten wir denn auch im Frühling die Schlüsselblumen gesammelt und verwahrten in reinlicher Schachtel die getrocknete Hollunderblüte? — Ganz gewiß aber bin ich nicht nach dem Brown'schen System behandelt worden. Dies war damals eben erst unterwegs, sich in Deutschland zu verbreiten; wozu gerade die eifrigsten Bemühungen eines ältern Zeitgenossen und fuldaer Landsmannes behülflich waren. Auch sollte ich das selige Ende des Brownianismus erleben, der bekanntlich am Hospitalfieber des französischen Rückzugs in 1813 sich den Tod holte.

Die Lehre Brown's, auf ein Urgesetz des Lebens — auf die Erregbarkeit des Organismus durch Reize gegründet, machte, wie jede neue Lehre, die mit einfachen Grundsätzen aus einem Wust und Wirrwarr von Misbräuchen und Aberglauben erlöst, ein lebhaftes Glück,

zum Theil auch durch die Anfechtungen feindseliger Gegner, dergleichen für keine außerordentliche Verkündigung ausbleiben. Wie dem Kometen sein ominöser Schweif: so folgte der gehässige Kampf, den Brown in England angerührt hatte, seiner sogenannten Erregungstheorie, als sie sich über Italien nach Deutschland in Umlauf setzte. Sie wirkte nach ihrem eignen Princip als Reiz auf die erregbaren Geister. Jung und jugendlich, wie diese Lehre auftrat, fand sie an den noch jüngern speculativen Ideen der deutschen Naturphilosophie begeisterte Freundschaft und gewann überhaupt die Sympathien des Zeitalters, das selbst im Zustande revolutionärer Erregtheit war. Die europäische Welt machte eben an Frankreich hinsichtlich der von seinen Königen zur Unterdrückung des Volkes verordneten Mittel dieselbe Erfahrung, die Brown mit dem Opium gemacht hatte. Dies war nämlich bisher zur Beruhigung der Nerven gereicht worden und Brown stellte es nun als höchst erregend dar. Wenn er, dieser unordentliche Lebemensch, in seinen Vorlesungen sich matt fühlte, nahm er von Zeit zu Zeit 40 bis 50 Tropfen davon in Branntwein; worauf er, äußerst erhitzt, in seinem feurigen Vortrage rief: Opium, mehercle, non sedat! Und horch! bald genug hallte aus allen Residenzen das europäische Echo: Despotismus, beim Teufel, beruhigt nicht!

Jenes Mehercle des Meisters hatten die deutschen Aerzte vernommen, leider! aber bis auf eigne traurige Erfahrungen die Probe unbeachtet gelassen, die Brown über seine Theorie an sich selbst lieferte, als er, erst

52 Jahre alt, durch einen Nervenschlag dem aufregenden Opium unterlag. Im Ganzen gewann das System durch die deutschen Aerzte eine tiefere Begründung und umfassendere Ausbildung. Wenn aber als die Träger desselben Röschlaub und Frank genannt werden, so darf Weikard, der es zuerst in Aufnahme brachte, nicht unerwähnt bleiben.

Um die Zeit, von der ich erzähle, lebte Weikard in Heilbronn, mit klugem Urlaub aus Rußland gekommen, wo er sich als Hofarzt der Kaiserin bei all ihrer Gunst unbehaglich gefühlt hatte. Er arbeitete eine Uebersicht der Brown'schen Theorie und seinen „neuen philosophischen Arzt" aus. Der alte philosophische Arzt, den er früher als Leibmedicus des Fürstbischofs Heinrich in Fulda geschrieben, hatte ihm hier eben so viel Verdruß angerührt, als Ruhm vom Ausland eingebracht. Das Pfaffenthum war damals hinter dem „Freigeist" her gewesen und wenn ihn auch der aufgeklärte Fürst vor offenbaren Verfolgungen schützte, so konnte er doch die Schmeißfliegen predigender Bettelmönche nicht von ihm abwehren.

Die Mönche und die Regenwürmer haben ihr Wetter, wo sie lustiger hervor kommen. Um jene Zeit hatte der berüchtigte Pater Gaßner in Franken mit vielem Glücke Teufel ausgetrieben und Wunder verrichtet. Die fuldaer Kutten beeilten sich dergleichen auch zu versuchen. Wir haben darüber von Weikard selbst einige Ueberlieferungen. Hiernach war, kaum 15 Jahre vor meiner Geburt, noch ein böser Geist aus einem Mädchen ausgetrieben worden. Bei seiner Flucht hatte er so unver-

kennbar im Sinn und Geschmack seines Beschwörers geschimpft, daß er gleich selbst hätte in die Kutte fahren und ein Kapuziner werden können. Einige Jahrzehende früher war dergleichen mehr vorgekommen; doch hatte es auch nicht an aufgeklärten Widersachern gefehlt. So legte ein Pfarrer einmal seine Schnupftabacksdose als scheinbares Reliquienkästchen einem Besessenen auf die Brust. Der böse Geist, ohne feine Nase für den Schalk von Beschwörer, aber auf Respect vor den Mitteln der Kirche abgerichtet, entfloh, anstatt eine Prise de contenance zu nehmen, ohne alle gute Fassung. Einen noch nachdrücklicheren Exorcismus brachte die damalige geistliche Oberbehörde gegen eine Weibsperson in Anwendung, die wiederholt von einem bösen Geiste heimgesucht wurde. Man ließ ihr erklären, wenn sie abermal einen solchen Besuch annehmen sollte, würde man sie im Zuchthause besprechen lassen. Und wirklich war der böse Geist so rücksichtsvoll, daß er nicht wieder kam, um der guten Person keine Unannehmlichkeiten zu machen.

Daß ein Mann, wie Weikard, durch sein geniales Wesen und freies Denken so exclusiv, wie es die Prälaten und Höflinge durch Geburt und Stand waren, in seiner Stellung am Hofe mit solchen Leuten in Reibung kommen mußte, läßt sich denken. Wie bewußt sich aber der „philosophische Arzt" dabei behauptete und sie in ihrer Weise abfertigte, geht aus einer Anekdote hervor, die hier ungeachtet ihrer Derbheit mitgetheilt wird, weil sie zugleich den Geschmack und Witz jener fuldaer hohen Gesellschaft bezeichnet.

Weikard befand sich eines heitern Sommerabends mit seinem Fürsten auf der Fasanerie, der schönen, einsamen Sommerresidenz der Fürstbischöfe anderthalb Stunden von der Stadt, als er durch einen Reiterboten eiligst nach der nicht gar entfernten Propstei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propst plötzlich erkrankt sei. Er fuhr in einem Hofwagen dahin und fand eine ausgesuchte Gesellschaft von Prälaten und Hofleuten in dem wohlbesetzten Speisesaal, alle etwas angetrunken und ihn mit schalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propstes, den er auf einem dreifach aufgeschichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachsen von Gestalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nöthigen wollte, einen Stuhl zu besteigen und dadurch lächerlich zu werden. Aber er that nicht desgleichen, sondern rief mit großem Ernst:

„Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!"

Der Propst zeigte die Spitze.

„Mehr heraus, Ew. Gnaden!" bat Weikard. „Noch besser, bitte sehr!"

Und wie nun der Propst endlich die ganze Zunge heraus streckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet:

„So, Herr Propst, so reicht es zu! Nun können Sie mich im — — —."

Im Andenken behalten! wollte er wol sagen!

Kehren wir von der Aufregung des Brownianismus zu meinem beruhigenden Stillleben zurück.

Das dichte Haardach meines Zopfes hatte mich eines

heißen Sommertags recht ungeduldig und knabenhaft ungeberdig gemacht, als die Mutter, am offnen Fenster nähend, ausrief: Ach! ein Haarkäufer! Nun kannst du deinen Zopf loswerden, Heinrich Joseph! Da ist Einer, der ihn abschneidet.

Ich raffte mich von der Diele auf, wo ich lag, noch zweifelhaft, ob es Spaß oder Ernst sei. Doch als ich durch das Fenster den stattlichen Fremden erblickte, verwirrte mich der Gedanke, wie mir wol ohne Zopf zu Muthe sein werde. Ich hatte nicht Zeit zu überlegen, nicht Muth zu widerstreben; denn schon war auf einen Wink der Mutter jener Mann in die Stube getreten und kam unter dem Balkendurchzug gebückt an die Fenster hervor — fremdartig gekleidet, zwei buntseidne Tüchlein an die Schultern gesteckt, die wie zwei Flügel flatternd ein niedliches Ränzchen auf dem Rücken halb bedeckten. Er befühlte meinen Zopf, ward mit der Mutter des Handels einig und in wenig Minuten lag das lange Haar abgeschnitten da und das kurz zurück gebliebene war gestutzt, wie unsere Bauern es unter einem sichelförmigen Kamm trugen und wie es heut von den modischen Herren rund und dicht im Nacken getragen wird.

Der Fremde ging und ein seidnes Tuch blieb auf dem Schoose der Mutter zurück. Ihr Auge ruhte lange darauf und füllte sich, wie mir schien, mit Thränen. Und war's nicht wunderbar? Der Zopf wie der Cocon, in den sich die Seidenraupe des Eigensinns eingesponnen, war verschwunden; abgefädelt, gesponnen und gewebt lag die Seide vor uns. Doch, das ist meine

Betrachtung von heut. Damals war mir wunderlich zu Muthe, wie ich so mit der Hand im Nacken vor der gerührten Frau stand. Ich wagte nicht zu klagen, so leid es mir ums Herz war, weil ich sie selbst leidmüthig erblickte. Was sie aber empfand, wußte ich nicht. Es war wol Leid um das Haar, mit welchem so viel Mutterpflege in die Fremde wanderte. Schwerlich träumte sie, daß der Kopf, von dem es genommen war, ihr vielleicht dereinst Seide spinnen werde. Eher bangte sie wol, ob nicht mit dem Haare bösen Menschen oder Wesen eine Zaubermacht über ihren Knaben gegeben sei.

Lebenskreise.

So hatte denn die Revolution, die bisher im fernen Paris so viel Köpfe abgeschlagen, durch einen weiten Griff in die bischöfliche Residenz Fulda auch mich am Schopf erreicht und den willenlosen Knaben vom Sinnbilde des alten gewickelten Jahrhunderts befreit, als es eben ablaufen wollte.

Wer mag wissen, ob nicht den Gedanken einer Zeit der Zutritt durch flatterndes, ungebundnes Haar um Vieles erleichtert wird! Hatte mich doch der Schulkatechismus des Jesuiten Canisius durch die Antwort auf die Frage, wo denn die bösen Geister wohnten, schon früh belehrt — sie wohnten eigentlich in der Hölle, doch schwebten ihrer auch viele in der Luft umher. Diese Behauptung, eine der vielen des katholischen Dogma, die ich sehr früh lernte, um sie bei Zeiten nicht mehr zu glauben, brachte mich doch später auf den Einfall, ob nicht lieber die neuen und guten Gedanken einer Zeit

in der Luft umschwebten. Freilich nicht in der dicken Luft, die wir athmen, sondern in einer geistigen Atmosphäre, die mit unserer Seele in ähnlicher Berührung stände, wie Sauer- und Stickstoff mit unsern Athmensorganen. Wir haben von übersinnlichen Zuständen keine Vorstellung. Läßt sich denn aber nicht denken oder — phantasiren, daß die Welt der menschlichen Gefühle, Gedanken und Handlungen einen Organismus bildete, der vor einer höhern Anschauensweise, als unsere Sinne sind, so offen daläge, wie die Natur vor unserm Auge, oder vor unserer Einbildungskraft ein großes Gedicht? Aus dieser geistigen Atmosphäre, dachte ich wol schon, könnte die Seele einen Theil der Elemente ihrer Entwicklung unmittelbar aufnehmen, in der Weise, wie aus dem Blut unsere Organe an sich ziehen, was ihnen nach ihrer Reife und ihrer Bestimmung aneignet. — So suchte ich mir zuerst auf äußerliche Weise zu erklären, was ich an mir selber erlebte, daß ich, in der Jugend sehr vereinsamt und von den Bewegungen des geistigen Lebens abgeschlossen, so manche mir von Kindheit auf tief eingeprägte Lehre und Anschauung in vorrückenden Jahren plötzlich von mir ausstieß; wogegen Wahrheiten und Ahnungen in mir aufgingen, die weder über die Brücke mündlicher Belehrung, noch auf dem mit Buchstaben gestampften Wege der Literatur den Zugang in mein Herz gefunden hatten. Die verzagende, sich selbst überlassene katholische Knabenseele — wodurch wurde sie so mündig, daß sie die freiesten Gedanken unserer Forscher, sobald ihr dieselben, oft zufällig, begegneten, wie alte,

vergessene Bekannte freudig aufnahm, immer aber sich wieder vor Jenen verschloß, die mit bekannten Zügen, wenn auch in neuem modischen Anzuge sich auf die alten Satzungen niederlassen wollten, die in mir wie für die Ewigkeit gelegt waren? Wenn ich des stillen Weges meiner durch hindämmernde Empfänglichkeit gefundenen Entwicklung zurückblicke, bin ich selbst verwundert, wie doch ein sich überlassenes Menschenkind zum Gegentheil von allem Dem erwachsen kann, worauf es Geburt, Familie, Wohnort und Schule, kurz, die nächsten Lebens- und Bildungsmächte abgesehen zu haben schienen.

Freilich, die Zeit war bedeutend, die geistige Atmosphäre voll gährender, befruchtender Elemente. Alles, auch das ruhigst sich Entwickelnde ward in die allgemeine Umwandlung gezogen. Poesie, Philosophie, Naturwissenschaften nahmen den höchsten Aufschwung. Die Idee eines geistigen Organismus gab die Losung für das anbrechende Jahrhundert und einen Schlüssel zum Verständniß des gesammten Daseins. Der Streit, ob dies Jahrhundert mit zwei Nullen oder mit einer Eins hinter der Null anfange, war Kinderei neben den Kämpfen, die nach allen Seiten entbrannten. Und selbst die Kritik schliff ihre Sonden und ihre Säbel. Aber eine Begeisterung schwebte darüber, die nach allen Richtungen des Lebens die Regungen eines Alles verbindenden, Alles durchathmenden Geistes erkannte und erforschte. Wissenschaftlicher Ernst und Fleiß wandelte ungestört durch das Geklingel von Sonetten, Madrigalen und Terzinen einer romantischen Jugend.

Doch ich kehre zu meinem stillen Fulda zurück, wo man all Diesem ziemlich entlegen war.

Betrachtet man das Leben, wie es um den neugebornen Menschen, gleich einem ruhigen See um einen hinein gefallnen Körper, seine zitternden Kreise erweitert: so umgibt zuerst die Familie den lallenden Säugling, die Nachbarschaft bewegt sich um den spielenden Knaben, die Stadt mit ihrem Weichbilde breitet sich um den eifrigen Schüler aus. So weit war ich gekommen, als der auswandernde Zopf mir nach der entferntern Welt deutete, auf die Welt hinter jenem schönen Bergkranze der hohen Rhön, wohin mein Auge schweifte, so oft ich nach der Kirche des Klosterberges oder den Weg der Stationen wandelte. Was wußten wir aber von jener Welt? Als ich in der Schule znm erstenmale hörte, daß es vier Welttheile gäbe und wir in Europa wohnten, war ich nicht wenig erfreut. In der Bescheidenheit unserer kleinen Wohnung empfand ich es als ganz erstaunlich, daß wir einem Welttheil angehörten.

In diese Wohnung kamen denn auch keine Zeitungen. Ich sah Bediente und Mägde sich um das Schalter der alten Post nach den grauen Blättern drängen, die wir als etwas ansahen, was nur reichen Leuten zukäme. Und da der Oheim auch kein Wirthshaus besuchte, was damals überhaupt noch nicht so üblich wie heute war, so kamen von den erstaunlichen Weltbegebenheiten jener Tage bis in unsere Stube nur Gerüchte, die am Balkendurchzuge derselben widersäuselten, gleichsam Gerüche, von zufälligen Luftstößen herbeigeführt und längst abgestanden. Doch

erinnere ich mich zweier Namen — Buonaparte's, der mit ängstlichem Staunen, und des alten Fritz, der mit andächtiger Bewunderung genannt wurde. Man war ja damals bekanntlich stolz auf die Thaten eines Königs, der eigentlich doch das deutsche Reich zerstören geholfen. Man fühlte beim Namen des alten Fritz, wie es scheint, die letzte Regung eines versinkenden nationalen Bewußtseins. Eine Hoffnung, daß nach dem Abtriebe des vermorschten Reichs die deutsche Einheit vielleicht aus dem jungen preußischen Wurzelstocke treiben werde, lag damals wol nicht im Bereiche deutscher Gedanken, wie wir auch heut mit solchen Gedanken — „brechen" müssen, nachdem der Preußenkönig vor seiner Stammburg allen den Ehrgeiz abgeschworen hat, dessen der alte Fritz stolz und geständig gewesen wäre. Der letzte Kaiser war in Frankfurt gekrönt worden, als ich eben aus meinem zweiten ins dritte Jahr lief. Und schon etliche Jahre vor meiner Geburt war eine Schrift erschienen über die Frage: Warum soll Deutschland einen Kaiser haben? Der unbesonnene, viel umhergetriebene Journalist Weckherlin fragte damals mit demokratischem Witz: „Gehört es wirklich zum Heiligthum unserer Constitution, daß ein Ochse gebraten, zerrissen und verschleift werden muß? Beruht die Würde und Festigkeit des Reiches darauf, daß der frankfurter Pöbel sich raufe und besaufe? Die souveränen deutschen Staaten würden weit glücklicher sein, wenn der Reichsverband ganz aufhörte."

War nun gleich, was jenseit unserer Berge vorging, für uns eine unbekannte Welt: so gab es doch gewisse

Lebenskreise, die theils sichtbar, theils unsichtbar über uns lagen — eine Welt in der Höhe, vor der wir Furcht oder Ehrfurcht hegten. Ich nenne zuerst den fürstbischöflichen Hof; rechne aber darauf, daß man es mir nicht als Eitelkeit auslegen wird, wenn ich erzähle, daß unser Haus in der That mit dem fürstlichen Schloß in einiger Connexion stand. — Ich brauche dies fremde Wort absichtlich, als guter Deutscher, der eine so vornehme Beziehung richtig zu behandeln weiß. Die Sache war aber folgende.

Das Kapuzinerkloster besaß neben den gewöhnlichen Kirchengeheimnissen noch das besondere Küchengeheimniß einer eigenthümlichen Zubereitung des Stockfisches. Unter diesem Namen kömmt bekanntlich der Kabeljau, an der Luft gedörrt und des Kopfes beraubt, als Repräsentant des strengen Fastens in die katholische Küche. Das Fasten in den Klöstern bestand nämlich und besteht eigentlich noch immer nicht in dem Begnügen mit wenig magern Schüsseln zur Uebung frommer Enthaltsamkeit, sondern ist zum Zweck einer reizenden Abwechslung im Genuß einer Anzahl wo möglich noch üppigerer Schüsseln erfunden. Aus diesem Gesichtspunkte war die Kopflosigkeit des Fasten-Repräsentanten nicht ohne symbolische Bedeutung, indem darauf hingewiesen wurde, daß eine solche kirchliche Aufgabe am vollständigsten gelöst werde, wenn man ohne alles Denken dem Magen allein das gute Werk überlasse. Aus diesem Betracht hatte der Stockfisch durch Sympathie der Mönche eine veredelnde Behandlung erfahren.

Nun hatte Oheim Velten während seines Kloster=aufenthalts jene mönchische Zubereitung in der Küche kennen gelernt und war nach seinem Austritte durch Vermittlung einiger Gönner mit der Lieferung der Stock=fische à la Capucins zur Hofküche betraut worden. Und welche Befriedigung er damit gab, geht daraus hervor, daß man ihn schon zum Hofstockfischlieferanten machen wollte, als man in der Hofkanzlei auf das Bedenken stieß, es könnten durch diesen Titel einige Misverständ=nisse im Publicum entstehen, die über die Fastenzeit hinaus dauern würden.

Wenn nun während der großen Fastenzeit bei zahl=reicher Einladung zur Tafel eine stärkere Lieferung die=ses vom Oheim mit Sorgfalt aufgeweichten, durchge=klopften, abgehäuteten, ausgeweideten und in Kalkwasser durchmürbten Fremdlings zu machen war: so kam ich als Knabe zu der Gunst, den größern Kübel nach Hof bringen zu helfen. Hier unter gewölbter Decke staunte ich dieser eigens bewegten Welt. Die verschiedensten Livreen rannten ab und zu. Und indem ich so den leb=haftesten Begriff von der Wichtigkeit dieses Raums an einem geistlichen Hof erhielt, fand ich auch in meiner Eigenschaft als Meßdiener ein glückliches Wort zur Be=zeichnung einer solchen Halle, die man gewöhnlich Küche nennt, die ich mir aber nun als die „Sakristei" des bischöflichen Speisesaals dachte. Was ich dabei dunkel empfand, war vielleicht die noch unverstandene Ahnung, daß ich hier der eigentlichen Seele einer hohen und gläu=bigen Prälatenschaft viel näher sei, als wenn ich selbst

ihre Scapulire zu küssen Glück und Gelegenheit gehabt hätte.

Auch mit dem Fürstbischofe selbst kam ich einmal als Knabe in Berührung, oder vielmehr er mit mir. Es war an einem der vier Quartal- oder sogenannten goldenen Sonntage (gölle Sontig), als ich an der Pathenhand eines weitläufigen Verwandten im Gedränge der Domkirche vor dem rothen faltenreichen Plüschvorhang des Hochaltars die Treppe zum Chor hinauf gelangte, um in Reihe und Glied mit zahlreichen Stadt- und Bauernbuben die Firmelung zu empfangen. Mit dem Krummstab in der Linken, die seidene Infel aufgesetzt, wandelte in Priesterumgebung der Bischof von einem zum andern Knaben, die Worte des Sacraments über ihn aussprechend und ihm mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Backenstreich ertheilend. Dies als Sinnbild der Leiden, die man um seines Glaubens willen zu tragen fest und fertig sein müsse.

Wie ich so den Streich empfing, der eigentlich nur ein Strich war und den ich mir viel härter erwartet hatte, konnte ich mich inmitten der Feierlichkeit des Gedankens nicht erwehren: Der Oheim Velten trifft doch seine Stockfische besser! Später sollte ich freilich um meines Glaubens willen härtere Pfaffenstreiche zu empfangen haben, als meine Backen nicht mehr so rund wie damals waren.

Nun gab es aber einen luftig höhern Kreis, als das fürstliche Schloß, der nicht wenig unser Herz ängstigte, und uns nicht nur immer wachsam erhielt, sondern auch

einmal im Jahr in feierliche Thätigkeit frommer Abwehr setzte. Dies geschah am letzten April, am Vorabend vor Walpurgis und der Nacht, in welcher die Hexen von ihrer großen Versammlung auf dem Blocksberge zurück kehrten — ausgelassen und aufgelegt zu allen tückischen Streichen an Menschen und Vieh. Ich selbst holte aus der an diesem Abend in der Pfarrkirche eigens dazu aufgestellten großen Kufe einen Henkeltopf voll des frisch gesegneten Wassers und der Oheim, ganz mit dem Ernst angethan, den er von den Klostervätern her kannte, besprengte alle Winkel des Hauses und setzte auf jede Thür mit Kreide oder Kohle die Abwehr dreier Kreuze. Ich trug den Henkeltopf mit dem Weihwasser neben ihm her, sodaß er sich wol als Pater fühlen mochte, dem ein Ministrant folgt. Auch strich er sich dann und wann mit der linken Hand das unrasirte Kinn, wie die Kapuziner an ihren Bärten zu thun pflegten. Unser Ziegenställchen wurde am wenigsten vergessen, da wir wußten, daß die von ihren lüsternen Tänzen auf Besenstielen heimfahrenden Hexen ihr garstiges Spiel gern an den strotzenden Eutern des Milchviehs auslassen und die Thiere schädigen. Aber unsere Kreuze behüteten die liebe Geis und wir erlebten's nie, daß sie am ersten Maimorgen das frische Futter verschmäht oder blutige Milchtropfen aus welkem Euter gegeben hätte.

Nun läßt sich wol behaupten, wessen Herz dem Aberglauben offen sei, halte sich auch dem Argwohn nicht verschlossen, und wer an Hexen glaube, suche auch Hexen. Wenigstens konnte sich damals kein altes Weib

mit leidenschaftlichen Furchen und unstäten Blicken, in schwarzem löcherigen Mantel, mit grauem, unordentlichem Haar unter schiefer Mütze sehen lassen, ohne in diesen Verdacht zu fallen. Wie hätte es aber bei der Armuth und Roheit der untern Classen in Fulda an Frauenspersonen solchen Geprägs und Aussehens fehlen können? Glücklicherweise gab es ein Mittel, über alle Muthmaßungen hinaus zur wirklichen Erkenntniß einer Hexe zu kommen. Ein am Charfreitage vor Sonnenaufgang gelegtes Hühnerei besaß die magische Eigenschaft, das Auge Dessen, der es an sich nahm, so zu erleuchten, daß er jede Hexe an dem Kübel erkennen konnte, den sie allen Andern unsichtbar auf dem Kopfe trug.

Warum diese unseligen Personen gerade mit Kübeln gekrönt sein mußten und ob etwa ihr Zauber an einen Zuber geknüpft war, blieb unerklärt. Der Kübel war ein Axiom, über das man nicht hinauskonnte. Das Ei gab indeß nur einen Talisman der Erkenntniß, nicht aber des Schutzes ab; und wehe! wenn die erblickte Hexe, die ein durchdringendes Auge für derlei Eier hatte, den Inhaber erreichte und es ihm zerdrückte: sein Herz brach mit entzwei — oder es mußte dem Bedrängten gelingen, das Ei schnell genug in fließendes Wasser, wenn auch nur der nächsten Gosse zu retten.

Welch ein lockendes Geheimniß für einen Knaben! Wunderbares Ei, worin Glauben und Erkenntniß, wie Dotter und Eierklar, sich in zerbrechlicher Schale vereinigten! Der Dotter freilich war auch hierbei das Beste. Die Zerbrechlichkeit gab die Spannung zur Katastrophe.

Es war ein ganz dramatisches Ei, und das Drama, nicht in nuce, sondern in der Eierschale, hing vielleicht auch, wie das Drama überhaupt, mit der heiligen Geschichte zusammen. Den Hennen konnte ja ein solcher Segen für ihre Charfreitagseier um des Hahnes willen verliehen sein, der in jener verhängnißvollen Nacht den Verrath des Apostels Petrus ausgekräht hatte.

Indeß so weit dachte ich nicht; mich beschäftigte das lockende Geheimniß und ich machte mir die Rechnung, daß unsere Henne, die seit acht Tagen jeden Morgen legte, gewiß auch ein Charfreitagsei bringen werde — wenn nur früh genug! Ich schlief die Nacht sehr unruhig, sodaß ich sie in der Morgendämmerung gackern hörte. Ich aus dem Bett, im Hemd und barfuß in den Hof und mich des Schatzes bemächtigt!

Nun aber auf die beabsichtigte Kundschaft damit auszugehen, kostete mich keinen geringen Kampf mit den Meinigen, die nicht blos eine Gefahr, sondern auch einen Frevel darin finden wollten. Endlich vermittelte es die Mutter, die wol selbst ein wenig gespannt sein mochte, dadurch, daß sie mich zu begleiten erklärte. Ich trug das Ei und ging wie auf Eiern, die Mutter aber nahm einen Topf frischen Wassers unter ihrem Mantel mit. Wir durchwandelten, rechts und links spähend, die Gassen. So oft wir nur eine Frauensperson von weitem erblickten, fragte, mich ängstlich am Arme fassend, die Mutter:

„Siehst du einen Kübel auf ihrem Kopf?“

„Nein, Mutter, ich sehe keinen.“

„Thu' mir ja die Augen auf, Heinrich Joseph! Es kann auch ein ganz klein Kübelchen sein."

Aber ich bekam auch kein kleines Kübelchen zu sehen und wir kehrten mit der großen Ungewißheit zurück, ob es kein richtiges, vor der Sonne gelegtes Ei sei, oder ob es keine Hexen in der Stadt gebe. Ich wollte mir das Ei, der Oheim sich die Hexen nicht nehmen lassen. — „Ei was!" rief endlich die Mutter, die manchmal den Nagel auf den Kopf traf, „die Hexen sind schlau und da sie von den Charfreitagseiern wissen, gehen sie an diesem Tage wahrscheinlich gar nicht aus."

„Wozu nun die Charfreitagseier?" fragte ich ärgerlich. „Wozu haben sie nun den Segen?"

Auch diese Frage löste die Mutter, und als ich von der großen Procession zurückkam, hatte sie mein Ei nebst ein paar andern mit jungem Schnittlauch in einen Tiegel geschlagen zu einem Pfannkuchen für den hohen Fasttag.

O der schönen Zeit, da ich noch an Hexen glaubte! Wie konnte ich damals Pfannkuchen noch so gut vertragen!

Lebensbestimmung.

Nicht sobald aber wird der aufwachsende Mensch von dem umkreisenden Leben zu einiger Aufmerksamkeit erweckt, als sich in ihm auch gleich ein Nachbildungstrieb regt, der sich spielend bethätigt. Zwar die gemeinschaftlichen Spiele der Kinder beruhen auf Ueberlieferung, sind so zu sagen historisch und erscheinen, soweit sie besonders im Freien vor sich gehen, als wiederkehrende Eingebungen der wechselnden Jahreszeiten. Das einzelne Kind aber, sich selbst überlassen, erfindet durch Nachahmung Dessen, was in seinem Lebenskreise Ansehen und Einfluß genießt. Wie viel oder wenig es von seinem eigenthümlichen Naturel zusetzen mag, tritt es doch als Urheber und Schöpfer unter den Kameraden auf, denen es sein besonderes Spiel zur Gemeinschaft bringt.

Daß unser Knabe, so früh in die katholische Messe mitgenommen und später selbst die Messe bedienend, bald darauf verfiel, auch Messe zu lesen, ist begreiflich.

Da fanden sich nun unter dem dürftigen Hausrath der Familie — wer weiß aus welcher guten Zeit oder Verbindung — drei hohe Stengelgläser, von denen ich mir eins zum Kelch nehmen durfte. Die Mutter half mit weißen und bunten Kelchtüchlein zu. Ob sie damit nur eine so anständige Beschäftigung begünstigen, oder in dem frühen Trieb das Keimauge eines hohen Berufs erblicken mochte: sie nahm es wenigstens für keine schlimme Vorbedeutung, daß die Knabenpriesterschaft nicht länger dauerte, als bis unter den frevelnden Händen die drei gläsernen Kelche nach und nach in Scherben gegangen waren.

Wie sehr aber außer dem Hause die religiöse Stimmung der Familie das Dichten und Trachten des Knaben beherrschte, geht aus einem kindischen Vorfalle hervor, dessen ich gedenken muß. Beachtenswerth ist mir dabei, daß eine frühe Knabenneigung sich, wie es auch sonst im Leben vorkommt, ins Religiöse versteckte und daß der früheste Darstellungstrieb des Knaben in derselben Richtung auslief, in welcher, wie schon erwähnt, das christliche Mittelalter selbst zu seinen dramatischen Aufführungen gekommen war.

Eines heitern Frühlingsnachmittags waren wir Nachbarskinder um ein Spiel verlegen. Daß wir nicht eins der bekannten ergriffen, oder uns irgend einem Muthwillen überließen, lag an dem niedlichsten, rothwangigen Nachbarskind, um das wir ältern Knaben uns mit einer eifersüchtigen Zärtlichkeit drängten. Wir fühlten uns zu behaglich in unserer Art von Gunstbewerbung, um uns

in irgend einem Unternehmen spielend zu zerstreuen. Es war ein Töchterchen jener saubern und resoluten Nachbarin, der Frau des Herrn Louis — ein Mädchen, das späterhin durch reizende Gestalt, einnehmende Züge und guten Verstand einen Mann von bedeutender Stellung im Staatsdienste fesselte und gewann.

Ich weiß nicht mehr, wie ich endlich auf den Vorschlag kam — wir wollten „Ewigkeits" spielen. Das Neue und Räthselhafte fand Aufnahme und ich hatte als Angeber die Sache anzuschicken, wobei mir die gute Kenntniß des Katechismus zu Statten kam. Oheim Velten war nach Gras ausgefahren, Tante und Mutter saßen bei Nachbarinnen vor dem Hause und so gebot ich über die Räumlichkeiten unseres Hofes. Aus den Reisigwellen in der Halle wurden drei Höhlen als Hölle, Fegefeuer und Himmel hergerichtet und die Gespielen nach meiner Gnadenwahl darein vertheilt. Das am jüngsten Maivorabend geweihte Ziegenställchen hatte unter schrägem Dache einen knappen Bodenraum für das tägliche Futter. Jetzt, da er eben leer war, erhoben wir drei ältesten Buben unser liebes Katharinchen als Maria zu diesem himmlischen Sitz und umgaben sie als Dreifaltigkeit. Während nun die Seligen im Reisighimmel sich mit Jubel und Jauchzen genug thaten, ließen es die Verdammten an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen; wie denn auch die in der dritten Höhle ihre um Erlösung flehenden Hände auszustrecken nicht ermüdeten. Die Sache ging lustig und nachhaltig genug; indem dann und wann einer, der des

höllischen Heulens müde war, in den Himmel überlief, um auch einmal zu jauchzen. Daß dazwischen die beunruhigte Ziege meckerte, hätte uns für die Schelmenstimmen des bösen Feindes gelten sollen; wir achteten aber nicht darauf. Denn wir Dreieinige, um Käthchens willen heimlich etwas uneinig, wollten uns nun doch auch, gleich unsern Seligen und Verdammten, passend bethätigen. Ich als Gottvater schon etwas verdrossen, daß Sohn und Geist die Maria in ihre Mitte genommen und mich beiseit gedrängt hatten, schickte jenen hinab, einige Seelen aus dem Fegefeuer zum Himmel zu erlösen. Etwas ungeneigter als der Sohn zeigte sich der Geist, dem ich aus dem Katechismus bewies, daß er vom Vater und Sohn ausgehen müsse. Doch folgte er endlich und hüpfte als Taube mit flügelartig gebreiteten Armen im Hof umher.

Nun rückte ich der freundlichen Maria etwas näher. Doch diese dritte Bewegung war zuviel für die Umstände: die halbe Schütte Stroh, auf der wir saßen, rutschte; Maria konnte sich auf diesen goldnen Strahlen unsers Himmels nicht halten, und glitt in den Hof hinab. Ihr Wehgeschrei brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr; Selige und Verdammte vermischt umstanden die Gefallene, die sich endlich erhob und mit einer Quetschung am Bein nach Hause hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unser frevelhaftes Spiel, sodaß wir kleinlaut davonschlichen.

Als ich, der Urheber des Frevels, mit zerknirschtem

Herzen die Stube betrat, fiel mein erster Blick auf unsere Hausandacht. Ich meine jenes starke Buch, aus welchem die Gewitter besprochen wurden und das für alle Tages- und Jahreszeiten Gebete und Betrachtungen enthielt. Ich nahm es an mich und suchte in dem „Beichtspiegel" nach einer etwaigen Bezeichnung meiner Sünde.

Ein solches Verzeichniß aller denkbaren Sünden wird nicht, wie andere Musterkarten, zur Auswahl für neue Anschaffungen, sondern im Gegentheil zur Besinnung auf Das, was man abzulegen habe, den Frommen dargeboten. Wie oft, seitdem ich in die Jahre des Beichtens getreten, hatte ich über diesem Register gesessen, bald zur „Erforschung des Gewissens", bald aber auch um über manche der verzeichneten Sünden zu räthseln, deren dunkle Benennungen etwas Geheimnißvolles für den Knaben hatten und eine Ahnung Dessen erweckten, was man im Leben noch Alles kennen zu lernen habe.

Dem Beichtspiegel war eine sonderbare Lotterie beigefügt — ein liniirtes Viereck, dem Schachbret ähnlich in kleine Felder getheilt, deren jedes mit einer Ziffer bezeichnet war. Hatte man sich hier eine Zahl gewählt oder gewürfelt: so wies ein nachfolgendes Verzeichniß unter derselben Nummer nach, was man gewonnen, das heißt — bußweise zu thun habe: ein Gebet für den Tag, eine Lebensvorschrift für die Woche, einen Kirchengang für den Abend, eine Enthaltsamkeit bei Tische, ein Almosen für den Freitag u. dgl. An Vorschriften zu Kasteiungen fehlte es auch nicht und gerade eine solche

fiel mir durch die Nummer, die ich mittels einer kleinen Saubohne mir erwürfelt hatte, als diesmaliger Bußgewinn zu. Gleich suchte ich mir aus dem gesponnenen Garne der Muhme hinterm Ofen die dickste Zaspel aus, mit welcher, als einer Bußgeißel, ich bald über die rechte, bald über die linke Schulter den des Kamisols entkleideten Rücken traf, bis er mir über und über brannte.

Dies war, im Vertrauen gesagt, nicht das einzige mal, daß ich in jenem Alter, und noch als angehender Student, solcher frommen Anwandlung folgte. Mit lächelnder Rührung gedenke ich der Zeit, da ich mir aus ungebleichtem Garn durch tüchtigen Einschlag in den Zettel des Glaubens ein damastnes Bewußtsein des Guten zu weben verstand. Wahrscheinlich blüht auch nicht ohne Vorbedeutung der Flachs himmelblau, da er durch die Verwandlungen in Garn ein so heilsames Hausmittel zur Abtödung des Irdischen darbietet. Jene Gebinde sind längst verwebt und im arbeitvollen Leben abgetragen; aber es würde unwahr sein, wollte ich behaupten, daß mein frommer Eifer auch nur den zehnten Theil so lang ausgehalten hätte. Wie bald sieht man nicht ein, daß dieselbe Schwäche, aus der man seine Fehler so gern Andern zur Last legt, auch die Frommen dahin bringt, die Schuld des sündhaften Willens, also seines eigentlichen Ich, dem Körper in Rechnung zu setzen, den man für ein Nicht-Ich zu halten pflegt. Und so machen sie es wie die zornigen Kinder, die den Tisch schlagen, an dem sie sich durch ihre Unachtsamkeit gestoßen haben.

Eben weil die katholische Kirche ihre Gläubigen in der Kinderzucht erhält, macht sie so viel Aufhebens von der Heilsamkeit des Kasteiens. Dieses hat aber an sich selbst keinen sittlichen Werth, sondern kommt unter Umständen höchstens als erste Dressur zur Selbstüberwindung in Anschlag. Im Gegentheil bedarf der Mensch, der jede Stunde zu kämpfen und mit Bewußtsein und Besonnenheit des Guten zu handeln hat, eines gesunden und kräftigen Organs für den Willen.

Neben jenem Andachtsbuche, das zu einer Art frommer Glücksspiele Gelegenheit gab, muß ich eines andern Werkes gedenken, das vielleicht den Fehler der Wortspiele anregte, den man mir und meiner Feder in späterer Zeit, gewiß nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat. Wir besaßen nämlich einen dicken Folianten Predigten des bekannten Abraham a Sancta Clara. Der wunderliche Humorist hatte den seltsamen Gedanken ausgeführt, die Predigten nach dem deutschen Kartenspiele zusammenzustellen und eine jede mit einem Kartenblatt in Holzschnitt zu bezeichnen — als mit Herzaß, Schellenbub, Eichelkönig, Grassieben u. s. w. — Man kennt ja den bizarren Humor, den burlesken Witz, die kecken, oft geschmacklosen Bilder, seltsamen Einfälle und lächerlichen Vergleiche dieses geistreichen und weltkundigen wiener Hofpredigers. Vieles in jener Sammlung war derb und handgreiflich genug, um dem Knaben und dem angehenden Studenten nicht unverständlich zu sein. Ueber Alles aber sprachen mich des launigen Paters Spiel und Umspringen mit Gleichklängen und Wortwitzen an. Und

aus diesem Paradies meiner ersten Knabenerkenntniß mag sich die kleine Erbsünde meiner Feder herschreiben.

War nun das Buch mit rohen Holzschnittbildern verziert — wie ich mich denn des verlorenen Sohnes noch erinnere, der, verzweiflungsvoll aussehend, seine Mahlzeit mit Schweinen aus ihrem Troge nimmt: so stattete Oheim Velten den Prediger selbst mit Anekdoten aus, die er aus dem Kloster haben mochte. So hatte Abraham noch als Novize bei einem Besuche des Kaisers Leopold I. im Kloster der Barfüßer-Augustiner auf die Frage der Majestät, warum denn auf der alttestamentlichen Jakobsleiter die Engel auf- und abgestiegen seien, da sie doch Flügel hätten, hinter den verstummenden Klostervätern her rasch geantwortet — die Engel seien damals just in der Mauser gewesen. Und diesem raschen Witze hatte der junge Mönch sein später erfolgtes Glück als Hofprediger zu danken gehabt.

Da ich einmal an den Büchern stehe, die dem Knaben vorgekommen sind, so bleiben noch zwei weltliche zu nennen. „Fortunatus mit dem Wünschhütlein" hat, so viel ich mich erinnere, eben kein absonderliches Wohlgefallen in mir erregt, vielleicht aber doch in sofern einen bleibenden Eindruck hinterlassen, als ich in müßigen Stündchen selbst meines höhern Alters gern von einer Weltwirksamkeit und von politischen Umgestaltungen träumte, die ähnliche Voraussetzungen hatten, wie des Fortunatus Wünschhütlein war, das sich mir auch wol nach Umständen in eine unerschöpfliche Schatulle verwandelte.

Noch dunkler ist der Eindruck, den ich von Richardson's Roman „Pamela" behalten habe. Aus der sauber gedruckten Uebersetzung mit Nachbildungen englischer Kupfer stehen mir noch die schlanken Frauengestalten vor, die es auch einmal mit Wäsche zu thun haben. Sonst ist mir nur noch eine spannende Scene, worin es einer verführerischen Ueberraschung der tugendhaften Pamela gilt, ganz dunkel erinnerlich geblieben. Die Lectüre mag wol auch etwas später geschehen sein; denn ich erinnere mich wiederholter Anläufe das Buch zu lesen. Der Roman selbst scheint sich vom Putztisch einer adeligen Dame, bei der die Mutter des Knaben in Gnaden stand, wie sie sich ausdrückte, in unsere fromme Wohnung verlaufen zu haben.

Bei aller Ernsthaftigkeit, die sich unter der ängstlich frommen Stimmung der Familie in die frühesten Spiele des Knaben mischte, schwieg doch in seinem Innern länger als gewöhnlich der Trieb zu irgend einem Lebensberuf. Träumerische Knaben, von keiner Seite der betriebsamen Welt lebhaft genug angezogen, bleiben länger, als munter nach außen getriebene Buben, unentschieden über sich selbst. Desto bedenklicher nahm die Mutter sich diese Frage zu Herzen und entschied sich nach langer Ueberlegung für das Schneiderhandwerk. Abgesehen davon, daß ihr die Welt doch am wenigsten von der Seite unbekannt war, wo sie sich mit der Elle ausmessen läßt, galt ihr begreiflicherweise die nährende Nähnadel etwas; wozu der finanzielle Voranschlag kam, daß die Schneiderlehre wohlfeiler zu haben und die

künftige Einrichtung des Meisters, wozu sie selbst zwei Bügeleisen beisteuern konnte, einfacher, als bei fast allen übrigen Handwerken, zu bestreiten wäre. Vielleicht ward auch mit in Erwägung genommen, daß wir durch die uns so vertraute Ziege in einiger „Connexion" mit der Familie des bekannten Patrons der Schneider standen. Jedenfalls schien es dabei auf mich selbst am wenigsten anzukommen. Gehört es ja doch mit zur Dienstbarkeit bedrängter Familien, daß sie — um mich gleich in dem mir zugedachten Handwerk auszudrücken — aus der umliegenden Welt nicht wählen können, was der Persönlichkeit angemessen ist, sondern daß sie die Person stets nach den Umständen zuschneiden müssen.

So war denn die gute Frau nach und nach ganz einig mit sich selbst geworden, als sie nach einer öffentlichen Schulprüfung durch einen freundlichen Lehrer auf ganz andere Gedanken gebracht wurde. Der heitere Mann wollte gute Anlagen an dem Knaben bemerkt haben, und rieth ihr deshalb, ihn studiren zu lassen.

Welch ein Sonnenschein fiel da so unerwartet in das Mutterherz! Eine duftige Fernsicht in eine träumerische Zukunft that sich von einer Seite auf, wohin sie noch gar nicht geblickt hatte. Ja, bei näherem Betracht erschien Studiren sogar noch wohlfeiler als Schneiderwerden, und sie selbst behielt ihre Bügeleisen.

In der That war unter der geistlichen Regierung in Fulda das Studiren sehr begünstigt. Die Söhne vermögenloser Eltern wurden nicht nur schulgeldfrei aufgenommen, sondern erhielten aus Stiftungen einige Fort-

hülfe durch Geld und Bücher. Die verschiedenen Klöster gewährten Freitische, und ein fleißiger Student fand als „Präceptor" in bürgerlichen Häusern kleinen Nebenerwerb. Dabei besaß Fulda damals noch, was man Universität nannte und jedenfalls eine Schule der Theologie. Geistliche waren ja der große Bedarf. Auch wurde ein guter Kopf bürgerlicher Abkunft gewöhnlich sehr übel angesehen, wenn er sich nicht dem geistlichen Stande widmen mochte. Er fiel leicht in den Verdacht der Freigeisterei. Jedenfalls blieb die weltliche Laufbahn viel unsicherer, indem auf den schmalen, verschlungenen und zuweilen etwas schlüpfrigen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne aristokratischer und patrizischer Familien schwer zu überholen waren; wenn Einer nicht etwa die Hand einer Tochter solcher Familien, oder die Schürze einer Prälatenfreundin erreichen konnte.

Hatte denn aber auch die herrschende Priesterschaft bei ihrer Begünstigung armer Studenten den öffentlichen Bedarf von Weltgeistlichen und Mönchen in Absicht: so muß doch der katholischen Kirche nachgerühmt werden, daß sie stets die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet, und kein Privileg der Vornehmen und Reichen auf eine geistes- und gemüthsstarke Nachkommenschaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Eltern, aber von hoher Begabung, sind nicht zu den höchsten Kirchenwürden, ja selbst zum heiligen Stuhl gelangt?

Zum erstenmal empfand nun auch ich selbst etwas von einer Bestimmung für die Zukunft. In der fremden Sprache, durch welche der Weg dahin ging, lag viel

von dem Geheimnißvollen, das mich bisher mit den unverstandenen Worten des Meßdienstes bewegt hatte. — Sobald mit dem Hauslehrer Verabredung getroffen war, führte er mich, zur Vorbereitung für die lateinische Schule, in die Grammatik, und deckte mir mit der ersten Declination von mensa, mensæ, den Tisch für eine unermeßliche Bescherung. Die gehobene Empfindung, in der mich eines heitern Abends die auswendig gelernten, leise hingemurmelten Beugesilben mensa, mensam, mensarum vor das Thor hinaustrugen, ist mir unvergessen geblieben. Auch ging es in ungetrübter Stimmung vorwärts bis zum Gebrauche des Wörterbuchs. Dies setzte mich zuerst in Verzweiflung; jedoch nur durch seinen körperlichen Zustand. Ich erinnere mich nicht, woher wir das Exemplar hatten; aber während einer längern Zurückgezogenheit unter einem Hausbodendache war es durch Vermoderung und Mäusefraß sehr hinfällig geworden. Es laborirte am Marasmus. Im Rücken fiel es auseinander und beim Umschlagen brachen zundermürbe die Blätter entzwei, sodaß die Wörter, die von Moder und Mäusen verschont geblieben, nun noch zwischen den suchenden Fingern verloren gingen. Der Jammer des Schülers war gerecht, ohne daß ihm selber die Mittel des Hauses sobald hätten gerecht werden können.

Da erinnerte sich der Oheim des ehemaligen Gönners und Hausfreundes Paters Hilarius im Kloster. Ich mußte ihm in meinem Sonntagswamms, das dichte Haar glatt gekämmt, dahin folgen. Im Vertrauen auf

das alte Wohlwollen dachte er, den Pater um ein entbehrliches Lexikon anzugehen, wobei er ihm den Burschen zeigen wollte, der es brauchte. Hilarius trat eben aus seiner Zelle, als wir anklopfen wollten, und vernahm das Anliegen. Sein ernster Blick ruhte lange auf mir, die Hände über die Brust gefaltet. Was er dachte, sprachen seine Lippen nicht aus; aber der lange, angegraute Bart des stattlichen Mannes bebte ein wenig von diesen Gedanken. Endlich trat er in seine Zelle zurück und holte ein schweres Buch, das er mir in die Arme legte. Ich küßte seine Hand, die ich davon zucken fühlte. Vielleicht misbilligte er für sich meinen lateinischen Lebenspfad und bereute schon mir das Buch gegeben zu haben, das wie ein verhängnißvolles Schwergewicht den bedrängten Knaben in dieselbe braune Kutte ziehen möchte, die der Pater selbst, vielleicht mit wie schwerem Herzen! durchs Leben schleppte.

Froh, daß ich vorausgeschickt wurde, als Hilarius den Oheim mit sich nahm, eilte ich fort, meinen Schatz unterm Arme. Wie oft hob und wog ich dies Lexikon! Das war doch ein Buch, das einen Puff vertragen konnte, in derben schwarzledernen Decken, durch eine Messingklammer verbunden, die den gerippten Rücken des starken Bandes rund und fest erhielt. An diesem handfesten Begleiter konnte sich auch einmal die leicht aufbrausende Ungeduld des lateinischen Schützen auslassen, die er sonst gegen das schwindsüchtige alte Lexikon in sich selbst verzehren mußte.

Vielleicht schließt mit den Spielen der Kindheit oder

verliert sich allmälig jene Zeit, die in höhern Jahren, wenn uns die Stunden und Tage unter den Händen dahinschwinden, unserer Erinnerung so unermeßlich, unerschöpflich vorschwebt. Freilich, so lang man mit dem unbefangenen Blicke der Jugend jede neue Erkenntniß aus der Quelle der Unendlichkeit schöpft, ist man in seinem Gefühle mit dem Ewigen verbunden, im Unermeßlichen schwebend. Sobald aber das Wollen und Streben erwacht, ist man auf das Irdische gerichtet; Absicht und Zweck bezeichnen die Schranken unserer Welt, in welcher der Verstand Alles vereinzelt, verzettelt; die Bestrebungen beeilen sich und wachsen der Zeit über den Kopf; die Absichten werden unersättlich und zehren begierig die Stunden, die Monde und Jahre auf. Wie oft sieht man sich da nach jenem Paradiese der Kindheit um, da die seligen Tage so lang und ruhig waren! Wie viel hat man damals zu lernen versäumt, meint man, und bedenkt nicht, daß man in jener Zeit und bis zur Pubertät gerade das Ewige lernt, das allen vereinzelten Kenntnissen zu Grunde liegt und vor unserer Erinnerung den Schimmer der langen Dauer auf jene Tage zurückwirft!

Land und Leute.

Ueber das Weichbild der Stadt hinaus kam der heranwachsende Knabe nur nach einer Seite. Freilich nach der anziehendsten, in die Nähe der südöstlich gelegenen Rhön. In Hofbieber, am Fuß dieses reizenden Gebirges, hatte die Mutter eine Schwester, an einen Mann verheirathet, der neben einem beschränkten Feldstück eine rohe Hobelbank als Schreiner betrieb. Es war ein Fest für die zahlreiche Familie, wenn wir sie alljährig zur Kirchweihe besuchten. Wir machten die drei Wegstunden zu Fuß, die erste Hälfte im Anblicke des herrlichen Gebirges, die zweite auf stillen, zwischen bewaldeten Hügeln hinschleichenden Feldwegen.

Die heimliche, weiblich waltende Ordnung und fromme Sauberkeit im Hause des Oheims hatte den Knaben so verwöhnt, verweichlicht oder verblödet, daß die neuen Eindrücke des ländlichen Lebens, der Jubel und die Genüsse der Kirchweihe, wie sie damals noch üppig und

tobend waren, ihn zwar den Tag über fröhlich aufregten, doch allabendlich mit der Wehmuth des Ungewohnten sein Herz beschlichen. Wenn die Abendröthe in den Grasgarten fiel, der Kirchthurm durch die kleinen Fenster leuchtete, oder das Ave Maria der Nachtglocke mit den Hörnern und Klarinetten des Wirthshauses wechselte, ward er immer stiller, und sah dem brennenden Kienspane zu, der, in die Gabel des hölzernen Leuchterstocks eingesteckt, die geschwärzte Stube erhellte. Mit den verkohlten Gelenken, die auf den ungedielten Boden neben der Streu des nächtlichen Lagers niederfielen, qualmte in der Brust des unbehaglichen Gastes ein trübes Heimweh auf. Wie froh war er dann, wenn die Rückkehr wieder angetreten wurde, er das Bündel mit den Gastgeschenken der Kuchenproben und des gedörrten Obstes schleppen half, bis nach mehrstündigem Wandern, das Gebirge im Rücken, sich uns von der Höhe des Petersberges die liebe Stadt im grünen Thale, und der hohe Bau des Doms für Auge und Herz erneuerte.

Land und Leute haben mir auch von andern Seiten ihre wiederholten Eindrücke hinterlassen.

Die Gegend um Fulda ist nicht überall vom Boden und nirgends vom Klima sonderlich begünstigt zu nennen. Die Vegetation ist ein wenig bleichsüchtig, und so anmuthig auch die Hügel und Berge sich für den Beschauer aus der Ferne neben- und übereinander gruppiren, immerhin bleibt es eine etwas blasse und magere Schönheit. Die hohe Rhön schließt den Süden und hält oft einen harten und langen Winter fest, der

nicht selten mit seinen Schneehäuptern in die grünen Frühlingsthäler herabnickt, und die schüchternen Blüten entsetzt.

Der Menschenschlag, der diesen Boden anbaut, ist derb, kräftig, breitstämmig; das gefurchte Antlitz spiegelt den tiefgepflügten Boden ab. Die weibliche Tracht ist den unschönen Gestalten auch noch sehr unvortheilhaft. Der vielfaltige Rock, der die bunten Zwickelstrümpfe sehen läßt, wird hoch unter den Armen gebunden und überhängt den Hüftenbau; das kattunene Leibchen spannt über der Brust, und der Kopf wird mit einem in drei Zipfel gelegten, bunt und hell gewürfelten baumwollnen Tuche überbunden.

Das Landvolk ist fromm und sinnlich. Es hält sich gläubig an die Lehren und Vorschriften seiner Priester, ohne sich im Mystischen zu vertiefen oder im Moralischen sehr zu ängstigen. Im Beten genau, im Leisten lau zu sein, hatte sich der Fuldenser unter dem Krummstab gewöhnt.

Solche Frömmigkeit verträgt sich denn auch gar wohl mit Fröhlichkeit des Genusses. Ja in dieser ging man noch viel eher als in jener über das Maß hinaus. Zur damaligen Zeit war die Roheit der Lust fast un-unbändig. An Feiertagen, wenn die Bauern Nachmittags aus der Stadt nach Hause kehrten, hüteten sich die Städterinnen, ihnen zu begegnen. Rohe Angriffe waren vorgekommen. Und wie hätte eine kirchliche Andacht wenigstens ohne Schlägerei abgehen können! Dem eifrigen Fuldenser genügte es nicht, daß die hohen

Feste roth im Kalender standen; er wollte sie auch auf der blutigen Stirne als richtig begangen eingezeichnet wissen.

Außerdem ließ die nüchterne Fröhlichkeit des Fuldensers sich gern in trockener Spaßhaftigkeit aus, in einer Laune, der es nicht an bildlicher Phantasie fehlte und die durch gutmüthige Unbeholfenheit des Ausdrucks ins Drollige fiel.

In dies bäuerliche Leben warf zu jener Zeit noch der viel angebaute Flachs mit seiner himmelblauen Blüte einen poetischen Schimmer, und spann aus seinem Stengel einen Faden des Weltverkehrs. Die Spinnräder schnurrten, im Winter bei geselligen Zusammenkünften; da es denn zur Liebesartigkeit des jungen Burschen gehörte, neben einer Spinnerin sitzend, ihr die aus dem Rocken fallenden Flachssplitter von der Schürze zu streichen, und bei schalkhafter Ungeschicklichkeit einen Klapps hinzunehmen. Das Gespinnste ward von zahlreichen Webstühlen zu allen Sorten Leinen, vom groben Packtuche bis zu kunstreichem Damast verarbeitet. Der Vertrieb ging nach Frankfurt, Bremen, Hamburg und Holland, und machte wohlhabende Unterhändler. Finken aus den Buchenwäldern der fuldaischen Berge lernten in kleinen Käfichen neben den Webstühlen vorgepfiffene Melodien, und flogen an solchen Leinweberfäden nahen und fernen Käufern zu. Und während so die einheimischen Melodien in die Fremde wanderten, verfingen sich im Damast, im Segeltuche der reisenden Leinenhändler wundersame Geschichtchen der Fremde, die sich

dem schalkhaft sinnlichen Geschmack der Fuldenser aneigneten.

Einst war solch ein wohlhabender Händler nach Amsterdam gereist und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurückkam, fand er neben dem Bette seiner jungen, hübschen Frau eine Wiege mit einem Säugling. Wem gehört das Kind? fragte der betroffene Mann. Und die verlegene junge Frau erwiderte:

Ja, hör' nur, Kilian, wie mir's mit dem Buben wunderbar ergangen ist: Es war ein schöner Wintersonntag und die Sonne schien hell. Es trieb mich in unser Gärtchen hinaus, und da hatt' ich ein so sehnsüchtig Verlangen nach dir, daß ich, wie zur Kühlung, einen Eiszapfen brach und gierig einsaugte. So ist durch ein Wunder der Bub entstanden. Der Mann schüttelte bedenklich den Kopf, als eben, wie gerufen, der junge, kircheneifrige Kaplan des Ortes, um den Angekommenen zu begrüßen, eintrat, und zur Beruhigung des Hausvaters aus verschiedenen Kirchenvätern die Möglichkeit eines solchen Wunders darlegte. So ergab sich der Leinenhändler ins Unbegreifliche, weniger weil er ein guter, gläubiger Fuldenser, als weil er ein vorsichtiger Handelsmann war, der sich nicht gern einen Pfaffen auf den Hals ladet und es mit den Kirchenvätern verdirbt. Er ließ den hübschen Buben hingestellt sein, nannte ihn aber aus verhaltenem Spott nur den Sohn Yszap (Eiszapfen). Im Stillen mochte er aber wol darauf sinnen, den falschen Erben bei guter Gelegenheit wieder loszuwerden, oder — wie er sich handelsmännisch

ausdrückte — das Stück Beiderwand billig loszuschlagen. Als daher der Sohn Yszap herangewachsen und der Kaplan inzwischen auch Fastenprediger in der Stadt geworden war, wünschte er den schlanken Jungen mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt kennen lerne. Die Mutter willigte nicht ohne Besorgniß ein, indem sie den Mann beschwor, den Sohn um Gottes Willen wohl zu behüten. Der Mann gelobte es, überließ aber unterwegs den jungen Menschen an holländische Seelenverkäufer, wie man die Soldatenwerber nannte. Kam daher später ohne den Buben zurück. Wo ist unser Kind? Wo hast du den Yszap? fragte die angstvolle Mutter; worauf der Mann schalkhaft mit der frühern Wendung der Frau antwortete: Ja, hör' nur, Bärbel, wie mir's mit dem Buben wundersam ergangen ist! Es war ein schöner Sommertag, als wir auf einer Jacht rheinabwärts fuhren. Da aber die Sonne sehr heiß schien, warnte ich den Buben wiederholt, den Kopf bedeckt zu halten. Der Junge hörte nicht und eh' ich mich des Unglücks versah, schmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein und wurde wieder zu Wasser. Fasse dich, liebe Frau und höre, was unser Freund, der Fastenprediger, sagt. Ich war auf der Herreise bei ihm, und er sprach, die Hände über seinem Bäuchlein gefaltet: Je nun! der Winter hat ihn beschert, der Sommer verzehrt; ergebt euch in die Wunder des Herrn!

Beiläufig bemerkt, ist es wirklich interessant, daß so manche literarische Stoffe, Volkswitze, launige Erzäh-

lungen oder was Shakspeare „Humore“ nennt, sich lang erhalten und weit verbreiten, wenn sie auch in Nebenumständen kleine Veränderungen erfahren, wie ich denn eben selbst beim Wiedererzählen den Fastenprediger hinzugethan habe. Die vorliegende Märe, die man in echt fuldaer Mundart hat (s. Götzinger's Sprachproben), stammt — isländischen Ursprungs — von einem lateinischen Volksliede der Schweiz und Tirols aus dem neunten Jahrhundert. Dort ist ein Sueve aus Kostnitz zu Schiff gegangen, vom Sturm auf ein fernes Eiland verschlagen worden, und kehrt erst nach zwei Jahren zurück, wo inzwischen seine etwas verliebte und von Liebhabern bestürmte Frau einen unrechten Sohn zur rechten Zeit geboren hat — filium injustum fudit justo die. Auf des Mannes drohende Frage erklärt sie, es sei ein Schneekind, in den Alpen empfangen, wo sie eines Tags aus heftigem Durst eine Hand voll Schnee verschluckt habe. Nach fünf Jahren geht der Mann wieder zu Schiffe, nimmt den Schneesohn mit und verkauft ihn. Seiner Frau erzählt er, wie er mit dem Schiffsvolke auf eine Klippe verschlagen worden,

et nos	und uns
omnis graviter sol	durchglühte tüchtig die volle
torret, at ille	Sonne; doch jener
nivis natus	Schneegeborne
liquescebat;	schmolz dahin.

Die fuldaer Nachbildung erscheint aber in ihren Motiven ansprechender und den Umständen angemessener.

Lebensstufe.

So näherte ich mich der Zeit, in der ein Abschnitt des eignen Lebens mit einer Umwandlung meines engern Vaterlandes, des Fürstenthums Fulda, zusammentreffen sollte.

Sobald der junge Mensch, der eine früher, der andere später, sich der Entwickelungsperiode jener Organe nähert, durch die er nicht für sich selbst besteht, sondern in die ewige Fortdauer der menschlichen Gattung verflochten wird, nimmt seine Seele einen ungemeinen Aufschwung. Die Natur geht nicht immer jäh und roh auf ihren Zweck los: sie führt gern durch ahnungsvolle Stimmungen, geheimnißvolle Regungen ein Herz, wie durch höhere Weihen, zu ihrem mysteriösen und bezaubernden Dienst; sie gibt oft lange vor den flüchtigen Augenblicken der sinnlichen Lust das Ewige, Unbedingte ihrer Absichten den vergänglichen Neigungen zu empfinden, durch welche sie ihr Ziel erreicht. Noch ist es kein

Drang der Geschlechtsneigung: es sind hohe unbegreifliche Stimmungen, bald mit Unruhe, bald mit Rührung verbunden. Alles Reine, Edle, Uebersinnliche, was unser Geschlecht in seiner göttlichen Substanz erhält oder erneut, regt sich vor dem sinnlichen Gedanken der Liebe in der Brust des Jünglings. In dieser Periode schwebt auch die dumpfe, platte Seele eines Menschen von poetischen und ritterlichen Regungen getragen. Selbst das Naturleben bietet ähnliche Erscheinungen: der Adler sucht aus den Wolken herab seine Beute; ja der Sturmwind, ehe er den Staub des allgemeinen Fahrwegs aufwirbelt, braüset in den Lüften.

Die frühesten Empfindungen des Knaben, wenn er auf die Schwelle der Jünglingschaft tritt, fliegen ins Träumerische, ins Schwärmerische aus. Vielleicht ist dies heutzutage weniger der Fall, wo die übersättigten Eltern an raffinirenden Kindern, die socialverdrossenen Väter an frivolen Knaben ihre Freude haben. In unserm damaligen Familienleben nahmen, meiner Erziehung oder Abrichtung gemäß, jene Regungen selbst eine religiöse Färbung an. Solcher Stimmungen erinnere ich mich noch aufs lebhafteste, besonders aus der Zeit meiner Vorbereitung zur ersten Communion. So hatte ich am Charfreitage, von Kirche zu Kirche wandelnd, mit der Abenddämmerung die Pfarrkirche betreten und im dunkeln Raum unter der Orgel, wo das heilige Grab ausgeschmückt war, in der hintersten Bank Platz genommen. Von dem buntfarbigen Lichte der Glaskugeln matt erhellt, stand die Monstranz zur Anbetung aus.

Ich war mit den vorgeschriebenen Gebeten ziemlich gedankenlos fertig geworden: aber eine unbegreifliche Rührung hielt mich in dieser heiligen Stille fest, und während einzelne Gestalten der Andächtigen leise ab- und zugingen, fühlte ich mich allmälig so hoch gestimmt, so tief bewegt und vom Frühlingswehen des Unendlichen überrieselt, daß ich es nicht zu beschreiben wüßte. Selbst meine Athemzüge wurden kürzer unter dieser hohen Atmosphäre des Ewigen. Wonach ich verlangte, was ich Alles wollte und erwartete, war so unbegreiflich, wie Das, was ich empfand, und blieb es auch, als ich einer der Letzten den nächtlichen Raum in süßer Ermüdung verließ.

Indem ich hier aber bekennen darf, daß solche mystische Empfindungen unmittelbarer Einigung mit der Gottheit von jetzt an und bis in die spätern Jahre wiederkehrten, muß ich doch gestehen, daß ich zum eigentlichen Pietismus nie geneigt war. Wenn dieser gern im Bewußtsein angeerbter Sündhaftigkeit verharrt, ohne sich auch selbst im Gefühl empfangener Erlösung daraus zu erheben: so war ich jederzeit mehr zu einer heitern und muthigen Pelagianischen, als zur Augustinischen Anschauung disponirt. Ich mochte nie glauben, daß der Mensch, obgleich er noch immer gern mit einer anmuthigen Eva in einen rohen oder gebratenen Apfel beißt, von Natur oder durch Erbschaft so gar verdorben sei und sich nicht durch rechtschaffenen Willen, selbst auch außerhalb der Kirche, zur Tugend und Tüchtigkeit bringen könnte.

Jene hohe Stimmung des Knaben wechselte wol

auch schon damals dann und wann die Farbe. So fühlte er sich auf ähnliche Weise gehoben, als er auf seinem lateinischen Pfade zum erstenmal einen Gedanken in den fremden Worten und in ihrer eigenthümlichen Fügung mit Empfindung verstand. Oder läge denn nicht, was man in höherm Alter als schwärmerische Liebe und als poetische Begeisterung erfährt, mit dem religiösen Entzücken auf einer und derselben magnetischen Linie?

Seitdem zog mich auch eine Sprache wieder an, die, vom Altare so früh und oft vernommen, mir bald sehr gleichgültig geworden wäre. Zwar anfangs hatten diese vom Altare gesungenen majestätischen Worte den wunderbarsten Eindruck auf den Knaben gemacht. Um diesen Eindruck gilt es ja der Kirche, und sie hält deshalb so fest an einer todten Sprache, die das Volk mit ihrem Leichenduft wie mit einem Hauche der Ewigkeit anweht. Ueberzeugt, unser Herrgott würde, kraft seiner Allwissenheit, verstehen, was mit den Worten gemeint sei, blieb ich doch lange zweifelhaft, ob auch die Menschen sich mit diesen Klängen unter einander verständigen könnten. Dieser Zweifel löste sich zuerst dem Meßdiener, als er neben den lateinischen Wechselsprüchen, die er aus seinem Büchlein lernte, die deutsche Uebersetzung fand. Nun aber brach für mich durch die Grammatik und das Wörterbuch der erste Morgenschimmer eines Verständnisses an, und ich hörte mit innigem Antheil in dieser Sprache vor einer auserlesenen Versammlung predigen. Zu einem jährlichen Sodalitätsfeste erschien nämlich aus

der nächsten Landstadt Hünfeld ein Priester, an dem noch die Zucht und Zierde des ehemaligen Jesuitencollegs nachdämmerte. Von Alter und Andacht gebückt, bestieg er die Kanzel, sprach aber noch mit der an ihm gerühmten Kraft der Seele und der Stimme. Für mich sprangen einzelne verständliche Worte wie Silberfischchen aus dem lateinischen Strom. Auf den Gesichtern einzelner Zuhörer konnte ich aber den Ausdruck des vollen Verständnisses und zugleich die aufgespannte Bewunderung Dessen, was und wie der außerordentliche Mann gesprochen, deutlich erkennen. Für sie Alle war die Rede — was ich damals noch nicht zu schätzen wußte — von der Erinnerung umwittert, daß der Sprecher noch den Jesuiten angehört hatte. Diese galten damals, wo sie noch nicht wieder aufgetreten waren, unangefochten für die Inhaber des höchsten Wissens und des echten Lateins. Späterhin bekamen wir andere Proben vom hohen Geiste dieses Paters Hillebrand. Zu Winterszeit war er einmal, um die Frühmesse zu lesen, vor Tagesanbruche nach der Kirche gegangen und auf überschneitem Eise hart zu Boden gefallen. Ein Nachbar sprang ihm bei; während er ihn aber umfaßt, fragt der ehrwürdige Mann:

„Wer ist Er denn, mein Freund?“

„Ich bin der Musikant N.“ war die Antwort.

Da sträubt sich und ruft mit entsetzter Stimme der fromme Alte: „Musikant? Laß Er mich liegen, Mensch! Geh' Er seiner Wege!“

Ohne Zweifel dachte der eifernde Greis an den

Spruch — ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters —:

> Ubi saltatio, ibi diabolus,
>
> Spielt ein Musikant Juchhei,
> Ist der Teüfel gleich dabei;

oder kürzer:

> Bei jedem Tanz
> Hat der Teufel den Schwanz.

Und aus diesem Betracht wollte er durch seinen Fall alle die Sünden der lustigen Beine und so mancher gefallenen Tugend abbüßen, die der musikalische Samaritaner auf der Seele oder auf seiner Fiedel hatte.

So flochten sich denn gegen mein zwölftes Jahr der Katechismus und die lateinische Grammatik zu einem zweidrähtigen Faden zusammen, mit welchem der erste größere Abschnitt meines Lebens sich abknüpfen sollte. Ein großer Abschluß meines Heimatlandes fiel damit zusammen: das geistliche Fürstenthum ward säcularisirt und ging an ein protestantisches Fürstenhaus über.

Aus jenen stillen, halbtrüben Frühlingstagen unserer Vorbereitung zur ersten Communion ist mir ein unglückliches Ereigniß im Gedächtniß geblieben, die Hinrichtung eines Verbrechers, den die Gnade selbst eines geistlichen Regenten und in den letzten Tagen seiner fürstlichen Machtvollkommenheit der Hand des Henkers nicht entziehen mochte. Wir Schüler wurden jenes Freitagmorgens frei gegeben, um die große und seltnere Lection vor dem Hochgerichte mitzunehmen. Auch der Mutter schien eine so eindringliche Warnung für ihren Kna-

ben heilsam auf das ganze Leben. Da ihr selbst aber ein so schrecklicher Anblick zuwider war, überließ sie mich der Obhut einiger weniger empfindsamen Nachbarinnen.

Eine Stunde vor der Stadt, seitwärts der Leipziger Landstraße, steht noch heute der Galgen, in dessen Nähe wir, auf Feldwegen vorausgeeilt, einen kleinen Hügel gewannen. Von hieraus behielten wir über den zusamfließenden Menschensee den freien Blick nach dem Dreieck des Balkengerüstes, das auf einer runden Mauerbühne sich erhob. Von der Quadratur des Cirkels hatte ich damals noch kein Wort gehört; aber der Triangel des Kreises stand mit schauervoller Deutlichkeit vor meinen Augen. Endlich wurde die von allen Seiten ruhig zusammen geflossene Menge vom Strom Derjenigen in Unruhe versetzt, die mit dem Armensünderwagen von der Landstraße herein drangen. Auch legte sich die wogende Flut nicht eher, als bis „Barthel am Stein", wie der Verurtheilte im Volke hieß, rücklings die Leiter emporsteigend, im langen Barte, mit hohler Stimme, singenden Tons seine Warnungen vor dem Verbrechen, seine Ermahnungen zur Tugend auf Jung und Alt hernieder heulte. Man weiß, welchen Eindruck eben solcher Ton auf ungebildete Menschen macht. Gar oft liegt die ganze Macht eines berühmten Predigers in diesem Stimmregister, das unmittelbar auf die Thränendrüsen wirkt. Ich selbst war durchschüttert, und mein Herz füllte sich wie ein Schwamm mit Rührung. Wie sehr nun aber auch der Emporsteigende mit dem Blicke nach der Stadt, woher er einen Gnade bringenden

Reiterboten erwarten mochte, von Sprosse zu Sprosse der Leiter zauderte, erreichte er endlich doch den Querbalken des Dreifußes, wo ihn die Henkersknechte mit dem hanfenen Halsband erwarteten. Desto mehr strengte Barthel die so bedrohte Kehle mit den Gebeten an, die er dem geleitenden Priester nachsprach. Länger hielt aber meine innere Spannung nicht aus: laut weinend, das Gesicht in die flachen Hände versteckt, wendete ich mich ab, bis die schauerliche Stimme plötzlich verstummte. Mit erschrockener Neubegierde wendete ich mich um, — Barthel hing.

Und er hing noch lange und predigte mir auch später noch. Doch dies erst nach meiner Communion, für welche der so sehnsüchtig erwartete Sonntag nach Ostern, der sogenannte weiße Sonntag, endlich kam, der Sonntag Quasimodogeniti.

Dies Lebensereigniß wird bekanntlich von katholischen Eltern noch höher angeschlagen und gefeiert als von protestantischen die Confirmation ihrer Kinder. Hier gilt es darum, daß Sohn oder Tochter beim Uebergang in die bewegte, bedrohte Jugend, beim Eintritt in den Vorhof des vielfach verlockenden Lebens, religiös befestigt und von hohen Erinnerungen geleitet seien; wogegen die Katholiken, vermöge ihres Glaubens an die Brotverwandlung, in dem Empfange des Abendmahls die höchste Begnadigung ihrer Kinder erblicken. Sie sind so zu sagen durch die erste Vorstellung bei Hof, ja durch einen Empfang des Allerhöchsten in die Societät der Heiligen aufgenommen.

Mit solcher Empfindung hatte mich die Mutter schon an der Kirche empfangen, und trat mir der Oheim vor die Hausthür entgegen, Beide zugleich stolz darauf, daß ich unter den vielen geputzten Knaben, zum Theil angesehener Familien, doch als der beste Schüler in der Procession durch die Stadt und hin zur Communicantenbank allen vorausgegangen war. Der Sohn meines Pathen, des Malers Heß, ein hübscher Knabe, hatte mir zur Linken die Kerze getragen.

Die Feierlichkeiten des Tages, die aufs tiefste mein Herz bewegten, gönnten doch auch der knabenhaften Eitelkeit ihr stilles Theil. In dem bunt zusammen gebrachten Anzuge sah ich mich für nicht wenig geschmückt an. Das breite Seidenband, gleich den großen Ordensinsignien über die rechte Schulter nach der linken Hüfte in eine breite Schleife gezogen; der Riesenstrauß lebendiger Blumen, in deren Mitte eine goldgelbe Pomeranze ruhte; das weiße Kreuzstichnähtchen um die hohen Schuhabsätze, und besonders das im Nacken lockig gebrannte und dick gepuderte Haar machten mir die heimlichste Freude. So oft ein Sonnenblick durch das Aprilgewölk fiel, hielt mich kein durchbutterter Hirsebrei, unser Stellvertreter des Pudding, kein Safrankuchen oder was wir sonst Gutes hatten, von unserm Höfchen zurück, wo ich mich drehend und wendend den Schatten meines gelockten Haares erblicken konnte.

Wie mag es sich an diesem Tage auf dem Kopfe geregt haben, der — wer weiß wo — das Haar meines ausgewanderten Zopfes in irgend einer Gestalt trug?

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse",
Und so bleibt in Sympathien
Haarwuchs mit Perrückenmasse.

Doch die glückseligen Tage gehen vorüber wie die langweiligen! Wohl uns, wenn hinter ihnen eine neue Erwartung vortritt, die uns über trauernde Rückblicke hinaus munter vorwärts zieht! Für mich war es diesmal das Gymnasium, dem ich nun an der vom Katechismus abgelösten Grammatik entgegen flatterte. Die Zwischenzeit bis zum Herbste, die Monate, da der eine Schulfaden abgedrillt und der andere noch nicht angeknüpft war, verstrich in träumerischem Umherschweifen. Es war dem Knaben und blieb ihm noch längere Zeit eigen, daß er sich ohne bestimmte Aufgabe nicht folgerecht zu beschäftigen wußte. Ohne Bücher, die ihn gewiß angezogen, ohne Umgebung, die ihn anzuweisen verstanden hätte, ging ihm auch von Natur jener geniale Instinct ab, der sich zu einer ihm vorschwebenden Bestimmung mit erfinderischem Triebe versucht. Dabei verrieth sich vielleicht jetzt schon jene persönliche Eigenheit, auf welche bei mancherlei Leiden vorgerückter Jahre einsichtsvolle Aerzte den gereiften Mann aufmerksam machten, eine eigenthümliche Verbindung von gelassenem, leicht erschöpftem Naturel mit unruhiger, unermüdlicher Regsamkeit der Seele. Daher war dem Knaben jede Beschäftigung recht, mit der die Seinigen ihn auf ihre Weise von müßigem Umhertreiben abzuhalten suchten. Der Oheim besaß in der Fuldau ein

Gemüsland, und hatte hinter den sogenannten Geishecken ein Stück Kartoffelfeld gepachtet. Dort gab es an Sommerabenden zu begießen, Raupen zu tödten, Kohl zum Ziegenfutter abzublättern, hinter dem Wald aber Kartoffeln zu stecken, zu behacken, zu häufeln. Aus einigen Gärten bezog er das Gras, und einen hochbeladenen Schubkarren voll Heu, hinter welchem der stämmige Bube selbst verschwand, nach Hause zu fahren, war für diesen ein Fest. Und so kam, was ihn freilich im Wissen nicht förderte, wenigstens seinen frischen Sinnen zu gut und belebte das Temperament, dem es bestimmt war, über frühe Lebensverwirrung muntern Herzschlags hinauszusetzen. Am liebsten ging er, die Hacke geschultert, mit nach den Geishecken.

Der Feldweg dahin führte dicht am Galgen vorüber und bei solchen Gelegenheiten war es, daß ich, wie früher bemerkt, nicht zwar von Barthel am Stein, aber um seinetwillen weitern guten Zuspruch empfing. Ein widerlicher Anblick hing er da, von Dohlen und Raben heimgesucht. Mit diesen arbeiteten Witterung und Fäulniß langsam an der Zerstörung des unglücklichen Menschenbildes und seiner Bekleidung. Die Mutter schauderte dabei, und welche trübseligen Vorstellungen, krächzend wie die vor uns auffliegenden Aasvögel, in ihrem Herzen aufstiegen, konnte ich ahnen, so oft sie mich unter Thränen ergriff und beschwor, um Gottes Willen wahr zu sein in allem Thun und Lassen. Das Laster und Verbrechen fängt mit einer Lüge an, sagte sie, und endigt mit einem Stricke. Oder sie entwarf eine Leiter,

deren unterste Sprosse einer kleinsten Lüge allmälig zu den Staffeln des Stehlens, Raubens und Mordens führte, bis der Unglückliche zuletzt an den Kloben jenes Querbalkens stieß, auf den hinter uns die Raben sich wieder versammelten.

Und hier stehe ich an der weltweitesten Lehre, die ich in jener frühesten Lebensperiode durch die Mahnung zur Wahrheit empfangen habe. Ein unzerreißbares, mit mir aufwachsendes Kleid, wie Maria ihrem Knaben gewebt hatte, vermochte die Mutter nicht zu schaffen; aber sie maß mir unaufhörlich jenes steife Unterfutter der Wahrheitsliebe zu, das, oft unbequem für mich und grob für Andere, doch so ziemlich durch alle wechselnden Lebensgewänder ausgehalten hat.

So war denn in unserer engen Lage von den drei Stücken, die nach Herodot zur guten Erziehung eines jungen Persers gehörten — Reiten nämlich, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit reden — doch wenigstens das letzte (the last not least, wie Lear von Cordelia sagt) auch bei mir in Betracht gekommen. Und statt des Bogenschusses, der ins Weite trifft, war ich im Glauben geübt, der in die Ewigkeit reicht. Oder, beziehen sich denn nicht Wahrheit und Glauben aufeinander, begegnen sie einander nicht, wie Licht und Auge?

Denn was ist Wahrheit, was ist Glaube? „Das erste Werk Gottes in den sechs Schöpfungstagen war das Sinnenlicht", sagt Bacon, „das letzte war das Licht der Vernunft und sein Sabbathwerk ist seitdem noch immer die Erleuchtung durch seinen Geist."

Nehmen wir an, daß die Welt im Göttlichen ruht, Alles und Jedes, auch das Vereinzeltste vom Göttlichen getragen und belebt wird: so liegt eben hierin der Dinge Grund und Wesenheit, ihre Wahrheit. Die absolute Wahrheit verbreitet sich in der unendlichen Offenbarung des Weltalls; sie ist theilgebend an die Einzelwesen, die in ihrer Erscheinung und Vergänglichkeit unwahr sind, deren jedem aber ein Nervenknötchen des Göttlichen, Unvergänglichen eingeknüpft ist, wodurch es lebt, und woran es in seiner Wahrheit erkannt werden mag. Selbst im Irrthum, indem er ist, pulsirt ein Aederchen der Weltwahrheit, ohne welches er eben nicht vorhanden wäre. Und der volle Puls des Göttlichen, der den Menschen belebt, bewegt, durchglüht, — die Vernunft ist zugleich das Organ, womit er das Wahre in allen und jeden, auch den verwahrlosesten Erscheinungen des Lebens erkennt. Das Unwandelbare im Wechsel der Erscheinungen, das Gesetzmäßige im Leben der Natur und des Geistes in all den tausend und tausend Formen ist Wahrheit. Darum, weil die Wahrheit das Göttliche selbst ist, hat sie solche Macht und Ausdauer. „Wir finden ihre häufigen Spuren wieder in allen auch den bizarresten Dogmen verschiedener Zeiten und Länder", sagt Arthur Schopenhauer, „zwar oft in sonderbarer Gesellschaft, in wunderlicher Vermischung, aber doch zu erkennen. Sie gleicht dann einer Pflanze, welche unter einem Haufen großer Steine keimt, aber dennoch zum Licht hervorklimmt, sich durcharbeitend mit vielen Um=

wegen und Krümmungen, verunstaltet, verblaßt, verkümmert, aber doch zum Lichte."

Und indem wir so inmitten der Wahrheit leben, und unser Sinn wie das Dasein der Welt von ihr bewegt wird, sind wir mit uns und der Welt nur dann einig, wenn wir dieselbe auch in unser Bewußtsein aufnehmen, und sind wahr im Leben, wenn wir das erkannte Göttliche auch frei bekennen.

Die Wahrheit besteht mithin durch Erkenntniß und Bekenntniß Dessen, was Wesenhaftes, Gesetzmäßiges, mithin Göttliches in den Dingen der Welt und in unserm tiefsten Bewußtsein lebt. Daher ist unsere Bestimmung, uns forschend und hingebend in die Welt der Natur und des Geistes zu versenken, nicht aber, nach einem frommen Misverstande, den irdischen Dingen abzusterben.

Nehmen wir aber den Glauben als das Organ für die Wahrheit: so meinen wir freilich nicht den Kirchenglauben, der auf äußere Autorität etwas als wahr annimmt, wofür er in sich selbst keine hat. Der Glaube ist vielmehr der Sinn des Geistes, verbunden mit der Zuversicht des Herzens, für das Göttliche im All- und Einzelleben. Er begegnet dem Wahren, wie das Auge der Sonne, selbst „sonnenhaft".

Schon daß der Mensch ursprünglich den Gedanken der Wahrheit fassen kann und die Lüge zu bekämpfen getrieben wird, ist etwas Heiliges in ihm, womit das Göttliche in der Welt ihn an sich lockt. Mit diesem

Triebe der Seele stößt der Mensch überall auf die Wahrheit, die sich allerdings nur in vereinzelten Strahlen und verschiedenen Farben zu erkennen gibt, als physische, moralische, wissenschaftliche, ästhetische Wahrheit, sodaß wir durch vielseitige Bildung empfänglich für die mannichfaltigste Lichtbrechung der Wahrheit werden.

Wie nun Derjenige, der sich in seinem Wollen und Streben auf das allgemein Nothwendige und Gesetzliche der Vernunft, also auf das Göttliche richtet, mit der Welt und Wahrheit immer mehr in Harmonie kommt: so liegt es in der Natur der Sache, daß der gesetzlose, von Willkür bestimmte, mithin der unwahre Mensch mit sich und der Welt mehr und mehr zerfällt, und unter Umständen mit seinem ganzen Dasein zu Grunde geht.

Wie eng es daher auch gemeint war, daß Verbrechen und Unheil mit einer Lüge anhebe und mit einem Strick endige, berührte das mütterliche Wort doch in der That die Wahrheit der Weltordnung.

Im Herbst 1802 ging ich aus der Bürgerschule an das Gymnasium, und das Fürstenthum Fulda aus der geistlichen Regierung an die weltliche Herrschaft des Prinzen von Oranien über.

Studentenwandel.



Oraniengelb.

Es scheint bei flüchtiger Betrachtung eine Kleinigkeit, das Band zu lösen, das einen Krummstab und ein Zepter überkreuz bindet, und schnell ist der Fürstenhut von der Insel getrennt. Aber welche Umgestaltungen und Verhängnisse finden durch diesen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und verändern die Gestalt der Zukunft! Es ist ein Ruck, der die geschlossenen Bauerngüter, die gewerblichen Innungen, die Bahnen des Handels, die Lehrstühle der Wissenschaft und die Polstersitze des gesellschaftlichen Lebens erschüttert. Neue Politik geht vom neuen Thron aus, der mit andern Farben prunkt; ein anderer Ehrgeiz drängt sich heran, die Ansichten des Volkes verwandeln sich mit den neuen Anschauungen; frische Gedanken kommen mit den neugeprägten Münzen in Umlauf, Wissenschaft und Cultur stellen ihre Felder anders aus, zu denen sie ungebautes Land umroden, und die Spannung zwischen der nun auseinandergerückten

weltlichen und geistlichen Gewalt ruft neue Lebenspro=
cesse hervor.

Eintausendachtundfünfzig Jahre lang hatte der Krumm=
stab auf den rauhen Hügeln des alten Buchenlandes,
in den grünen Auen der Fulda, der Ulster und der
Saale eine versteckte Glaubensheerde geweidet, als das
Ereigniß eintrat, das der geistreiche Fürstbischof Hein=
rich über anderthalb Jahrzehende vorausgesehen hatte,
indem er für den letzten vollständigen Fürstbischof an=
gesehen sein wollte. In der That wurde sein Nach=
folger als Fürstbischof wenigstens nicht mehr begraben.
Dieser starrsinnige Adalbert konnte sich in die von seinem
Vorfahren vorausgesehene Veränderung der Herrschaft
nicht finden. Noch als seine Deputation von Regens=
burg mit der Nachricht von der bereits ausgesprochenen
Säcularisation angekommen war, ließ er die Hoffnung,
seinen Fürstensitz zu erhalten, nicht fahren. Er unter=
sagte — darin andern wohlweisen Regenten nicht un=
gleich — jedes Gespräch über den ihm verhaßten Gegen=
stand; womit er jede Gefahr entfernt zu haben dachte.
Der oranien=nassauische Abgeordnete traf ein, um die
Besitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürst wich
aus, auf der Ansicht beharrend, er müsse, von Kaiser
und Reich belehnt, auch abwarten, ob Kaiser und Reich
eine Uebergabe des Fürstenthums an das Haus Oranien
genehmigen würden. Sein Capitel wendete sich von
ihm ab und unterhandelte als Landstandschaft mit dem
oranischen Bevollmächtigten; die Bürgerschaft that Vor=
stellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung von Execu=

tionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlassung aus ihrem Pflichtenverbande, ja die Hofdiener traten auf die Seite des neuen Fürsten über: Adalbert wich ebenso wenig, wie einst dem Schloßbrande, bis endlich preußische Truppen aus Erfurt einrückten und der oranische Abgeordnete feierlich im Schloß auffuhr, der versammelten Hof- und Staatsdienerschaft das Besitzergreifungspatent zu verkündigen, sie in Pflichten zu nehmen und das unter den Fenstern des Fürstbischofs aufgestellte fuldaische Militär zur oranischen Fahne zu beeidigen.

Unberührt von dieser politischen Umwandlung und in meiner Umgebung nicht einmal über diese folgenreiche Wendung der Dinge verständigt, ward ich nur von dem neuen Lebenskreise des Gymnasiums bewegt, das auch unter der neuen Landeshoheit des weltlichen und protestantischen Fürsten noch eine Zeit lang in seiner altgeistlichen Atmosphäre fortlebte.

Diese Anstalt bestand nach jesuitischem Zuschnitt aus vier Classen und einer Vorbereitungsschule. Jede Classe hatte einen geistlichen Lehrer für sämmtliche Gegenstände des Unterrichts außer der Religionslehre, die der Director in allen Classen vortrug. Daß diese Männer in ihren langen, schwarzen Talaren nicht in allen Sätteln gleich fest saßen, entging selbst den Schülern nicht. Für die Vorbereitungsschule erhielten wir einen ganz frischen Professor an einem jungen Priester, der bis dahin Pagenlehrer gewesen war. Er hieß Habersack, ein Sohn aus jenem Krämerhause, wo Magister Klippmüller oft

seine zwei Loth Marino-Schnupftaback hatte holen lassen. Ein schlanker Mann im langen Gewande des Weltgeistlichen, schmal von Gestalt, blatternarbig, dunkeln Haares und Angesichts, finstrer Miene, aber von munterm, ja schalkhaftem Naturel; sodaß das strenge Aussehen durch lächelnde Laune einen sehr einnehmenden Ausdruck gewann. Er besaß gute Geistesgaben und Kenntnisse mit Vorliebe für classisches Latein.

Abstechend gegen ihn, den stracken, unter der Stirne schwarzäugig hervorblickenden Zwanziger erschien der Director Pfister, in Jahren schon vorgerückt, klein und breit von Gestalt, gebückt mit stets zu Boden gesenkten Augen und in dieser Haltung bereits versteift, ein unablässiger Eiferer, streng orthodox, dem Brevier dienstbar, von jesuitischem Bildungsschimmer und asketischem Geruche. In der Classe, wie auf seinem Zimmer, trug er stets das Priesterkäppchen von schwarzem Rasch über der Tonsur des dünnen Haares, das sogenannte Calottchen, das er auf unsern eingelernten Gruß: laudetur Jesus Christus! zu seinem feierlichen In aeternum! ein wenig lüftete. Er war vertraut mit den Kirchenvätern, aus denen er den trocknen Katechismus des Jesuitenpaters Canisius mit guten lateinischen Sprüchen spickte.

Die übrigen Unterrichtsgegenstände in den vier Classen umfaßten neben den beiden alten Sprachen die gewöhnlichen Sachkenntnisse. Das Griechische wurde sehr knapp behandelt, das Latein, in beiden Richtungen der Abfassung und der Uebersetzung betrieben, nahm auch noch ein lateinisches Examen über einen Autor und in den

höhern Klassen Rhetorik und Poetik auf. Die deutsche Sprache wurde nebenher mitgenommen, und verstieg sich nicht über den deutschen Brief und die deutsche Rede in der praktischen Aufgabe. Mit den deutschen Schriftstellern wurde keine Bekanntschaft gepflogen; es waren ja fast lauter Protestanten. Der Graf Leopold zu Stolberg war erst seit zwei Jahren katholisch geworden und Ladislaus Pyrker, den die Katholiken so gern zu unsern großen Dichtern zählen, führte damals noch keine poetische Feder und keinen bischöflichen Krummstab. Auch wurden nur lateinische Verse in der obersten Classe gemacht.

Der Gedankenkreis für die zu bearbeitenden Aufgaben war zum Erstaunen enge. So wurde zu den Prüfungen eines und desselben Jahres in der zweiten Classe für den deutschen Brief, „Ermahnungen an einen Jüngling zu fleißiger Betreibung der lateinischen Sprache“, in der dritten für eine lateinische Rede, „Kenntniß der Sprachen“, für eine deutsche Rede, „Empfehlung der Muttersprache“, und für eine lateinische Elegie (!), „Nützlichkeit der Sprachen“ vorgeschrieben; während in der vierten, der obersten Classe, in lateinischer Rede, „das Studium der griechischen Sprache“ empfohlen, in einer deutschen, „die lateinische Sprache gelobt“, und in einem lateinischen Gedicht alkäischen Verses „die Verächter der lateinischen Sprache verlacht“ werden sollten. Also Dicht- und Redekunst machten nur in Sprachgeschäften. Für Naturbetrachtung, Familienleben, gesellschaftliche Verhältnisse, Seelenzustände

und Völkerleben wurde kein Nachdenken, kein Gefühl angeregt.

Völkerleben aber auch! Wurde ja doch die Geschichte so viel wie möglich ignorirt. Die katholische Kirche hat einen Instinct der Furcht vor der Geschichte. Sie traut dieser großen Protestantin nicht und konnte sie allerdings auch damals schon eher unbeachtet lassen als bei der verallgemeinerten Bildung von heute, da man sich vor der Geschichte nicht mehr retten kann und nichts übrig hat, als sie katholisch einzukleiden, so lange sie es sich gefallen läßt. Nicht einmal von dem geistigen Leben unseres Volkes ward auch nur das Mindeste beigebracht. Freilich ist auch unsere deutsche Literatur eigentlich protestantischer Herkunft, von der Wartburg ausgegangen, wo Luther ihr die Sprache seiner Bibelübersetzung und das unerschöpfliche Dintenfaß hinterlassen hatte, vor dem einst der höllische Versucher selbst, der böse Geist der Lüge, Reißaus nahm.

Mit dem eifrigsten Religionsunterrichte waren die ängstlichsten kirchlichen Uebungen verbunden, die tägliche Messe vor den Lehrstunden, Hochamt und Predigt an Sonn- und Festtagen mit Wechselgesang der lateinischen Psalmen am Nachmittage. Gebeichtet wurde öfter, besonders an Marientagen und wir mußten darüber Bescheinigungen abgeben, lateinisch abgefaßt, wie: Ego Henricus K. confessus sum die natali Beatae Mariae Virginis. Als Vorbild und Muster eines christlichen Studenten wurde uns von Pfister der heilige Aloysius unablässig vorgehalten. Ich kannte diesen schönen jun-

gen Menschen aus einem bei der ersten Communion empfangenen Bildchen, darstellend, wie derselbe sein erstes Abendmahl aus den Händen des heiligen Bischofs Karl Borromäus empfängt. Dieser Sohn aus dem fürstlichen Hause Gonzaga, dem alle Bahnen der Ehre, alle Pfade des Genusses offen gestanden, hatte in seinem Leben doch nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt und indem er in seinen feurigsten Jahren nur den nackten Heiland am Kreuz in die Arme geschlossen, hatte der schöne Jüngling sein Herz jungfräulich bewahrt.

Mit diesem Zuschnitte stand die fuldaer Schule im Nachschimmer des jesuitischen Ruhms. Dieser Orden hatte für den Inhaber und Pfleger aller Zweige der Wissenschaft gegolten. Dieser Ruf war denn auch für die katholischen Länder nicht unverdient. Doch erinnert das jesuitische Wissen an die Fabel von Osiris. Wie die zerstückten und zerstreuten Glieder dieses gemordeten Gottes der traurig suchenden Schwestergattin Isis nach und nach alle bis auf eins wieder in die Hände fielen: so fehlte gerade der jesuitischen Wissenschaft für alle zusammengestellten Disciplinen die zeugende freie Forschung. Ich sage, ihrer Wissenschaft oder ihrer Lehre; denn sie selbst, wenigstens die Höchsteingeweihten, die als weltkluge Leute für ihr Handeln nicht blos Gelübde, sondern auch geheime Vorbehalte hatten, gingen bekanntlich auch im Forschen und Denken über den Kirchenglauben hinaus und hatten selbst die Macht der Dispensation für Andere.

Nun fand sich diese alte Schulordnung durch den mit dem neuen weltlichen Fürsten in die reinkatholische Stadt einkehrenden Protestantismus bedroht. Wir lateinischen Anfänger sahen aber nicht so weit, daß wir die finstern Blicke und den verbissenen Eifer der Priesterschaft und ihres Anhangs bemerkt hätten. Uns beschäftigte die Bewegung, die vor dem Einzuge des Prinzen von Oranien unter die gelassenen Bürger kam. Alles eilte, wie der Adel, nach der Judengasse, um sich mit Flor und Band orangenfarbig zu bekennen. Fulda that wie ein Mädchen, das aus der langen frommen Schule zum erstenmal in die Welt treten soll und eine ahnungsvolle Herrlichkeit mit Putz antreten darf. Das Band stieg auf einen Preis, daß man auf den Gedanken kam, für die unbemittelte Classe der Bevölkerung aus pomeranzenfarbigen Papierstreifen wohlfeile Schleifen und Cocarden zu fertigen.

Am 6. December 1802 ward der Prinz von Frankfurt her mit festlichen Vorbereitungen erwartet. Junge Fichten vertraten an diesem Wintertage die frischgrünen Birken, womit am Fronleichnamsfeste Häuser und Plätze geschmückt wurden. Es fehlte nicht an Gedichten, den neuen Zeitanbruch zu verherrlichen. Ich erinnere mich, daß eins derselben, vorgelesen, durch heitern Vers und Humor einen lebhaften Eindruck auf uns Studenten machte. Es rührte von jenem schönen jungen Theologen her, dem ich so gern die Bücher nachgetragen hatte und der seit vier Jahren Priester war.

Außerdem sind mir noch zwei Momente jenes auf-

geregten Tages in gutem Andenken geblieben. Alle Schulen, Innungen, Corporationen bildeten vom Thore nach dem Schloß Spaliere zur Durchfahrt des Fürsten und seines Gefolges. Unsere Classe kam in der Marktstraße vor jenem Gäßchen zu stehen, das hinab nach der Judengasse läuft. Wie nun nach langem frostigem Harren sich endlich vom Kohlhäuser Thore her ein brausend anwachsendes, bei jeder Straßenwende neu aufwogendes Vivat gegen uns heranwälzte, empfand ich eigentlich zum erstenmal, was ich früher als Meßdiener auf des Priesters Sursum corda! so oft mit habemus ad dominum kalt ausgesprochen hatte: mein Herz war hoch empor getragen von der Woge des Jubels. Aber aus angelebter Blödigkeit für Gefühlsäußerungen konnte ich meinem innern Dranze nur dadurch Luft machen, daß ich, aus Reihe und Glied in jenes Gäßchen geeilt, mein dreimaliges Vivat hoch für mich allein herausschrie. Darüber verlor ich aber den vorüberfahrenden Fürsten aus dem Gesicht und bekam ihn erst in einem zweiten glücklichen Momente zu sehen, am Abende, wo ich sogar selbst in den Lichtkreis seiner Verklärung zu gerathen das Glück hatte.

Die Studentenschaft hatte einen Fackelzug unternommen, von dem aber wir Vorbereitungsschüler, die den Studentenmantel noch nicht trugen, ausgeschlossen blieben. Ich begleitete daher die Mutter durch die bewegte Stadt, die das Schauspiel einer Beleuchtung der Häuser und einiger öffentlichen Plätze, etwas der lebenden Generation Funkelneues, zum Schlusse des Hul-

digungsfestes darbot. Der Prinz, ein jovialer und leutseliger Herr, der sich in der neuen Residenz zugleich heimisch und beliebt machen wollte, durchwandelte zu Fuß, am Arme seines Freundes Fagel und im Fackelzuge der Studenten, die Straßen. Wir vernahmen von fern das Tosen und Jubeln der mitwogenden Menge und eilten der Vorstadt Löhersgasse zu, woher es erscholl. Aber schon am innern Thore derselben kamen uns die Vorwellen der Volksflut entgegen. Die Gasse ist hier sehr enge und der Strom riß Alles mit sich fort. Wir retteten uns auf die Treppe zum Bäckerladen, der heut' noch steht, und ich schwang mich auf den Laden selbst. Hier stand ich nun mit rückwärts gefaßten Händen im Ueberrock und gegen die rauhe Abendluft durch mütterliche Vorsorge mit einer baumwollnen Zipfelmütze des Oheims über die Ohren geschützt. Die Menge stürmte vorüber, bis durch das damals schwere dunkle Thor das volle Fackellicht herein drang. Alles aus dem vorüberbrausenden Zuge sah lachend nach dem Bäckerladen auf und der Fürst selbst blieb einen Augenblick stehen, den beleuchteten Ladenaufsatz, diese aufgerichtete Feststolle, mit herzlichem Lachen zu beschauen.

Wie lebhaft die Mutter auch das Ereigniß erzählte und die Unserigen sich des fürstlichen Wohlgefallens an mir erfreuten, änderte es doch nichts an der bittern Empfindung, die mir den Bäckerladen zum Pranger gemacht hatte.

Umbildungen.

Es ist hier nicht eingehend und beurtheilend darzulegen (was auch im Einzelnen meiner Erkenntniß so weit vorauslief, und nur im Allgemeinen zu meinen Erlebnissen gehört) — welche durchgreifende Umgestaltung mit dem altpriesterlichen Staate und dem engbürgerlichen Leben vor sich ging. Es blieb nicht dabei, daß an den Platz eines cölibatären Fürstenstuhls ein zweischläfriger Thron rückte. Schläfrig war die neue Herrschaft überhaupt nicht in jener revolutionär erwachenden Zeit. Der junge, schaffensmuthige Fürst erhielt durch Staatsverträge revolutionärer Abstammung ein altes Fürstenthum, so gründlicher Reformen bedürftig, daß er demselben recht als von Gottes Gnaden und Verhängniß erschien.

Der Krummstab hatte sich in seinem uralten Besitze nicht als vorschreitender Wanderstab zu einem hohen Ziel, sondern als Hirtenstab erwiesen, der keine Eile hat und seine Bestimmung überall erreicht, wo er die Heerde

den Tag über auf süße Bergweide und für die Nacht in eine trockene Hürde bringt. Der Anfang eines Morgenlieds im fuldaer Gesangbuch bezeichnet diesen politischen Zustand:

> Ruhig schlief ich in dem Bette,
> Ohne Sorgen, als wenn ich
> Keinen Feind zu fürchten hätte,
> Du, o Herr, beschützest mich.

So war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben. Das Vorhandene war gründlich umzugestalten und manches Neue hinzuzuthun. Dazu erschien nun an Wilhelm Friedrich von Oranien, einem durch Bildung und Gesinnung ausgezeichneten Fürsten, der rechte Mann. Er hatte eben sein dreißigstes Jahr vollendet, als er das seinem Vater, dem Erbstatthalter von Holland, zur Entschädigung zugefallene Fürstenthum übernahm. Als Jüngling hatte er sich mit holländischen Waffen gegen die republikanischen Feldzüge der Franzosen unter Dumouriez, Pichegru und Jourdan versucht, und kam eben von mehrjähriger Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit seinen Landgütern. An vielseitige Thätigkeit gewöhnt, griff er in Fulda zu, versteinerte und übermooste Misbräuche zu heben, unerschrocken vor den sich hervorringelnden Hinderungen. Ohne ungestümes Verfahren führte er durch sparsame, einfache Verwaltung einen geordneten Zustand des Landes ein. Die Persönlichkeit des Fürsten, seine heitere Unbefangenheit, sein Rechtssinn und eine unparteiliche Humanität entwanden einer sonst schwerfälligen und

enggesinnten katholischen Bevölkerung sehr bald den Widerwillen vor protestantischen Neuerungen, bis das frische, vielversprechende Leben selbst für sich einzunehmen anfing.

Die oranischen Reformen, die auf Belebung der innern Administration, auf Vereinfachung des Finanz- Kassen- und Rechnungswesens, auf Tilgung der ältern Kriegsschulden, auf Trennung und Bestimmung der Polizei, der Magistratur und des Stadtgerichts ausgingen, berührten die Aufmerksamkeit des Gymnasiasten nicht. Ich erinnere mich nur, wie die organisirenden landesherrlichen Verordnungen, in saubern Folio-Abdrücken zur Kenntnißnahme der Bürger umhergetragen, auch in unser Haus kamen. Sie erregten hier zuerst ein ängstliches Befremden; wie man denn „von oben" nichts Gutes zu erwarten pflegt. In der Erinnerung aber, daß am Huldigungstage doch auch ein Maß Wein aus dem Hofkeller jedem Bürger zu einem Festtrunke gespendet worden war, beruhigte man sich, und fand endlich auch für die unverstandenen Blätter eine nützliche Verwendung, indem man sie in der kühlen Vorrathskammer neben den Dingen niederlegte, die ein Kleinhändler seinen Kunden nicht gern uneingewickelt übergibt. Der Student fand das begreiflich, hätte wol aber auch schon etwas von den Bestandtheilen der menschlichen Gesellschaft, von den Bedürfnissen und Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens und von den Aufgaben und Einrichtungen des Staats begriffen, wenn es ihm auf verständige Weise beigebracht worden wäre. Dazu war aber Niemand vorhanden. Alles um ihn her gehörte, wie er

selbst, der dumpfen Menge an, die im Staate wie in der Natur gedankenlos hinlebt und nicht einmal von einer Mischung in der Luft weiß, die sie athmet, und von deren Störung sie erkrankt und leidet.

Mehr Verständniß hatten wir schon für die Anregung, die unter dem neuen Regiment das gewerbliche Leben erhielt; wie denn zunächst das durch Mildthätigkeit der Klöster gedeihende Betteln eingeschränkt, ein Arbeitshaus, ein Leih- und Pfandhaus und eine Anstalt zur Anlegung kleiner Ersparnisse des Fleißes eingerichtet wurden. Selbst ein bisher ungewohnter Luxus, den die oranischen Familien mitbrachten, kam den Gewerben zu gut, die mehr zu thun und Manches zu lernen fanden. Unter der Prälatenherrschaft war nur die Küche üppig gewesen, Wohnung und Einrichtung hatten auf dem einfachsten Fuße bestanden. Kein Kanzellist ist heut so knapp eingerichtet, wie es damals der Kanzler war: wo dieser sich mit Rollgehängen von grünem Rasch mit gelbem Schnurbesatz an den kleinern Fenstern begnügte, hat jeder Schreiber wenigstens Vorhänge von Nesseltuch, das freilich auch jetzt in viel niederem Preise steht. Sogar die jüngere Generation erinnerte sich lebhaft des ersten Kanapes, das in die Wohnung eines fuldaer Beamten kam, der seinen noch minorennen Adel vornehm zu setzen suchte. Das fremde Möbel wurde zu einer achttägigen Andacht ausgestellt; da denn Alles nach der Wohnung wallfahrtete, um den Bequemsitz zu bewundern, der aus weißlackirtem Holzwerke mit vergoldeten Hohlstreifen gefertigt und mit rothem Franz-

leinen beschlagen, steif und stolz dastand. Eben so waren unter den Fuldaerinnen seit kurzem erst die Shawls, oder doch der Name für solche Halstücher, aufgekommen. Sie nannten sie Schalen, was einem täppischen Propste Anlaß zu einem Wortspiel mit Umständen im Prälatengeschmack gab. Indem er nämlich das neue Tuch, worin eine Prälatenfreundin sich ihren Bekannten vorstellte, auf unziemliche Weise betastete, sagte er: „Ich zöge die Schale dem Kerne vor." Worauf die beleidigte Schöne, den Lachenden am Bande seines Capitelskreuzes ergreifend, rasch versetzte: „Und mir wäre der Zaum auch lieber als der Esel."

Was mich denn aber von allen Neuerungen persönlich in meinen Kindes- und Knabenerinnerungen berührte, war die Aufhebung des Kapuzinerklosters, wo ich das Krippchen besucht, die Messe bedient und das handfeste lateinische Wörterbuch empfangen hatte. Auf den Grundmauern der Kirche ward ein Landkrankenhaus mit einer Entbindungsanstalt errichtet. Das alte Kloster mit seinen Zellen schloß sich als Hinterflügel an. Die rühmliche Anstalt ward aus ehemals geistlichen Einkünften dotirt. Noch heute dient ein kleiner metallner Kapuziner, ein Kreuz umfassend, als Wetterfahne über dem alten Einfahrthore neben dem Krankenbau.

Auch für den heitern Lebensgenuß brachte die oranische Regierung neue Zuthaten. Maskenbälle, Hoffeste und dergleichen entschädigten den Winter für die geistlichen Feste, die der Frühling und Sommer brachte. Daß die geistlichen Lehrer des Gymnasiums die Theil-

nahme der Schüler an Maskeraden misbilligten, läßt sich denken, auch wenn sie diesen besonders in katholischen Ländern ausgebildeten Luxus für kein lutherisches Unwesen ansehen durften. Ein Straffall aber, der mir im Andenken geblieben ist, legt auf komische Weise dar, wie sehr damals alte Vorstellungen sich mit neuen Anschauungen seltsam vermischten. Die ärgsten Studentenvergehen wurden nämlich mit Ruthenstreichen über die Hände bestraft, wozu in vorkommenden Fällen der Hausknecht des Seminars, Jörg Adam, mit frischen Birken erschien. Ein Mitschüler war nun von Verwandten mit auf eine Maskerade genommen worden, und wurde, als das Vergehen sich demaskirte, vor den Jörg Adam gestellt. Aengstlich jammernd entschuldigte er sich, er habe ja nicht geglaubt, etwas Unrechtes zu thun; im Gegentheil habe er unter der peinigenden Hitze seiner Larve — „jedes Schweißtröpfchen der heiligen Mutter Maria geopfert."

Unter den Zuthaten des neuen Lebensgenusses erschien bald auch zum erstenmal in der katholischen Stadt ein Thespiskarren, und setzte in dem schönen Orangeriegebäude des Hofgartens eine Bühne ab. Die ganze Stadt drängte sich diesen neuen Anschauungen zu. Zwar bis in unser enges Häuschen dehnte das Theater seine wiederholten Verlockungen nicht aus. Zu entschieden und geübt darin, uns zu versagen, was über unsere Kräfte ging, beruhigten wir uns bei der Vorstellung, die wir uns vom Theater selbst machten. Wir hielten es für eine Gaukelei der Art, wie wir sie wol schon zu Pferd

oder auf hochgespanntem Seil an freien Plätzen angesehen hatten. Bald aber sollte mir doch durch eine Anschauung der richtige Begriff des Dramatischen — ich möchte sagen *genetisch* aufgehen.

Um jene Zeit kam ich nämlich täglich in das Haus eines wohlhabenden Beamten, der zur Aneiferung seines ältern Sohnes, eines furchtsamen und wenig begabten Schläkses, einen Mitschüler zur Theilnahme an den Privatstunden gesucht hatte. Des jungen Magnus Vater war ein freundlicher, heiterer Mann von dem wohlwollendsten Charakter, dem ich besonders auch die guten Schreibmaterialien zu gedenken habe, mit denen er mich aus seiner Kanzlei versah. Die Mutter dagegen hatte in ihrem schwarzen, schalkhaften Auge und in ihrer raschen, scharfen Zunge etwas Hochmüthiges, was mich verschüchtern konnte. Doch eines schönen Sonntagnachmittags kam sie besonders freundlich ins Hausgärtchen und schickte uns mit dem Eintrittsgelde zum Parterre ins Theater.

Hier stand ich nun in der Dämmerung nach dem Vorhang gespannt, hinter welchem, wie ich mir dachte, die erwarteten *Kunststücke* vorbereitet wurden, und der sich nach wenig beachteter Musik endlich erhob. In einem Zimmer zeigte sich ein Mann mit Anordnen der Möbel beschäftigt, und unzufrieden mit einem jungen hübschen Mädchen, das als seine Tochter erschien. Ich zweifelte nicht, es gelte den Vorkehrungen zu den noch nicht ganz fertigen Kunststücken, auf die ich nun desto begieriger wurde. Bald trat eine dritte, eine vierte

Person hinzu, die zwar noch immer keine Kunststücke machen wollten, mir aber durch ihre fremdartige Kleidung auffielen; indem sie beistimmend oder widersprechend sich in das anfängliche Gespräch zwischen Vater und Tochter mischten, sodaß eine häusliche Angelegenheit erwuchs, für welche ich unvermerkt eine Theilnahme empfand. Die Lage der Personen verwickelte sich mehr und mehr und ward beunruhigend; da mir denn, als der Vorhang fiel, plötzlich der Begriff aufging, daß eben dies Sprechen und Gebahren, dies Thun und Vorhaben das eigentliche Ding sei, und das Kunststück eben darin bestehe, sich in einem bestimmten Anzug als ein gewisser Mensch zu benehmen. Denn so faßte ich zuerst nur das Werk des Schauspielers auf, ohne an Denjenigen zu denken, der so verständig erfunden und gemischt habe, was diese sich verstellenden Leute so artig und geschickt ausspielten. Mit ganz andern Augen sah ich nun den folgenden Act hervorkommen. Ehe er aber zu Ende lief, fiel mir schwer aufs Herz, daß ich über die häusliche Abendordnung hinaus an einem den Meinigen unbekannten Ort verweilte. Die alte Gewohnheit war mächtiger, als der neue Zauber und ich eilte mit dem Schluß des Actes davon.

Bei dieser Erinnerung an eine knabenhafte Pedanterie fällt mir schwer aufs Herz, daß dieselbe in gar manchen Stücken vorbildlich für mein Leben war. Nur allzuoft hat ein neuer Begriff, eine neue Erkenntniß, allgemein gefaßt, mich viel zu leicht befriedigt, sodaß ich, mit Zustimmung eines behaglichen Naturels, von

den Mühen um das Detail und Material der neuen Einsicht zu früh abstand und hiermit viel von dem Gewinn aufgab, der nur aus abgeteuften Schachten und ausgeschmolzenen Erzen mühsam erbeutet wird. Dann aber laß' ich mir's auch nicht unbedingt loben, wenn ein junges Herz von keiner leidenschaftlichen, pathetischen oder phantastischen Theilnahme so mächtig hingerissen wird, daß es darüber auch einmal vergäße, was von der andern Seite die gute Ordnung oder eine gemessene Obliegenheit Widersprechendes verlangen. Zu solcher Selbstbeherrschung und innern Harmonie mag der Mann durch Kämpfe und Erfahrung gelangen. Als Amulet ihm in die Wiege gelegt, erspart ihm vielleicht solche milde Mischung seines Wesens manchen Hefentrunk der Verirrung; aber er verliert sich auch nicht leicht in die Tiefe und Weite des Lebens, wo die Schätze eines bewährten Charakters zu heben sind; wenn ihn nicht etwa ein großes Misgeschick auf jenen Bildungsweg hinausstößt, um das Uebereilte nachzuholen.

Nun sollte ich aber nach jenem zufälligen Theaterbesuche nicht so bald zur Anschauung eines ganzen Stücks gelangen, als eine wunderliche Versuchung mich auf die Bühne selbst verlocken wollte. Wie nämlich eines schulfreien Vormittags unserer Einige die Fenster des Orangeriebaues, hinter denen eben perorirt wurde, lauschend umschlichen, erschien ein Schauspieler auf der Treppe und fragte, ob wir nicht mitspielen möchten. Wir sahen einander verlegen an, wie es gemeint sei; jener aber fuhr fort, wir möchten nur immer eintreten

und es versuchen, vorausgesetzt nur, daß wir nächsten Abend auch wieder kommen und ein sauberes Hemd mitbringen wollten.

Mit befangenem Lachen traten wir ein. Wie unsauber und unordentlich sah es da umher aus! Wie blaß und schlaff die spielenden Personen! Wir wurden angestellt und angewiesen, auf die Frage: „Heda, Buben! welcher von euch liebt mich am meisten?" recht laut und herzlich zu rufen: „Ich!" So geschah es denn. Wie kleinlaut und hölzern aber unser „ich" ausfiel, läßt sich denken. Da war nun zu unserer Beschämung ein Komödiantenmädchen von 5 bis 6 Jahren als unser jüngster Bruder mit im Haufen, und rief drei mal ein inniges „ich", womit es zuspringend des Vaters Knie umklammerte.

Man wird wohl errathen, daß es jener Scene aus Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg" galt, worin der Viertelsmeister Wolf seine Knaben herbeibringt und die Rathsherren zu der Kriegslist bewegen will, dem blutdürstigen Procopius die Kinder der Stadt in Sterbekittelchen entgegen zu führen, um ihn zu versöhnen.

Der mislungene Auftritt mußte nun wiederholt werden. Ich aber, beschämt von der Wahrheit im Ausdrucke der kleinen Komödiantin und verschämt, es ihr nachzuthun, hatte mich schon hinter den Coulissen weggestohlen und im wirklichen Sinne des Wortes — aus dem Staube gemacht. Freilich war ich auch der größte unter den ungeschickten Buben des Viertelsmeisters Wolf, und bengelhaft genug, da ich in jenem Alter größer zu werden

versprach, als es mir hernach gelungen ist. Wenn ich aber nach Jahren auf einem ansehnlichen Gesellschafts=theater, selbst vor fürstlichen Personen, mich aus jenem hölzernen Ich mit Beifall in manches Nicht=Ich zu werfen geschickt genug war: so hatte gewiß jener lebhafte Eindruck von dem Komödiantenkind die erste Anregung und künstlerische Intuition dazu gegeben.

Verstimmungen.

Diese neue Bewegung, von welcher die sinnlich-geistige Theilnahme der Altfuldaischen mit fortgezogen wurde, fand an der katholischen Geistlichkeit sehr misvergnügte Beobachter. Ich meine weniger die Prälatenschaft, die sich zu den Genüssen der Künste, wie zu den Freuden des Lebens ziemlich unbefangen bekannte; wie denn auch der Propst vom Michelsberg zu den eifrigsten Besuchern und Gönnern des Schauspiels gehörte. Aber die untergeordnete, dem Volk vorgesetzte Priesterschaft sah in dem Schauspiel eine verführerische Mitbewerbung des kirchlichen Schaugepränges. Die Concurrenz stört ja überall die Producenten. Das Drama, wie bemerkt, aus den kirchlichen Mysterien und Passionen hervorgegangen, war überdies ein verweltlichtes, abtrünniges Kind der Kirche, und bezauberte jetzt ihre Gläubigen. Zwischen dem Dom und der Orangerie lag die Promenade wie ein Scheideweg zur Ueberlegung, ob man Sonntags links hinab

zur Fastenpredigt, oder eine Stunde später rechts nach dem Garten in die Komödie gehen — dort den Pater Roman hören, oder hier den Rochus Pumpernickel sehen wollte. Beides nach einander mitzunehmen, wenn es ging, blieb allerdings die beste Auskunft.

Dazu vermehrten sich mit jedem Tage die protestantischen Familien des Hof- und Staatsdienstes höherer und niederer Ordnung in der bisher reinkatholischen Stadt. Und stand auch die Masse des Volkes kaum in Berührung mit der vornehmeren Gesellschaft, in welcher die oranischen Ankömmlinge neue Gewohnheiten, andere Lebensordnung, reinere Sprache, feinere Manieren, freiere Gedanken einführten und dem katholischen, „die Einbildungskraft beflügelnden" Kaffee den protestantischen Thee entgegensetzten, „der das Nachdenken schärft": so stand jedoch zu befürchten, der anwachsende Strom möchte sein Bett erweitern und auch in die untere Bevölkerung seine — Sündflut verbreiten. Daher wurde die Kanzel hier und da laut gegen Luther und seine Lehre. Besonders that sich ein junger Stadtkaplan Namens Kalb hervor, und brachte es glücklich dahin, daß seine Predigten, diese mehr scharfen als schmackhaften — Rippenstückchen, von der Behörde eingezogen wurden, um sie zu versuchen. — Und wie beistimmte Insekten im Frühjahre nicht eher auskriechen, als die Bäume ausschlagen, von deren Laube sie leben: so fand sich jetzt auf einmal, ich weiß nicht woher, in unserm versteckten Hause eine kleine Druckschrift ein, die auf die Zeitstimmung berechnet schien. Es war ein ausgedehntes Gespräch zwischen

Luther, der an die Himmelspforte klopfte, und Petrus, der mit seinen Schlüsseln ihm den Weg vertrat. Nach langem Wortwechsel, worin Meister Martin natürlich nicht so beredt wie einst in Worms erschien, stieg dem apostolischen Pförtner der bekannte Haarbüschel vor der Glatze, sodaß er dem zudringlichen Ketzer drohte, ihm, wenn er sich nicht auf der Stelle aus den Lappen machte — „die Himmelsschlüssel um die Ohren zu schmieren.“

Im Geschmack dieses Ausdrucks war das Ganze gehalten und ich fand Freude genug daran, es Andern zum Vergnügen vorzulesen. Wenn ich aber für meine Wenigkeit solchem Wohlgefallen später untreu geworden bin: so habe ich doch bis in die jüngste Zeit bewundern können, wie frisch an Wort und Witz dieser Geschmack sich in katholischen Streitschriften noch immer erhält.

Bei alle Dem erinnere ich mich nicht, daß der angeschürte Kircheneifer in Unverträglichkeit mit den Fremden aufgelodert wäre. Selbst unsere Nachbarschaft, die sich doch sonst nichts Rohes übel nahm, verkehrte ganz wohlgemuth mit protestantischen Unteroffizieren, Hofbedienten, Kasernenweibern und dergl. Der Benedictinerorden wurde aufgehoben, das Priesterseminar in jenen Convent verlegt und diese Gebäude unserer Nachbarschaft in eine Kaserne umgewandelt. Eben so wurde die aus der Verödung eines Kriegshospitals kaum wieder hergestellte freundliche Universitätskirche auf unserer Straße zum protestantischen Gottesdienste genommen. Es erregte keine Bitterkeit unter unsern Nachbarn. So nahm

auch unsere enge Wohnung das Häuflein Kinder eines aus Hannover nachbarlich übergesiedelten Bildhauers, so oft sie zu Mittag herüberkamen, freundlich und gastlich auf. Wir bedachten, daß der Meisel des stillen Mannes von dem weißen Sandstein, den er zuweilen bearbeitete, keine Brotschnitten für so viel Mäuler abschlüge, und daß die Ränder durchsägter Marmorplatten, so sehr auch die durch nassen Flußsand geigende Klinge die Zähne der Umstehenden angriff, doch nicht als Kuchenstücke abfielen.

Dieser nicht ungeschickte Mann, von dem die Trophäe über dem Thor der Infanterie-Kaserne zu Fulda herrührt, stammte eigentlich aus dem Fuldaischen, war aber in der Fremde auf seine Weise ein religiöser Freidenker geworden. Als solcher gab er ein Beispiel, wie glücklich der Mensch, im Denken wie im Handeln, schon durch die bloße freie Bewegung wird, selbst wenn sich sein Zustand nicht verbessert. Der Mensch gibt sich ganz zufrieden mit einem selbsterwählten Unsinn, wenn er nur jenen abwerfen kann, der ihm auferlegt worden. So ging es auch unserm Nachbar Ritz. Oekonomisch, wie er im eignen dürftigen Hause besonders mit dem Brennmaterial umging, vereinigte er auch Hölle und Fegefeuer zu einem einzigen Brande. Da es aber überhaupt seiner Vorstellung von einer übersinnlichen Welt widersprach, daß dort Feueranstalten unterhalten würden: so nahm er an, der Himmel bediene sich der irdischen Flammen zur Ausschmelzung irdischer Schlacken dergestalt, daß viele Seelen in die Esse großer Schmelz- und Hammerwerke verurtheilt, andere in die Glut der Ziegel-

öfen oder in das kleine Feuer verwiesen würden, das der Bäcker vor seinem Backofen mit niedlichen Birkenscheitchen unterhält. Nun wollten mir dergleichen Meinungen, die mir der vorsichtige Künstler im Vertrauen mittheilte, nicht recht beigehen, ohne daß ich ihn hätte widerlegen können. Dennoch scheinen dieselben meinem Nachdenken eine Richtung gegeben zu haben; wie ich mich denn einer kleinen Abhandlung erinnere, worin ich mich entschieden gegen die dogmatische Ewigkeit der Höllenstrafen erklärte.

Ehe noch die umgestaltende Thätigkeit der neuen Regierung an die lateinischen Schulen ging, lief das Jahr der Vorbereitungsclasse ab. Wir freuten uns, in den langen, weiten Studentenmantel zu kommen, der durch die vier Gymnasialclassen getragen wurde. Diese Tracht rührte noch von den Jesuiten her, die bekanntlich Freunde der Mäntel waren. Wirklich sahen wir unter den langen dunkelblauen Falten wie eine Jesuitenbrut aus; denn sie legten uns auch unwillkürlich eine ernste, eingezogene Haltung auf. Die Anschaffung war kostspielig; der Mantel galt aber für eine so wesentliche Auszeichnung des Studenten, daß er den als vermögenlos aufgenommenen Schülern aus milden Fonds beschafft wurde. Es war eine besondere Gunst des Directors für mich, daß ich einen bereits getragenen von besonderer Güte erhielt, den wahrscheinlich der Sohn eines adeligen Hauses bei seinem Austritt aus dem Gymnasium als Weihgeschenk zurückgelassen hatte. Aus feinem blauen Tuche, lang und faltenreich, war er noch unversehrt bis auf

den kleinen Kragen, an welchem Puder und Zopf des früheren Inhabers und die strenge Bürste seines Kammerdieners eine verschabte, fadenscheinige Stelle verschuldet hatten. Dieser verrätherische Makel, den ich nun mit keinem eigenen Zopfe mehr decken und beschönigen konnte, verdroß mich so sehr, daß ich einem Mitschüler den empfangenen neuen Mantel beneidete. Erst als dieser Glücklichere eines kalten Herbstmorgens, den Mantel über das untere Gesicht geschlagen, zur Frühmesse kam, und bei seinem Gruße — Kinn, Wangen und Nase blau gefärbt, uns zum Gelächter, aus dem Mantel hervorstreckte, gelangte ich zu besserer Einsicht. Nun nahm ich wahr, daß dies grobe Tuch, das so leichtfertig sein Indigo oder sein Waidblau verschwendete, desto spärlicher mit seinen Falten umging. Setzte mich also über den fadenscheinigen Spielplatz eines adeligen Zopfes an meinem Mantelkragen hinaus. War es ja doch ein Schaden, den ich hinter mir hatte, und über so manches mir angenehm Begegnende leicht vergessen mochte.

Hierzu gehörte, daß ich mich bei der ersten „Composition" auf den ersten Platz in der Classe schwang, was mir in der Vorbereitungsschule nie hatte gelingen wollen. Composition hieß die Uebersetzung einer dictirten Aufgabe, die in der Classe selbst gemacht und abgeliefert werden mußte. Nach ihr wurde die Rangordnung der Schüler auf den Bänken bestimmt.

Ein Anderes widerfuhr mir zu Ostern, wo das für die ersthalbjährige Prüfung ausgesetzte Prämium in schönem vergoldeten Einbande mir zufiel. Doch sollte

diese Auszeichnung nicht ohne Verdruß bleiben. Als ich nämlich nach dem Acte mit Magnus in dessen elterliches Haus zur gewöhnlichen Privatstunde ging, erwarteten uns neben dem Lehrer die Eltern. Ich hatte meine Prämie, Magnus nur seine leeren Hände vorzuweisen. Der gutmüthige Vater lächelte, indem er mit scherzhaftem Bezug auf meinen Namen zu dem verlegenen Lehrer sagte: „Ja, ja, nomen et omen habet!" Indem er aber in den Mienen seiner lieben Frau einen andern Text lesen mochte, entfernte er sich; worauf der Erguß des mütterlichen Herzens erfolgte. Das Grundthema — daß ihre Söhne nicht Schuster oder Schneider werden könnten, wie anderer Leute Buben, die eben nicht zu studiren brauchten — war mit schmählichen Verzierungen weiblicher Wuth ausgerüstet. Ich war zu betroffen, um zu denken: In guter Laune hat sie dich ins Theater geschickt, jetzt im Zorn spielt sie dir selber recht natürlich vor! Wie mir aber hinter ihrem Rücken der Präceptor lächend zunickte, nahm ich mir den langen Monolog leichter zu Herzen, spielte mit meinem glänzenden Buch und nahm es beim Weggehen so unter den Arm, daß es der Mantel nicht bedecken konnte. Glücklicherweise dachte ich nicht an meinen Kragen, der mir sonst den vergoldeten Rücken des Buches sehr verdunkelt hätte.

Doch, was wäre mir der schadhafte Kragen gewesen, hätte uns nicht der Mantel an sich ganz andere Sorgen gemacht. Wir sollten aber bald erfahren, daß ein Man-

tel eben auch zum Bemänteln dient, womit in der Regel nichts Ehrliches gemeint ist.

Wir Freimäntler zogen nämlich wöchentlich, wie in andern Städten die Chorschüler, durch die Stadt, vor bestimmten Häusern lateinische Kirchenlieder zu singen. Eins derselben, durch frische Melodie und reimhaftes Kirchenlatein recht ansprechend, ist mir wenigstens in der ersten, oft gesungenen Strophe noch im Gedächtniß geblieben:

Euge, mens, et primo mane
Surge, laudes Deo cane,
Nox dum claudat lumina!
Lauda Deum verbis, gestis,
Memor esto Dei testis
Observantis omnia.

Ich übersetze:

Auf! mein Geist, und früh vor allen
Laß zu Gott Loblieder schallen,
Bis die Nacht den Tag beschließt!
Preise Gott in Thun und Worten,
Eingedenk, wer aller Orten
Zeuge deines Wandels ist!

Während dessen hatten die Jüngsten an den betreffenden Häusern die kleinen Geldgeschenke abzuholen und an den Aeltesten abzuliefern, der die verschlossene Büchse trug. Diese kam jetzt an einen Studenten, der die Kreuzer- und Groschenstücke nicht, wie vorgeschrieben, mit der hingereichten Büchse, sondern mit der schmuzigen Hand aufnahm, die er unter dem übergeschlagenen Mantel hervorstreckte. Dies wäre uns wol weniger auf-

gefallen, hätte uns nicht des Burschen ödes, unheimliches Wesen auf argwöhnische Gedanken gebracht. Doch so furchtsam waren wir Sammelbienen, daß wir gegen diese wilde Hummel auf der Büchsenunmittelbarkeit zu bestehen den Muth nicht hatten, sondern uns lieber in unsern Verdruß und Schaden ergaben.

Ehrensold und Ehrenpreise.

Um nun hier gleich der Mittel zu gedenken, die das Fortkommen des jungen Studenten unterstützten: so bestanden dieselben, außer der eben gedachten sehr geringen Büchsen-Dividende, in Dem, was derselbe durch Privatunterricht erwarb, den er schon so früh in kleinbürgerlichen Familien gab. Der Studentenmantel hatte nicht blos eine verdächtige Innenseite der vorbemerkten Art, sondern auch ein geachtetes Aeußere. Der Ehrensold eines docirenden Studenten stand niedrig; der junge Mensch aber ward in den langen blauen Tuchfalten respectirt. An den höhern Fest- und Familientagen, an denen der gescheuerte Tisch Reisbrei und Braten aufwendete, war er als Ehrengast eingeladen.

Die Reisfrucht muß damals kostbarer gewesen sein, als sie es heut ist. Wenigstens war Reis damals in Fulda das Ehrengericht kleiner Bürgersleute allermindestens doch für Ostern, Pfingsten und Christtag. Es

galt für ein Schmähwort des schwersten Kalibers, wenn von zankenden Nachbarinnen eine rufen konnte: „Ihr Lumpenpack, könnt euch nicht einmal die drei Reisbreie schaffen!" Der Reisbrei und der Fürstbischof celebrirten dieselben Feste. Um solcher hohen Bestimmung willen brachte denn auch dies Gericht für unsern jungen Studenten ein ängstliches Bedenken, als er, zum ersten mal von einem ehrbaren Zimmermeister zu Gast gebeten, mit den Seinigen in Ueberlegung ging, ob Reisbrei schicklicher mit der Gabel oder mit dem Löffel genommen werde. Die mütterliche Weisheit gab hier wieder den Ausschlag mit den ermuthigenden Worten: „Geh nur, und wart's ab, wie's die Andern machen!"

Höher wäre vielleicht bei solchem geringen Erwerbe die Einbuße an Zeit und frischem Muthe für eigene Fortbildung anzuschlagen gewesen, hätte es mir nicht ohnehin zu Privatstudien an Büchern und Anleitung gefehlt, sodaß ich mich nur durch lebhafte Fassungsgabe bei stets munterer Gesundheit untern den besten Mitschülern und an der Spitze des Wetteifers halten konnte.

Andere Vortheile, welche dürftige Studenten besonders vom Land an den Freitischen der Klöster und einzelner guten Familien fanden, wurden bei unserm, wenn auch schmalen, doch täglich besetzten Herde nicht hoch angeschlagen. Dennoch sollte unser Mantelträger, wenn er sich vielleicht als Ehrengast braver Bürgersleute allzufrüh etwas fühlte, bald Gelegenheit finden, als Klostergast jene Demüthigung zu üben, die den Söhnen des heiligen Franz in den weißen Lendenstrick eingeknüpft

ist. Zwei meiner Mitschüler, die einen Freitisch bei den Franziskanern auf dem Frauenberge hatten und gern mit mir verkehrten, überraschten mich eines Tages mit dem Erbieten, mir den eben vacant werdenden dritten Platz ihres Kosttages beim Pater Guardian zu erwirken. Sie beschrieben mir, wie vergnügt sie in einer aparten Stube ihre drei Schüsseln verzehrten, und ich stimmte ein, da es mir so leicht geboten war, mit guten Kameraden vor der Stadt zu Tische zu gehen.

Nun wandelte ich jeden Donnerstag Mittag nach dem Bergkloster. Mit gutem Humor bei jedem Wetter fanden wir uns zu Dreien auf dem Wege zusammen, der damals, schmal gepflastert, unter alten Baumstämmen bergan führte, oder wir erwarteten einander, um den Bruder Pförtner durch wiederholtes Schellen nicht brummig zu machen, am Allerseelenhäuschen vor dem Kloster, wo man sich des Ausblickes über die Stadt, über Wiesenthal und Hügel nach dem prächtigen Zug des Rhöngebirgs erfreut. Eine Stube im untern Kreuzgange des Klosters, düster durch vergilbte Wände und blinde Scheiben eines einzigen vergitterten und gegen die nahe Mauer eines Gartenwinkels gerichteten Fensters nahm uns an einer langen, braunen, selten ganz reinen Tafel auf. Mir als dem jüngsten in der Gastfolge lag es ob, uns Mitesser an der Küche anzumelden. Für mich immer ein bitterer Gang! Denn jedes mal, wenn ich mit den befangenen Worten: „Wir Studenten sind beisammen!“ die Küchenthür öffnete, erblickte ich an der Anrichte ein gefürchtetes Paar — den fetten Koch

und den gemästeten Klosterhund. Dieser kam bellend gegen mich heran, während jener in wegwerfendem Tone rief: „Nun, ja doch!" Oder: „Es ist schon gut!" Früher oder später darauf brachte uns ein unfreundlicher Bruder oder ein Tölpel von Hausknecht die gewöhnlichen drei Schüsseln.

Drei junge Studenten, unverwöhnt von Hause, von bestem Muth und Magen nach einer muntern Bergsteige, sind keine Leckermäuler. Einmal aber machte uns doch, nach genossener kräftiger Suppe, die nachfolgende breite irdene Schüssel stutzig. Auf gehacktem grünen Gemüse gaben sich drei Portionen kalten, geräucherten Schweinskopfes noch früher dem Geruche als dem Auge kund. Bei näherem Betracht zeigte sich die Uebervölkerung des einen Schweinsohres in Aufruhr. Die weißen Citoyens balgten sich auf dem dampfenden Marsfelde des krausen Kohls. Mit Recht stehen Revolutionen in übelem Geruch. Und gleich gerieth auch unser Appetit mit dem stark athmenden Schweinskopf in einen Ringkampf, dem wir, Messer und Gabel in Händen, eine Weile zusahen. Endlich unterlag bei mir der jugendliche Appetit. Und da man auf einer Flucht gern Kameraden hat, die auch das Gewehr oder die Gabel wegwerfen: so sprach ich den beiden Unentschlossenen zu, wir sollten uns doch solche Wohlthat nicht gefallen und die Schüssel unberührt lassen. Indem ich nun so auch noch den Studentenstolz gegen den Studentenappetit aufrief, brachte ich die Aengstlichen dahin, daß sie zur Ausführung eines Einfalls, den wir für witzig hielten, ihre Zustimmung

gaben. Wir rissen aus einem unserer Schulhefte ein Blatt, worauf wir zur Erklärung unserer Enthaltsamkeit mit Bleistift einen Vers niederschrieben, der dem Sinne nach, wenn auch nicht wortgetreu, lautete:

Die Suppe aßen wir, die andern guten Gaben
Hebt uns gefälligst auf, bis wir den Schnupfen haben.

Erst vor dem Kloster, mit dem Ausblick in die Ferne, kam uns eine Ahnung von den Folgen unseres Muthwillens. Ich mußte den beiden andern zugeben, daß wir nicht blos für heute den Appetit, sondern auch den Kosttag für immer verloren hätten. Gedachte ich nun des Bruders Koch und des Laienbruders Küchenhund: so schien es mir ein Leichtes, den Freitisch aufzugeben und die Schuld des Frevels auf mich zu nehmen. Dadurch ward es den Kameraden möglich, des andern Tages reumüthig vor dem Pater Guardian zu erscheinen und sich die erneuerte Wohlthat wieder zu erwirken.

In meinem heitern Sinne war die Sache abgethan, und erst nach Jahren fand ich zu bedenken, daß mit jenem Muthwillen doch eigentlich mein Ketzerthum angebrochen sei. Ich kam zur Erkenntniß, daß es in allen christlichen Jahrhunderten kaum so gefährlich gewesen, ein bedenklich gewordenes Dogma, als einen empfindlich gewordenen klösterlichen Schweinskopf mit gereimten Alexandrinern anzugreifen. Mehr als einmal, und noch in vorgerücktem Alter habe ich zu erfahren gehabt, daß Wohlthaten der Mönche, wie schwer verdaulich sie auch dem Empfänger gewesen, doch von den frommen Vätern noch schwerer vergessen werden.

Fürerst blieb ich aber noch der eifrigste Schüler des Katechismus, den uns Director Pfister ausspendete und mit lateinischen Schriftstellen der Kirchenväter ausstattete. Solche Aussprüche, wenn sie auch nicht selten auf eine bizarre und abgethane Lebensansicht zurückwiesen, gaben doch auch eben so oft Proben geistvoller Weltbetrachtung und sinnreicher Combinationen. Mir ging eine dunkle Wahrnehmung davon auf, daß die Kirchenväter noch nicht an einer fertigen Glaubenslehre gebückt zu tragen hatten, sondern die Substanz des Christenthums als Weltweise zu einer Weltlehre ausbilden halfen. In stilistischer Hinsicht waren manche solcher Sentenzen durch Antithesen geistreich pikant.

Gegen das Lutherthum hatten die Kirchenväter freilich noch keine Pfeile im Köcher. Im Gegentheil hatten manche derselben Ketzereien auf sich sitzen. Pfister, der es in seinem orthodoxen Eifer für eine Forderung der Zeit und der Umstände halten mochte, uns gegen die in der fuldaer Luft schwebenden Irrlehren zu schützen, brachte daher andere Waffen herbei. Als unwiderleglichsten Beweis für die ausschließende Wahrheit der katholischen Kirche gab er uns die bekannte Darlegung, wie man doch von jedem katholischen Priester auf den Bischof, der ihn geweiht, von jedem Bischof auf den Papst, der ihn eingesetzt habe, und in ununterbrochener Reihenfolge der Päpste bis auf den von Christus selbst bestellten Apostel Petrus zählen könnte. Dagegen vermöchten die Protestanten kaum von ihren Pastoren bis auf Luther zurück zu rechnen, wo sie dann in die von diesem Irrlehrer

verlassene Kirche zurückkehren müßten, wenn sie auf Petrus und Christus kommen wollten.

Diese Albernheit, bei der es ganz außer Frage blieb, was denn auf dem langen Wege von Petrus herab, der selbst schon mit Paulus nicht einig war, mit der Lehre selbst vorgegangen sei, schürte doch auf einige Zeit ein Flackerfeuer in uns an. Auch nahm ich es um diese Zeit mit den kirchlichen Uebungen, besonders mit dem Beichten, so oft es auch vorkam, noch sehr ängstlich. Mit meinem leichten und heitern Sinn in Thun und Lassen verband sich ein tief wurzelnder Ernst zum Rechten und Guten. Indem ich mich nun des einen und des andern anklagen sollte, was sich im Augenblicke des Handelns gar nicht anders hatte machen lassen, quälte ich mich mit Zweifeln, ob ich auch wahre Reue und Leid darüber empfände, und ob mein Vorsatz, es nicht mehr zu thun, auch fest — oder, wie's im Katechismus hieß, „steif" genug sei.

Wie sehr aber Manches in unserer frommen Abrichtung gegen den gesunden Menschenverstand anstieß, wird mir in einer heitern Erinnerung aus den Erntetagen unseres ersten Gymnasialjahres wieder recht anschaulich. Unaufhörlich wurde uns, wie schon erwähnt, der heilige Aloysius vorgehalten, der als frommer und sittsamer Jüngling nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt hatte. Nun lag es in meiner enghäuslichen Erziehung und in einem gewissen träumerischen Wesen, daß ich, unbekümmert um die angesehenen Familien der Stadt, kaum einzelne Wohnungen derselben

kannte. Da stand gegen den Herbst, nach den strengen Prüfungen, der feierliche Act der Preisvertheilung bevor. Große Zettel waren gedruckt, worin für die vier Classen hinter den bezeichneten Lehrgegenständen nach Maßgabe der Vorprüfung, die Preisempfänger oder Bewerber mit großer — die blos lobenswerth befundenen Schüler mit eingerückter kleineren Schrift namhaft gemacht waren. Ein solcher Zettel aus dem Jahre 1804 hat sich mir, wahrscheinlich durch die kleine Eitelkeit, mich zum ersten male gedruckt zu sehen, unter meinen Papieren erhalten. Der Zweck dieses Aufwandes ist durch des Zettels Motto aus Ovid angedeutet:

Excitat auditor studium, laudataque virtus
Crescit et immensum gloria calcar habet.

Was ich übersetze:

Munter erweckt ein Zeuge den Fleiß, die gepriesene Tugend
Wächst, und es prüft der Ruhm seinen allmächtigen Sporn.

Mit solchen Zetteln wurde die Stadt zum feierlichen Act eingeladen, und wir Freimantelträger sollten dergleichen in die Wohnungen der Honoratioren umherbringen. Aus freundlicher Vorliebe fragte mich der Director einige mal zuerst: „Weiß Er denn, wo der Geheimrath Schlereth, oder der Hofrath Uth, oder der Malefizsecretär Odenwald wohnt?“ — So oft ich dann mit „Nein, Herr Director!“ antwortete, lächelte Pfister vergnügt, und richtete die kürzere Frage: „Weiß Er's?“ an einen Mitschüler, Namens Wohlgemuth, dem er auf die rasche Antwort: „Ja, Herr Director!“ den Zettel zur Bestel-

lung übergab. Aber jeder solche Zettel war von einem misbilligenden Blicke begleitet, und beim dritten Falle beantwortete der Director seine Frage gleich selbst mit dem Zusatze: „Ja, Er wird's wol wissen: Er ist ja Hanns in allen Gassen!"

Ohne Zweifel erblickte Pfister meine Wenigkeit in Aloysianischer Richtung, und freute sich, einen jungen Menschen ungeschickt und unbrauchbar zu etwas zu finden, wozu er ihn doch eben brauchen wollte.

Nun drängte sich am heitern Nachmittage des 7. September die Menge in dem großen Speisesaale des Convents am Dom zusammen. Eine Bühne stand errichtet mit einem Tische, worauf die lange Reihe der zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldschaumrücken dem Publicum zukehrte. Der Director in Mitte der vier Professoren, alle in ihren schwarzen Talaren, standen feierlich hinter dem Tische. Pauken und Trompeten hatten im Hintergrund einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, so oft der Director zur Verherrlichung eines Namens mit dem weißen Tuche winkte. Dies Tuch, das dem eifrigen Manne nebenher auch die Stirne trocknete, machte in dieser doppelten Bestimmung recht anschaulich, wie nahe der Ruhm mit dem Schweiße verwandt ist.

In der vordersten Reihe der Zuschauer saß August Gottlieb Meißner, damals durch seine Romane und Skizzen ein Liebling des deutschen Publicums und zum Director der höhern Schulen nach deren Umgestaltung berufen. Solche Gelegenheit wollte der bereits abwelkende

Director Pfister nicht vorübergehen lassen, ohne den berühmten, aber nicht sehr willkommenen Mann zu überzeugen, daß auch in den geistlichen Schulen die deutsche Poesie der lebenden Vorbilder nicht ermangle. Er hatte daher seinen ganzen Vortrag in Vers und Reim zu einem rechten Triumph oder Trumpf abgefaßt. Als Probe dieser schwunghaften Poesie sind mir glücklicherweise, da das Werk nicht zum Drucke gekommen ist, sechs Zeilen im Gedächtniß geblieben, wahrscheinlich weil sie mich mit betrafen und ihre erste Anrede mich wahrhaft erschreckte. Ich stand nämlich mit dem empfangenen ersten Preise für Religionswissenschaft, mit einem der zwei für prosa latina ausgesetzten Preise und einem dritten für deutsche Sprache ebenfalls ohne Mitbewerbung erhaltenen Buche im Hintergrunde der Bühne, als unserer vier zum Loosen um den für examen latinum in grammaticam, Cornelium Nepot. et Phædrum bestimmten Preis aufgerufen wurden. Ehe wir zum Loose griffen, redete uns der Director laut und lebhaft mit bereits etwas heiserer Stimme an:

> König geh' mit deinem Pack,
> Laß den Preis dem Habersack!
> Oder wünschen wir ihn lieber
> Unserm fleiß'gen, wackern Glüber?
> Oder auch dem kleinen Reus!
> Denn der hat noch keinen Preis.

Und auf einen Ruck des weißen Taschentuches donnerten die Pauken, schmetterten die Trompeten und die jungen Kämpen loosten um ein Buch.

Ich verließ die Bühne mit den drei Prämien, die ich aus freier Hand erhalten hatte; bei der Verloosung dreier anderer für das bemerkte Examen, für Rechenkunst und Erdbeschreibung ging ich leer aus, und bei den drei übrigen — der Uebersetzung aus dem Latein, bei dem Griechischen und dem Schönschreiben führt die Preisliste meinen Namen unter den blos belobten, nicht des Preises würdigen Schülern auf.

Schulen=Reform.

Für das nächste Winterhalbjahr blieb noch die alte Schulverfassung und der alte, liebe Habersack folgte uns zur Raufe und Krippe der zweiten Classe.

In dies halbe Jahr fällt die Vorarbeit zur Umgestaltung der höhern Schulen. Ich erinnere mich einiger Vorzeichen derselben. Göckingk machte dem Gymnasium einen Besuch. Wir hörten, daß er ein lieblicher Dichter sei, der schöne Lieder, artige Sinngedichte und poetische Episteln herausgegeben habe. Um so höher sahen wir das artige Männchen an, das sich in unserer Classe gar gesprächig erwies.

Göckingk, damals ein Sechsundfünfziger, war aus dem preußischen Staatsdienste in den Geheimen Rath des Prinzen von Oranien als thätiges Mitglied getreten, und hatte neben der Neugestaltung des Finanzwesens auch eine Stimme für die Angelegenheiten der Schulen. An dem „Journal von und für Deutschland", welches

er zwanzig Jahre früher unternommen, hatte sich auch unser fuldaischer Propst von Bibra betheiligt — jener geistreiche Prälat, dessen hölzerne Glocke früher erwähnt worden ist.

Wiederholt erschien auch Meißner in der Classe, aber nur um den Director Pfister zu einer Besprechung mitzunehmen. Pfister's verdrießliche Miene, wenn er vor seinem unwillkommenen Nachfolger das Calottchen abnahm, entging uns nicht. Er redete Meißnern immer lateinisch an, ohne jedoch eine andere als deutsche Antwort zu erhalten. Wir, gegen das Neue noch voreingenommen, fanden darin eine Bestätigung, daß die Protestanten schwache Lateiner seien. Was wußten wir auch von den ausgezeichneten Leistungen eines Heyne, Hermann, Wolf u. A.? Was unser Habersack davon wußte, ward uns noch vorenthalten. Das Latein war uns überhaupt nur noch die Stola, die der Priester zum Altar umhängt, nicht das Band, an dem die Hand der Philosophie die moderne Bildung zur Geistesfreiheit führte, und an welchem unsere eigne Literatur anknüpfte.

Mit dem Sommersemester trat die neue Organisation ein. Die sogenannte Universität wurde aufgehoben. Vom Fürsten Adolph, aus dem Hause Dalberg, unter bedenklichen Vorzeichen — nämlich zu gleicher Zeit mit einem Hospital — gestiftet, war sie ihr Lebenlang kraftlos und kurzathmig geblieben, und nur etwas über siebenzig Jahre alt geworden. Sie hatte sich auf gering honorirte Vorträge angestellter Juristen, Aerzte und Geistlichen gestützt. Statt ihrer wurde ein Lyceum aus

drei Classen über dem auf eben so viel Classen eingeschränkten Gymnasium eingerichtet. Von den geistlichen Lehrern blieben nur ein paar jüngere, vom neuen wissenschaftlichen Zuge bewegte Männer. Diese und die neu hinzutretenden protestantischen Lehrer theilten sich nicht mehr in die Classen, sondern in die Fächer. Neue Lehrgegenstände wurden zu den Realien aufgenommen — Anthropologie, Technologie, neuere Geschichte. Declamationsübungen hielten sich unter dem jüngsten geistlichen Lehrer, einem spröden Fuldenser, zu ausschließend an den oberflächlichsten Vortrag, und ohne unsern Blick, wenn auch nur gelegentlich, in die Felder des poetischen und prosaischen Schaffens, gerade in jener glanzvollen Epoche unserer Literatur zu lenken. Schiller starb am 9. Mai jenes Jahres und kein Ton des nationalen Requiem drang in unsere Classe.

Ich weiß nicht, ob es den katholischen Schulen überhaupt oder nur der fuldaischen eigen war, daß wir bei keiner menschlichen Leistung auf die dazu erforderliche persönliche Begabung und auf ruhmvolle Namen hingewiesen, so auch jetzt bei den gelesenen Sprachstücken nicht auf die Eigenthümlichkeit derselben und auf die Persönlichkeit ihres Schöpfers aufmerksam gemacht wurden. Es hat mir lange nachgehangen, daß ich als Knabe mich in die Altarbilder versenken konnte und von den Stimmen und Tönen einer musikalischen Messe bewegt wurde, ohne daran zu denken, welch ein begabter Mensch dazu gehöre, diese Farben und Töne zu setzen. Dies entsprach freilich der mittelalterlichen Demuth gro-

ßer und frommer Künstler, die ihr Werk in den Abglanz der verherrlichten Gottheit stellten und für ihre Person darin verschwanden. Vielleicht hatten unsere Erzieher eine Ahnung davon, daß die Philosophie des 19. Jahrhunderts die Sache umkehren und die Gottheit in die menschlichen Individualitäten auflösen würde, und wollten dieser Abgötterei keinen Vorschub thun.

Wie es sich aber bei der Umwandlung öffentlicher Einrichtungen selten findet, daß aus der Umschmelzung des Alten eine Neugestalt alsbald befriedigend und dauernd hervorgehe: so wechselten auch mit jedem Semester des neuen Gymnasiums die Versuche in der Wahl und Vertheilung der Lehrgegenstände. Dabei fügte es sich für mich sehr ungünstig, daß manche Lectionen z. B. über deutschen Stil, Poetik und dergl., die zuerst der höhern Classe zugetheilt waren, just wenn ich zu derselben überging, in die niedere verlegt wurden. So schien der deutsche Stil mit seinen poetischen und rhetorischen Töchtern geflissentlich einem jungen Burschen aus dem Wege zu gehen, der später darauf verfiel, sich um eine oder die andere zu bewerben.

Bei all Dem gewannen wir gleich anfangs einen neuen Maßstab der Achtung für die Lehrer. Es war der literarische Ruf, der die neu angekommenen Lehrer umgab, statt der rauschenden Soutane von schwarzem Rasch, worin die geistlichen Lehrer uns imponirt hatten. Keiner von diesen war als Schriftsteller aufgetreten, und Pfister schrieb erst später in seinem Ruhestande unter andern auch ein Buch über die — Ehe. Dagegen

war mit literarischem Namen der alte Gierig von Dortmund gekommen, als Rector am Gymnasium und Lehrer am Lyceum. Eine Reckengestalt mit uninteressanter, etwas verschlossener Gesichtsbildung, Stirne und Hinterkopf giebelartig zusammenlaufend. Ein gutmüthiger, stiller, gelegentlich auch einmal jovialer Philolog — mehr um seine Anmerkungen zu Ovid's Metamorphosen, als um die Wandlungen im eigenen Hause besorgt, wo dem studirenden Witwer unter dem Commando einer plattdeutschen, rothwangigen Köchin zwei Söhne und eine Tochter aufwuchsen.

Professor Petri aus Bautzen, früher Director am Schullehrerseminar in Dresden, führte sich lachend und redselig bei uns Studenten ein. Ein untersetzter, kurzbeiniger Mann mit derber Gesichtsbildung. Schon damals hatte er sich jener Feder bemächtigt, die zu fleißigem Zusammentragen besonders im Gebiet der deutschen Sprache und des Geschichtsunterrichtes ausflog und das Gewonnene unter die Presse brachte. Sein Fremdwörterbuch hat sich von allen diesen Schriften in wiederholten Auflagen am weitesten verbreitet. Neben einem eminenten Gedächtniß für vereinzelte, von Ideen nicht gebundene Kenntnisse, für tausend Spruchverse aus mehreren Sprachen und einen unerschöpflichen Anekdoten-Vorrath — einem Gedächtniß, dem selbst Scharfsinn und Urtheilskraft respectvoll Platz gemacht hatten, besaß dieser für muntere Späße immer aufgelegte Mann freilich auch mehr als eine jener Magistereigenheiten, die den Muthwillen der Studenten gern herausfordern. Wir waren

bald vertraut genug mit ihm, um uns tolle Sachen gegen ihn zu erlauben. Es war nicht der schlimmste Possen, den wir ihm eines schönen Nachmittags zur Zeit der Hollunderblüte spielten. Während er über dem Siebenjährigen Krieg von Archenholz, den er uns zu seiner Bequemlichkeit ausführlich vorlas, sanft entschlummerte, verließen wir leise das Zimmer und suchten das Freie, bis wir uns gegen das Ende der Stunde an der Stubenthür wieder einfanden, um zu erwarten, ob er den Hubertsburger Frieden verschlafen werde. Er erwachte mit dem Schlage der nahen Domuhr, suchte aber diplomatisch, indem er die Hand über den Augen behielt, sein Erwachen zu verbergen und sagte ruhig: „Hier bleiben wir für heute stehen!" — „Hier an der Thür, Herr Professor?" fragte einer von uns, ein lautes Lachen erfolgte, und der Professor lachte blos scheltend mit. Auch blieb er sich bis an sein Ende darin treu, daß er nichts lieber verzieh, als was ihm von Neckerei und Possen munterer Bekannten widerfuhr. Allerdings war das nicht selten etwas mehr, als ein Mann billigerweise verzeihen sollte.

So schnell hatten wir mit den abgelegten Mänteln auch die alte geistliche Disciplin abgeschüttelt! Und nachdem wir einmal aufgehört hatten, an Zettel und Einschlag rein katholisch und kirchlich zu sein, wurden wir auch mit einer weniger steifen Leinweberschlichte von Zucht behandelt. So wurden auch Jörg Adam's Birkenruthen entfernt. Diese hatten zuletzt noch einmal eine rückwirkende Kraft auf den lang verheimlichten Witz des

frommen Directors ausgeübt. Es war nämlich ein strenges Gericht über mehrere Gymnasiasten ergangen, die Taback geraucht hatten. Derselbe Wohlgemuth, der so unglücklich war, mehr Wege zu kennen, als der heilige Aloysius gekannt hatte, war auch bei den irdenen Pfeifen des Inquisitionsgerichts betheiligt und dachte seine Dividende an den Birkenruthen durch die Betheuerung zu kürzen, er habe nicht eigentlich geraucht, sondern nur ein paar Züge gethan. — „Wohlan", erwiderte Pfister, „so soll Jörg Adam die übrigen Züge thun." — Zum ersten mal sah ich den fromm gebückten Mann herzlich lachen; aber ich irre gewiß nicht, wenn ich glaube, daß er sich zu Hause für diese leichtfertige Minute eine angemessene Pönitenz auferlegt hat.

Indem wir aber mit dem abgelegten Mantel die Glieder freier fühlten, konnte es wol keinen Verständigen Wunder nehmen, wenn hinter einem Zwange her, der den Muth der Jugend und den muntern Willen über Gebühr unterdrückte, mancher Muthwille hervorbrach. Vielleicht hielt aber der faltenreiche Mantel, der die Ausbrüche der Jugend nicht mehr dämpfte, auch die äußern Einflüsse der revolutionären Luft weniger von uns ab. Jedenfalls erinnere ich mich einer studentischen Empörung, die ganz nach jener revolutionären Zeit aussah.

Unser vornehmster Mitschüler war nämlich ein Neffe und Pathe des Fürstbischofs. Ich kannte ihn von früher, schon aus jener Zeit, da ich mit einem Charfreitagsei auf Herenentdeckung ausging. Damals hatte ich

eine Zeit lang Abends einen Topf Ziegenmilch in die Küche jenes adeligen Hauses zu bringen gehabt. So oft mich der langbeinige Junge meines Alters erblickte, zog er, eines Gespielen froh, mich mit in den Hof und Hinterbau, bis ihn eines Tags der Hofmeister auf diesem Sprung bemerkte und ihm mit strengem Worte zurief: „Baron Adelbert, schämen Sie sich nicht, mit dem Milchbuben zu spielen?" — Diese Warnung fiel von zu hoher Treppe herab, als daß ich sie nicht hart empfunden hätte. Aber ich verwand sie; nur daß ich, so oft der verlassene Junge sich wieder zu mir stehlen wollte, ihm mit meinem längsten Arm den Milchtopf entgegenstreckte, als abwehrendes Grenzwappen meines Königreiches.

Jetzt, nach einem halben Jahrzehende, studirten wir zusammen, und ich kannte aus der Grammatik den Satz: An nescis longas regibus esse manus? So gutmüthig der wenig begabte Junge war, athmete er doch in den Gewohnheiten seines Hauses. Und so ließ er, als wir eines freien Nachmittags im Schloßgarten umher streiften, sich einfallen, einen Groschen für drei Hiebe anzubieten, die er Einem mit seinem Stöckchen über den Rücken versetzen dürfe. Wir sahen ihn verwundert an, ließen es aber auch stillschweigend geschehen, daß einer aus unserer Mitte, Sohn eines Aschensammlers, sich zu dem Geschäfte verstand. Doch kaum hatte er seinen Groschen eingesteckt, als wir über ihn herfielen, ihn auf den Rasen warfen und mit Püffen sein bürgerliches Bewußtsein zu wecken versuchten. Daß

wir nicht den Baron prügelten, war vielleicht echt germanisch, ohne daß wir es selbst wußten: unser Instinct ließ das adelige Herkommen, impertinent zu sein, als historisch gelten, und wollte nur den bürgerlichen Stolz erwecken, der auf rechtlichem Wege aller aristokratischen Anmaßung ein Ende machen könnte.

Melirt und tricolor.

Der abgelegte Studentenmantel war jedoch auch ein Ueberwurf anständigen Erscheinens gewesen und die geschorene Heerde sah, besonders anfangs, auffallend bunt und zum Theil ärmlich aus. Für jene Studenten, die bisher aus besondern Fonds Mäntel empfangen hatten, wurde durch Anschaffung guter Ueberröcke gesorgt, zu welch' geringerm Aufwande diese Gelder noch erklecklicher waren.

Zu jener Zeit, da der Luxus des vorrevolutionären Friedens sich ein wenig hinter die kriegerischen Bewegungen und öffentlichen Bedürfnisse in Deutschland zurückzog, führte die Mode noch nicht wieder ein so leichtfertiges, wechsellauniges Zepter, wie heut. Auch hatte sie sich die bürgerlichen Kreise in Fulda noch nie unterworfen gehabt. Hier stand noch das Herkommen in Ansehen und entschied, kaum mit einem Seitenblick auf die sparsame und zuweilen etwas linkische Putzsucht der Vornehmen, nur für Güte und Dauer

eines Anzugs. Dem kernhaften Tuche des Vermählungs-
rockes, dem ängstlichen Brocat des Brautkleides wurde
schon bei der Nadel eingeflüstert, welchen Staat sie der-
einst noch zur goldnen Hochzeit zu machen und wie sie
sich daher an hohen Festen, bei Kindtaufen und der-
gleichen Erscheinungen zu schonen hätten.

Es läßt sich also denken, welchen guten Hinweis
unser Student von Haus erhielt, als er eines Tages
zum Director vorgeladen war, wo ihm das Maß zu
einem neuen Ueberrock genommen werden sollte: „Daß
du dich nur brav streckst, wenn dir der Schneider das
Maß anlegt, damit du in den neuen Rock hinein wach-
sen kannst.“

Ich rede vom Director Meißner, dem sogenannten
Skizzenmeißner, der damals ein vielgelesener Mann war.
Der stattliche Bau, worin er wohnte, lag unserm Hause
so nahe, daß ich noch mit dem ersten Herzklopfen in
dem eleganten und wohlriechenden Zimmer anlangte.
Dieser feine Duft, diese Bilder an den Wänden, Bücher
und Schriften auf den Tischchen gaben mir eine feierliche
Ahnung von der merkwürdigen Einkehr schöner An-
schauungen und edler Empfindungen bei einem Manne,
der zu denken und zu dichten berufen sei. Meißner
stand damals in den ersten Fünfzigen, fein von Zügen
und in seinem Anzug, welk und leidend in Aussehen
und Haltung. Das Beinkleid schlotterte und der leichte
Frack schlug Falten. Hatten ihn seine außerordent-
liche schriftstellerische Fruchtbarkeit oder die Lebensstudien
zu seinen Skizzen und Romanen so erschöpft?

Doch jetzt trat der Schneider ein und ich durfte nicht vergessen mich zu strecken. Es war der erste Meister der Stadt, unter dessen Hände zu fallen ich heute das Glück hatte. Meister Mahlmann zog seinen Papierstreif hervor, um ihn den Rücken hinab und um die Rippen des lateinischen Schützen zu legen und die Maße mit dem Scherchen einzukerben. Ob Meißner, zur Seite stehend, darauf achtete, wie sehr ich Brust und Schulter emporhob und zusehends ein beträchtlicher Mensch wurde, weiß ich nicht. Gewiß aber ließ er sich nicht einfallen, daß dieser befangene Knabe einst auch Romane dichten und sich unter dem poetischen Maße seines Alkibiades, Masaniello, des Spartacus und der Bianca Capello strecken werde.

Aber mit dem Strecken kam auch ein ungewöhnlicher Muth über mich. Als Meißner in seiner feinen, sanften Mundart fragte: „Was werden wir denn für eine Farbe nehmen?" wendete ich sehr freimüthig den rauhhaarigen Kopf ein wenig links und versetzte im besten fuldaischen Deutsch: „Ich denke blau!" Doch in demselben Augenblicke fiel auch Meister Mahlmann's Antwort: „So ein melirtes Tuch wird wol am besten sein".

Jetzt, meiner gymnasialen Albernheit, mich für den Befragten zu halten, inne geworden, fühlte ich, wie die meinem Blut so fremde Unbescheidenheit flammend mir aus den Wangen schlug. Wie Einer, der sich vor sich selbst verkriechen möchte, knickte ich in mich zusammen, gänzlich der diplomatischen Haltung vergessend, die ich für die Zukunft meines neuen Rockes genommen hatte.

Glücklicherweise war Mahlmann fertig, schlug das papierne Maß um die linke Hand und steckte es ein. Ich war froh, mich mit eiligen Schritten auf der Gasse zu finden.

So war denn die bedeutende Lehre dieser Viertelstunde, die mich für mein ganzes Leben gefördert hätte, daß nämlich ein Mensch sich strecken und auf fremde Kosten etwas aus sich machen könne, rein für mich verloren; nachdem der erste Versuch so übel ausgeschlagen war und ich zu früh — blau gedacht hatte.

Nun aber — was ist melirt? war zu Hause die brennende Frage. Niemand, auch auf der Nachbarschaft wußte, was melirt für eine Farbe sei. Und wir waren doch sonst mit den gängen Farben so unbekannt nicht. Wir unterschieden das Blau in seiner adeligen Geschmeidigkeit und bürgerlichen Derbheit. Und wenn ein achtbarer Gewerbsmann von einem neuen Rocke wochenlang blaue Hände bekam: so wußten wir ja, daß deutscher Waid und deutsches Gemüth etwas sehr Hingebendes haben. Nächstdem galt uns Schwarz für die ehrwürdige Farbe der Weltgeistlichen außer, wie der Hof- und Kammerräthe im Amte, wenn diese mit dem Stahldegen in weißer Scheide und horizontaler Schwebe nach dem Schlosse wandelten. Wir respectirten das Scharlachroth, das wir bei hohen Gelegenheiten an den vornehmsten Hofherren zu sehen bekamen, neben welchem aber das Braun der Mönchskutten bei uns gläubigen Leuten nichts von seinem ehrwürdigen Geruch verlor. Und wenn wir Grün an der Hofjägerei und bei fest-

lichen Schießen als Hutschleife selbst an Prälaten gar keck und lustig fanden: so ließen wir doch auch dem Himmelblau und Hechtgrau der Müller und der Mühlknechte die Gerechtigkeit widerfahren, daß es sich mit dem Mehlstaub am besten vertrüge.

Aber — melirt?

Wir mußten uns endlich d'rein ergeben, daß der Rock sich selbst am besten erklären werde. Er kam, und wir fanden eine aus Grün und Grau gemischte Farbe, die uns nicht übel gefiel. Im Ganzen hatte der Ueberrock von des ersten Meisters Hand etwas recht Vornehmes im Zuschnitt erhalten. Denn an bürgerlichen fuldaer Ueberröcken waren wir gewöhnt, was an Falten im Rücken und um die Rippen von Ueberfluß war, an beiden Seitenschößen wieder erspart zu finden. Diese beiden im Gehen auseinander schlagenden Seitentheile gewährten dann einen geheimnißvollen flüchtigen Einblick nach dem kurzen plüschnen Beinkleid, das vom Sitzen wie mit zwei Eulenaugen hervorsah und von den strotzenden freien Rocktaschen aus ungebleichtem Leinen umhüpft wurde. An dem melirten Rock bewahrten aber die Schöße eine vornehme Verschlossenheit und übten eine Protection über ihre Untergebenen, wobei es dem Anzuge selbst nicht an der uns erwünschten Weite und Weihe der Zukunft fehlte.

Von Meißner's Schriften kannten wir Studenten damals noch nichts. Seine Feder schwimmt bekanntlich in der schimmernden Furche des Wieland'schen Kiels und durch den Schaum der lehrsamen Redseligkeit dieses

Meisters. Blühende Einbildungskraft vertritt die schöpferische Phantasie; schöne Sprache übergleißt den oft gezierten und hohlen Ausdruck, ja manche Sprachfehler; die Anmuth bewegt sich zuweilen geschraubt und der Witz spielt nicht selten, statt zu treffen. Sein Hauptfeld war der historische Roman, wie er damals auch von Andern behandelt wurde, mit Dialogen durchwässert und der historische Stoff von keiner poetischen Idee einheitlich beseelt.

Als Mensch durch edle Eigenschaften der Humanität, des Eifers für bürgerliche Wohlfahrt, des Wohlwollens und der Wahrheitsliebe ausgezeichnet, war Meißner auch ein heiterer, geistreicher Gesellschafter, zärtlich gegen seine Familie und treu in der Freundschaft. Einzelne Männer jenes Kreises sprachen noch nach Jahrzehenden mit Rührung von den heitern Abendstunden, in denen Meißner so gut und gern erzählt habe. Altfuldaer gehörten dem Kreise nicht an. Thee und Literatur wurden vom Prälatengeschmack belächelt; Keller und Küche galten und ein derber, schlüpfriger Spaß würzte die Unterhaltung. Der Priesterschaft war ohnehin Meißner und die melirte Schule ein Aergerniß und die Partei soll Manches nicht unterlassen haben, was den hinsiechenden, reizbaren Mann verletzen mußte. Vielleicht aber, daß er auch Manches mit empfindlichem Mistrauen schwerer nahm, als es gemeint war. So galt er dafür, daß er aus Patriotismus Napoleon und die Franzosen haßte; doch versteckte sich wol nur der allzeit aufgeweckte Studentenmuthwille, ohne klerikale Aufreizung, hinter

der Kohle und Kreide, womit jeden Tag frisch an Wänden, Thüren und Tafeln des Lyceums Vivat Napoleon geschrieben stand.

So verlebte Meißner seine zwei oranischen Jahre stillthätig und auf jenen kleinen Kreis zurückgezogen, der sich abends um ihn zu versammeln pflegte. Die eleganten Räume, die er im jetzigen Gymnasialbau bewohnte, waren früher zu einem preußischen Lazareth verwendet gewesen. Noch andere Personen waren nicht alt darin geworden und so starb auch ihm die Lieblingstochter in Fulda. Der Sohn hatte die Stadt früh verlassen und sich später als Arzt wieder nach Prag gewendet, wo ihm Alfred geboren wurde, der jetzt des Großvaters poetisches Gefieder in glänzendern Schwingen zu entfalten angefangen hat.

Ich selbst hörte noch im Herbste 1806 einige Wochen lang Meißnern über griechische Literatur. Er begleitete seine Vorträge mit metrischen Proben aus den Lyrikern in warmer, für uns ganz neuer Declamation, worin er aber schon durch Hustenanfälle und Auflösungen in der Brust fortwährend unterbrochen wurde, bis er die Stunden ganz aussetzen mußte. Und als an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1807 seine Leiche die Gasse herab an unserm Hause vorüber kam, schloß ich mich im melirten Ueberrocke dem kleinen Gefolge trauernder Freunde und Verehrer an. Petri sprach die Leichenrede. Als wir das zugeworfene Grab verließen, dankte mir Professor Christian Weiß für meine Theilnahme. Ich begriff nicht, warum er dies that, bis ich inne ward,

daß ich freilich der einzige Schüler war, der seinen Director auf dem letzten Wege begleitet hatte. Ich ahnte damals nicht, welche Vergeltung mir für die spätesten Jahre vorbehalten blieb. Denn als ich nach zwanzigjähriger Abwesenheit just in demselben Alter, in welchem Meißner nach Fulda berufen worden, im Dienstzwange dahin zurückkehrte, fügte es sich, daß auch dem engen Kranze gebildeter Familien, der mich mit Wohlwollen aufnahm, keine fuldaische eingeknüpft war. Und es war meine Vaterstadt!

Meißner hatte 54 Jahre gelebt und 56 Bände geschrieben. Seine Freunde bezeichneten das Grab mit einer Marmortafel, auf welcher der einfache Name des Ruhenden mit den Sinnbildern der Poesie, der Weisheit und Ewigkeit umgeben war. Erhabene Symbole, denen sich eine rührende Ironie beimischte, wenn man wußte, daß dutch heimliche Vermittlung eines der Freunde, des Baumeisters Coudray, zu diesem Grabmal, hinter Meißner's eifernden Widersachern her, eine Altarplatte aus der abgebrochenen Kirche des aufgehobenen Kapuzinerklosters war verwendet worden.

Doch, ich bin um Meißner's willen über einen verhängnißvollen Herbst und Winter hinaus geeilt.

Mein Uebertritt ins Lyceum fällt mit einer unglücklichen Wandlung Fuldas zusammen. Das französische Tricolor bezeichnet diese Lebensstufe, wie das Oraniengelb meinem Eintritte ins Gymnasium vorgeleuchtet hatte.

Schon im August war der Prinz von Oranien nach Berlin gegangen, wo er sonst nur den Winter mit seiner,

der langweiligen Residenz in Fulda abholden Gemahlin, zuzubringen pflegte. Früher hatte er es schon, im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten, verschmäht, zu Napoleon's Rheinbund zu treten und sich dienstbar zu machen. Dieser gerechte Stolz hatte ihm die Hoheit über die oranischen Lande gekostet. Nun setzte er auch das Fürstenthum Fulda aufs Spiel, als er, nach der Kriegserklärung Preußens, den Oberbefehl über eine Abtheilung des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt gegen Napoleon übernahm. In der unglücklichen Schlacht bei Jena ging der Einsatz verloren. General Mortier rückte auf seinem Zuge nach Hessen am 27. October in Fulda ein und nahm es für die Franzosen in Besitz.

Alte und neue Noth.

So kam nun über Fulda die ahnungsvolle Besorgniß, nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von vierundachtzig regierenden Aebten und Bischöfen unterbrochen sei, möchten dem stillen Lande rasche Wandlungen und vielleicht eine endliche Auflösung vorbestimmt sein. Die altgeistliche Herrschaft hatte in friedlichen und stürmischen Jahrhunderten ihre Dauer erschöpft; die oranische, zwar in Folge der Revolutionskriege, jedoch durch Friedensvertrag zu Stande gekommen, hatte dieser Zwischenstellung gemäß, als grundberechtigt sich erhaltend, als revolutionsverwandt sich umbildend erwiesen. Jetzt war ein Regiment der Eroberung, eine Herrschaft des Kriegsglücks eingetreten, die möglicherweise nur aufzehrende, mithin zerstörende Kräfte üben möchte.

So lebhafte und zudringliche Wechsel brachten auch den denkscheuen, in den Tag zu leben gewohnten Menschen auf Vergleichungspunkte und setzten neue Vor=

stellungen seinen vorgefaßten Meinungen zu. Die kurze oranische Regierung gab auf ihren zweckmäßigen Reformen einen schmalen aber freien Standpunkt, um das kaum abgethane Alte und das bedrohlich herankommende Neue zu überschauen. Daher kam denn etwas von der Einsicht, die Moser schon zwanzig Jahre früher durch eine besondere Schrift über die Mängel der geistlichen Regierungen in den lesenden Kreisen der Gesellschaft verbreitet hatte, nach und nach, wenn auch unklar, unter das Volk; wogegen das Sprüchwort vom guten Wohnen unterm Krummstab bei den Unzufriedenen desto mehr Glück machte, je weiter die Zeit des Krummstabs zurücktrat.

Allerdings hatte die geistliche Herrschaft in Deutschland sich dadurch hervorgethan, daß sie mit dem Glanz und Ansehen des weltlichen Regenten noch die Macht und Bedeutung der geistigen Bildung verband. Allein gegen diesen anfänglichen Vorzug — wie viel eigenthümliche Gebrechen hatte nicht die Zeit in die andere Wagschale fallen lassen? Gerade die Haltung zwischen Kirche und Staat setzte den ursprünglichen Widerspruch in allen Beziehungen der Machtbethätigung mehr und mehr heraus. Der regierende Priester sollte ein frommer Prälat und ein kluger Staatsmann sein und mit seiner Abhängigkeit von Rom deutsche Gesinnung verbinden. Wie selten sind geistliche und weltliche Würde so ineinander gewebt, daß sie an einer und derselben Person nur etwa schillern? Wie oft dagegen hemmen geistliche und weltliche Macht und Gerichtsbarkeit eine die an-

dere? Und da nun in diesem Widerstreite dringende Verbesserungen, wohlthätige Absichten so bedenklich und schwer werden: so empfiehlt sich zum Kanzler am besten der Schlendrian, die thätigen Geister zu ermüden und beschränkte, fügsame Köpfe vorzuschieben. Wie scheu sieht es um die Civilisation und Wohlfahrt des Landes aus, wenn das Zepter in der Linken zur Arbeit und Industrie antreibt, zugleich aber das Kreuz in der Rechten vom Verdienste des Almosengebens und gegen die Sorgen um das Irdische predigt? Da steht dem Arbeitshaus das Kloster gegenüber; Bettelmönche leuchten der Erwerbthätigkeit vor und ein Theil der fahrenden Unternehmungen geht auf Wallfahrten nach Gnadenmärkten aus, wo man die Consumtion des Irdischen durch Ablaßwechsel auf das Jenseits ausgleicht.

Abgesehen aber auch von solchem Wechselabstoß zwischen Fürstenhut und Infel, bringt der geistliche Beruf an sich dem Regieren und dem Volkswohl kein sonderliches Heil. In den geistlichen Staaten leitete der Grundsatz, keine geniale Begabung und kühne Bestrebung aufkommen zu lassen, die Wahl der Beamten. Dummköpfe konnte man freilich nicht brauchen; aber man zog biegsame Charaktere hervor. Und hätte denn auch ein geistreicher Fürst sich einmal über solche Maximen hinaussetzen mögen: so hätte er sich durch sein Capitel beschränkt gefunden, das immer darauf ausging, sich im Mitregieren zu erweitern und dem zu wählenden Fürsten einen Fußblock von Wahlvertrag an die Fortschrittsbeine zu legen. Da wurden ihm alte Diener

aufgedrungen, selbstgewählte misbilligt. Ueberdies wurden ja die Präsidentenstühle der Behörden ohnehin aus dem Capitel besetzt. Männer, denen es nicht selten an Welt- und Staatskenntnissen, oft sogar an Verstand und Erfahrung fehlte, mußten das Alte unverbesserlich, das Neue gefährlich finden. Es bildete sich kein System für die Verwaltung, keine Folge in der Thätigkeit und das festgehaltene Herkommen war von keinem patriotischen Sinn beseelt. Der Präsident gab den Geschäften den Pfaffenstrich und fand sich in der Regel von dem stiftsfähigen Adel unterstützt, der die obern Stellen einnahm, von den untergeordneten Beamten nicht gestört, die auf der einheimischen Schule glaubensfertig vorgebildet, allen Zweifel und Tadel vor der Schwelle der Kanzlei ablegten und mit gefälligem Lob die sichersten Sporteln einstrichen. Die untersten Organe des Dienstes, die mit dem Volk unmittelbar in Berührung kommen, wurden ohne Bildung und Gesinnung, wie sie waren, aus der versorgbaren Dienerschaft der Prälaten genommen und behandelten die Unterthanen, wie sie selbst als Lakaien behandelt wurden.

Und wie denn so der Staat nicht als Organismus von einem schlagenden Herzen belebt, sondern als Mechanismus vom Schwergewichte des Schlendrians gezogen wurde, bildete sich auch kein bleibendes Interesse des Volkes; im Gegentheil belebte sich der geistliche Staat in der Regel nur durch den Zwiespalt zwischen dem Fürsten und dem Capitel zum Nachtheile des Volkes.

Doch, siehe da! Wie es nicht selten im Leben vor-

kommt, daß Unnützes dicht an der Stelle liegt, wo das Nothwendige fehlt: so bringe ich hier fremde Gedanken über die politischen Verhältnisse geistlicher Staaten beim Rückblick auf eine Zeit vor, da sie für immer erloschen waren, mir selbst aber, dem Sechzehnjährigen, aller und jeder politischer Begriff abging. Die Soldaten des Mortier'schen Corps durchströmten die Gassen der Stadt und ich beeiferte mich, sie mit meinem gymnasialen Französisch zurecht zu weisen. Weiter dachte ich nicht, bis mir ein ehemaliger Schulkamerad, Sohn eines verständigen Schuhmachers, begegnete und mir mit bedeutender Miene zuflüsterte, daß in dieser verhängnißvollen Stunde die Landesbehörden auf dem Rathhause versammelt seien, um den Uebergang des Fürstenthums an die französische Herrschaft zu berathen und Anordnungen zu treffen. Ich hatte keine Vorstellung, und fand in meiner Umgebung keinen Begriff von den Folgen dieser Umwandlung der fuldaischen und der deutschen Verhältnisse und will nun auch kein nachgeholtes Verständniß in jene Periode zurückbringen, sondern nur in flüchtigen Zügen die Eindrücke bezeichnen, die mir aus jenen französischen Jahren geblieben sind.

Das Mortier'sche Corps, das zur Besitznahme von Hessen nach Kassel weiter zog, hatte das Bett gebrochen, worin von nun an die französischen Heereszüge, steigend und fallend, aber nicht mehr versiechend, hin- und herströmten. Französische Behörden waren zur Verwaltung, das hieß zur Ausbeutung des Landes, gleich anfangs angeschwemmt worden. Wir sahen sogenannte Employés

wie winterliche Krähen ankommen und abgehen. Hungrig und wie in der Mauser übel aussehend erschienen sie und gewannen bald ein glänzendes Gefieder, freche Krallen und übermüthige Schnäbel; der hübscheste darunter, Mr. Miège, brachte es sogar zum wirklichen oder Scheingemahl einer stattlichen Courtisane seines Chefs, des Domänendirectors Gentil. Ich nenne sie so, weil mir in diesem Worte der französischen Sprache das Verständniß der Sache zu liegen scheint; indem jene deutsche Dame nach langer Liebes-Cour Tisane oder Kühltrank für den gentilen Geschäftsmann geworden war.

Die Domänen der Provinz kamen nach und nach als Dotationen an französische Marschälle oder Napoleoniden. Und da auch die übrigen Einkünfte in französische Hände fielen, sodaß selbst die Waldungen durch außerordentliche Holzfällungen gelichtet wurden: so geriethen oft genug die Gehalte und Pensionen ins Stocken und die Familien in Noth, die nicht blos in der Stadt lebten, sondern auch die Stadt ernährten.

Da schlug sich eine kleine schlaue Jüdin ins Mittel. Ich sehe sie noch rennen und laufen. Sie, aus deren Waarenlager die französischen Mauservögel sich befiederten, machte überhaupt die großen Geschäfte bei Franzosen und Fuldensern, zwischen den Nehmenden und den Entbehrenden. Sie war die große Lieferantin, die Wechslerin zwischen den beiden Sprachen, Dolmetsch bei Denen, die sie überreden und jenen, für die sie gut sagen mochte. Sie war die Frau von Einfluß überall,

wo's nicht fließen wollte. Sie erhielt in jener Noth die Societät, zu der sie selbst nicht zählte, durch Das, was sie zahlte. Sie war für Viele eine Vorsehung durch Vorschüsse, eine Providenz gegen Provision. Jene üppigen Prälaten, die sich vor wenig Jahren von ihren verschuldeten Propsteisitzen in die oranischen Apanagen gerettet hatten, verfielen mit diesen jetzt einer Beschneidung der kleinen Hohepriesterin, die nicht an das Kreuz glaubte, aber die Capitelskreuze als leidliche Unterpfänder gelten ließ. Es war eine Zeit der Passion, in welcher jene wenig frommen Herren doch im Stillen wieder manchmal das Kirchenlied anstimmten: O crux, ave spes unica! — eine Zeit der Widersprüche, da ihre Noth erst recht anging, wenn ihnen das Kreuz abgenommen war.

Solche Noth und Bedrängniß der Zeit, diese fremde Gewaltherrschaft, war auch in sittlicher Hinsicht keine Schule der Bildung und der Selbständigkeit für den fuldaer Sinn und Charakter. Und wie sehr that eine solche Bildung diesen beiden noth, die unter dem uranfänglichen Krummstab gebückt, im Beiderwand geistlich-weltlichen Staatsgewebes dürftig gekleidet zu gehen sich gewöhnt hatten. Durch heimliche Angebereien und wechselseitige Verkleinerung suchte man sich bei den Franzosen in Gunst und Förderung zu setzen. Eine ganze Repositur von Denunciationen erwuchs den Franzosen und gab ihnen die erwünschtesten Einblicke in die innersten Verhältnisse des Landes und der Familien. Das schlechte Französisch, worein die schlechte Gesinnung sich

hüllte, milderte vielleicht die verdiente Verachtung durch einen Zug des Lächerlichen.

Im Uebrigen darf man den Franzosen die Anerkennung schenken, daß sie in Deutschland überhaupt mit einer gewissen Artigkeit und Discretion zu benutzen wußten, was deutsche Männer aus Mangel an Ehrgefühl und Nationalsinn, deutsche Frauen aus Mangel an weiblichem Stolz und sittlichem Bewußtsein den Fremden preisgaben.

Es war die Zeit der schmachvollsten Erniedrigung, worin die Nation die Schuld ihrer Selbstvergessenheit und ihrer Entzweiung so schwer zu büßen hatte. Die Geschichte mag erzählen, in welchen höhern Kreisen der Gesellschaft durch Uebermuth und Ueberhebung das Unglück vorbereitet und durch welche unselige Politik der Eifersucht und der Uneinigkeit die Kraft und Ehre Deutschlands gebrochen und verwirkt worden sind. Wir gedenken hier nur einer erhebenden Erscheinung, die in jener politisch und sittlich verfallenden Periode als eine gute Vorbedeutung angesehen werden konnte.

Man hat nämlich bemerkt, daß die Kantische Philosophie, indem sie abermal der französischen Revolution begegnete, mit einem eigenthümlichen Einfluß im staatlichen Leben Deutschlands wahrhaft praktisch wurde. Die Geschäfte der Säcularisation der geistlichen Staaten, der Länderaustausche, der Gebietsabrundungen und Organisationen, diese brennenden Angelegenheiten jener Zeit, gaben die wichtigsten öffentlichen Interessen in die Hände

des Beamtenstandes, jener bürgerlich brauchbaren Männer, die durch die strenge Methode jener Philosophie geschult, im Ideenkreise des Kantischen Rechtsstaates, der Kantischen Moral mit ihrem „kategorischen Imperativ“ oder unbedingten Sittengesetze lebten. Da wo geistlicher und weltlicher Beamtenstand sich zu dieser gediegnen Lehre bekannte, an der hohen Erkenntniß, Antheil nehmend, daß das menschliche Handeln ganz verschieden und unabhängig von den Gesetzen der Erscheinungswelt sei und mit dem „Ding an sich“, mit dem Wesen und Urgrund alles Daseins in unmittelbarer Berührung stehe, da trat eine edle, ernste Anschauung der Dinge dem Egoismus der habsüchtigen französischen Employés und der gewissenlosen französischen Praxis entgegen und leistete der deutschen Sache wesentliche Dienste.

Doch die tröstlichen wie die schmählichen Verhältnisse der damaligen Zeit kamen uns Lyceisten erst später zur Einsicht. Unser Sinn blieb an den äußerlichen Vorgängen ziemlich gedankenlos haften. Mit den Zuzügen der Franzosen wechselten die Hunderte, ja Tausende gefangener Preußen. Für diese Transporte war die Domkirche zur Einpferchung genommen worden und blieb lange Zeit in entweihtem Zustande. Die Einwohner beeiferten sich, diese Elenden zu speisen und wir Studenten schleppten in Töpfen und Schüsseln die Kartoffelsuppe durch die bewachte Kirchenthüre unter die Zudrängenden, die mit Näpfchen und Löffeln einander über die Köpfe

reichend schöpften; sodaß wir selbst über und über betröpfelt und begossen, lächerlich und belacht, wieder herauskamen. Von gar manchem alten Soldaten um Gottes Willen angefleht, ihm etwas Rauch- oder Schnupftaback zu verschaffen, erfuhren wir, wie viel mehr, als der Nahrungstrieb, den Menschen oft ein angekünsteltes Bedürfniß tyrannisirt.

Damals vertrugen unsere jungen Herzen die widerwärtigsten Contraste. Wenn die Gefangenen unter französischen Bayonneten weiter gebracht wurden, fanden wir den leeren Dom schmählich entwürdigt. Wo an hohen Festen die Tausende andächtig gekniet hatten, lag die zerwühlte Streu einer unsaubern Heerde. Gestank erfüllte die Räume, die sonst vom Weihrauche des Altars durchzogen waren. Die Siege fremder Eroberer schändeten die Stätte, wo vor tausend Jahren in einer Wildniß der Puls einer gläubigen Gemeinde erwacht war. Und von diesem Anblicke wendeten wir uns wol der Pfarrkirche zu, die jetzt als die Landeskirche vicarirte, wenn zu einem Siegesfeste mit militärischem Hochamt vielleicht das Tedeum Paesiello's zur Friedensfeier des Consulats, oder jenes zur Kaiserkrönung Napoleon's componirte, von Sängern und Instrumenten ausgeführt wurde. Der hübsche Student, dem ich als Kind die Bücher nachgetragen, der die Ankunft Oraniens mit Versen begrüßt hatte, war inzwischen ein angesehener geistlicher Rath geworden und hielt die Lobrede auf Napoleon. Wie hätten wir die Zeit vorausgesehen, wo es ihm beschieden wurde, auch eine Schmährede auf

denselben abzukanzeln? Das muß freilich künstlich gewebt sein, was man auf beiden Seiten tragen kann. Und der klerikale Liebling erwies sich noch oft als ein echt biblischer Fuldenser in dem Spruche: Schickt euch in die Welt.

Daneben betrieben wir praktisch die Sprache der Fremdlinge. Manchmal überkam mich doch ein eigensinniger Widerwille, oder war's eine Art von Antipathie, daß ich manchen zu Quartier kommenden Soldaten schlechterdings nicht französisch begrüßen konnte. Wurde es dann zu einer Verständigung mit den Meinigen unvermeidlich: so kostete es mir, weil es nachträglich wie eine Tücke aussah, die peinlichste Selbstüberwindung. Und wie erfreut war doch Jeder, und wie kam es selbst auch der Bewirthung zu gut, wenn der Soldat das Maul nicht blos zum Essen, sondern auch zum Sprechen brauchen konnte! Nur eines einzigen brutalen Menschen erinnere ich mich. Er war aus einer, auf Leiterwägen forteilenden Truppenabtheilung mit zwei Kameraden zu einem flüchtigen Imbiß gekommen, sprach einen provinziellen Jargon und fiel höhnend aus, als ich ihn nicht verstand. Statt ihm etwa zu erwidern, er möge denn so gut sein, zum deutschen Frühstück deutsch zu sprechen, warf ich ihm etwas schnöde hin, ich sei eben an den pariser Accent gewöhnt. Comment? rief er heftig, je suis de Paris moi! Ich lachte. Er sprang auf und verlangte, ich solle ihm auf der Stelle zugestehen, daß er aus Paris sei. Ah bah! versetzte ich, und verließ die Stube. Er mir mit gezogenem Säbel nach,

doch überholt von meiner entsetzten Mutter, die sich über mich warf und ihn flehend abzuwehren suchte. Der tolle Wütherich! Auf der Stelle sollte ich sagen, daß er ein Pariser sei. Ich war eigentlich nicht bange, aber doch gespannt genug, um nicht geradezu über den Unsinn zu lachen, worauf doch wol ein Hieb gefallen sein würde. Ein Pariser? gab ich zur Antwort, nun ja, mein Herr, Ihr habt mich überzeugt, daß Ihr ein echter Pariser seid. Eh bien! versetzte er, den Säbel einsteckend, und kehrte in die Stube zurück. Il m'a demandé pardon, versicherte er seine Kameraden.

Heiterer lief ein anderes französisches Wort ab. Die dem Hause Nr. 111 ersten Viertels zugetheilte Einquartierung wechselte zwischen uns und dem Besitzer der obern Hälfte des Hauses. An diesem war eben die Reihe, als ein Soldat mir vor der Thür sein Billet fragend hinreichte. Oui, Monsieur, c'est ici, erklärte ich ihm. Entrez s'il Vous plait, mais il faut descendre en haut.

Der Soldat brach in ein lautes Lachen aus. So lustig war noch Keiner ins Quartier gekommen, aber nach der Versicherung des Wirthes auch noch Keiner so wohlfeil gehalten worden.

Zuflucht.

Blieb demnach der angehende Lyceist von den Widerwärtigkeiten der französischen Uebermacht nicht unberührt: so ward ihm doch gerade jetzt auch etwas von der Zuflucht angeboten, die der deutsche Geist vor dem schmählichen Drucke der Fremdherrschaft nahm. Der Vorhof der Philosophie ward uns nämlich aufgethan.

Die deutsche Philosophie, die — der französischen Revolution einige Schritte voraus — sich in den neunziger Jahren mit ihren Ideen den Waffen derselben anzuschließen bereit gewesen war, machte bekanntlich vor dem siegreichen Kaiserthume Napoleon's eine Schwenkung nach dem Höhenzuge der Speculation. Neben ihr öffnete die Romantik die zugefallenen und übermoosten Pforten des germanischen Mittelalters. Dorthin zogen sich die Geister der denkenden, hierhin die Herzen der träumenden Zeitgenossen zurück. Aber es fehlte nicht an Männern, die beide vereinten und die der Flucht Halt geboten.

Wir dürfen uns in letzterem Betracht nur des kühnen Herzogs der Geister — Fichte's erinnern, der in Berlin unter französischen Behörden und Spionen seine muthigen, markigen „Reden an die deutsche Nation" hielt, alle Vaterlandsgesinnten an die Pflicht der Vaterlandsliebe mahnend — ein Flügelmann seines Jahrzehends, der mit dem Uebermaß seiner sittlichen Forderungen die Bewegungen der entschlossenen Herzen hervorrief, ein Prophet, der mit seinen Angriffen gegen die Idee und Wirklichkeit des Staats als eines Mechanismus der Gewalt, als einer Polizeiordnung des Gehorsams, auf den Rechtsstaat der Volkstheilnahme am öffentlichen Leben hindeutete.

Auch der schwärmerische Rückzug der Romantiker hatte doch wol ebenfalls nur — wenn nicht die Absicht, doch die Folge, zu einem thatsächlichen Anlauf Maß zu nehmen. Denn wozu an die stolzeste Zeit Deutschlands mit Sang und Klang erinnern, als um das Nationalgefühl und den Muth der Erhebung gegen fremden Druck und Bedrängniß zu erwecken?

Dem sei aber wie ihm wolle, so ward mir beim Uebergange zum Lyceum das Zufluchtsgebiet der Philosophie eröffnet. Logik, Metaphysik, praktische Philosophie, nach hergebrachter Eintheilung, war den drei Classen der Anstalt zugemessen. Während des ersten Jahrgangs hielt noch der durch viele Schriften bekannte Christian Weiß die philosophischen Vorträge von seinem stets festgehaltenen kritischen Standpunkte. Aus Taucha bei Leipzig gebürtig und durch seine „Fragmente

über Sein, Werden und Handeln", sowie durch seine „Winke über eine durchaus praktische Philosophie" bereits bekannt, war er im Jahre 1805 aus seinen Leipziger Vorlesungen nach Fulda berufen worden — jetzt da ich ihn hörte, 33 Jahre alt, blassen breiten Gesichts von stets ernstem Ausdruck und klangloser Stimme. Er hatte sich noch nicht lang ein hübsches, niedliches Frauchen aus Sachsen geholt, als er, mit den örtlichen und französischen Verhältnissen in Fulda unzufrieden, den Ruf nach Naumburg zur Direction der Bürgerknabenschule im Jahre 1808 annahm. Seitdem hat er, auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte beharrend, seine bürgerliche Stellung wiederholt gewechselt, bis er seit 1816 als Regierungs- und Schulrath zu Merseburg in die Acten verloren ging.

Wir hörten Logik bei ihm nach seinem eigenen Lehrbuche und dem damaligen Schulbegriffe von Logik. Es ging mir mit den Gesetzen des Denkens, wie es mir früher in der Anthropologie mit den Muskeln gegangen war: ich konnte am frischesten laufen und Berge besteigen, wenn ich an das unaufhörliche Spiel der sich streckenden und zusammenziehenden Fasern gar nicht dachte. Was mich aber sehr anzog, waren Schriften über philosophische Religionslehre, die ich von dem gefälligen Weiß geliehen bekam. Von diesen ist mir nur Heydenreich noch in Erinnerung, jener ausgezeichnet begabte Denker, den die Zugabe eines tiefen Gefühls zu einem eben so ungewöhnlich ausschweifenden Lebemann gemacht hatte. Eine recht Faust'sche Natur, wie ich mir

ihn denke. Wie er, berühmteren Forschern voraus, eine Identität des Idealen und Realen auf seine Weise versuchte, war er diesen einander widerstrebenden Richtungen der Seele — der Forschung und des Genusses, sehr früh und damals schon unterlegen.

So viele mir neue Ideen und Gesichtspunkte religiösen Bezugs, wenn auch mehr vereinzelt als im Zusammenhang aufgefaßt, richteten doch unvermerkt einen Aufruhr in meinen Gedanken an, der mich innerlich beschäftigte und die Masse des kirchlich Ueberlieferten zu durchgähren und zu zersetzen anfing. Dies um so leichter, als die empfangenen Ideen, gleich befruchtenden Lichtstrahlen, in das religiöse Gebiet fielen, nicht aber als Pfeile der Gegner auf die Kirche zielten, in der ich so eng erzogen und noch verwachsen war.

In dieser Seelenstimmung erhielt ich einen geistlichen Ruf für meine Zukunft — eine Einladung zu einer noch bequemeren Zuflucht, als die Philosophie war. Eine Aufforderung Mönch zu werden, für meine Denkart schon verspätet, kam allerdings früh genug für mein Alter von siebzehn Jahren. Vielleicht wollte man aber einen jungen Menschen, von dem man sich etwas versprach, absichtlich unreif abbrechen und einthun, um ihm auf dem Lager eine andere Reife zu geben, als er am protestantischen Spalier der freien, sonnigen Schule nehmen konnte.

Nach aufgehobenem Kapuzinerkloster hatte nämlich die oranische Regierung den Franziskanern auf dem Frauenberge fortzubestehen und sich durch Fechser oder Senker fortzupflanzen gestattet. Der Klerus bedurfte pfarrlicher

Aushülfe auf dem Land und die fuldaer Bauern damals noch Mönche. Seitdem thaten sich die Klostervorsteher von Zeit zu Zeit nach Studenten um, die, auf dürftigem Boden erwachsen, im Kloster leichter Wurzeln zu treiben, und durch gute Anlagen und Kenntnisse fruchtbare Stämme zu werden versprachen. Denn neben Denjenigen, die durch Bauch und Backen der Klosterküche Ehre machten, wünschte man auch solche zu besitzen, die der Klosterkirche Nutzen brächten. Ein Kloster braucht ja nicht blos ausfliegende Sammelbienen, sondern auch Zellen bauende, das heißt Beichtstuhl und Kanzel erbauliche Immen.

So erhielt ich denn gegen den Sommer des ersten Lyceumsjahrgangs auf einen Sonntag die Einladung, den Pater Eustach im Kloster zu besuchen. Wir erinnern uns dieses Paters aus der Kapelle der englischen Fräulein. Ein Gewitter hielt mich ab, und sobald es vorüber war, eilte ich, verlangend, was der Nonnenpater von mir wollte und ohne Ahnung, daß er heute den Zeidler machen werde, nach dem Bergkloster. Die Abendsonne überglänzte durch abgeregnetes Gewölk den herrlichen Zug der Rhön und die Saatfelder der Vorhügel, über welchen noch die Ruine eines Regenbogens abschimmerte. Wie ich die Zelle betrat, fiel mein Blick durch das kleine Fenster, das ein Stück der glühenden Landschaft wie mit einem dunkeln Rahmen abschnitt. Aus dem Garten herauf duftete es in das enge Gemach. Die Natur schien sich mit dem verlockenden Mönche verschworen zu haben. Zufrieden lächend empfing mich der

Pater mit der wunderlichen Frage: „Nun, wo hinaus mit der Feder?“ Er meinte, welches Brotstudium ich beabsichtige. Da ich daran noch nicht gedacht hatte, brachte er die Kutte in Vorschlag und strich mir das Klosterleben heraus. — „Wir sind nicht so schwarz,“ scherzte er, „wie Sie uns vielleicht in den Ritterromanen gefunden haben. Nein doch! Auch sind wir mit der Zeit fortgegangen, und es wird sogar neben der Theologie auch ein philosophischer Unterricht in unserm Kloster gegeben. Es kann Niemand den Kant besser verstehen als unser gelehrter Polycarp Schmitt. Und wie würde sich Ihre gute Mutter freuen!“

Schon aus verlegener Gutmüthigkeit hätte ich den Antrag nicht geradezu abweisen können; aber es lockte mich auch etwas näher an die Versuchung heran zu gehen. Ich bat um Frist zur Ueberlegung einer so ernsten Sache. Damit war der Mönch wohl zufrieden und lud mich ein, ihn recht oft zu besuchen.

Wie ich jetzt nachdenklich den Berg hinab wandelte, tief unter mir die Stadt mit den sonntagabendlichrauchenden Schornsteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten und die alten Lindenbäume des Weges unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: wie zog und sog die Natur an meinem Herzen, wie ward mir bei dem Gedanken an meine Zukunft so weh und weich um die Seele! Ich war frei gewesen wie die steigenden Lerchen, ich war es noch und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelstellers zu setzen dachte. Es warnte

mich, wie es mich lockte. Die Kutte war mir zuwider; daß man sich aber um mich bewarb, schmeichelte mir.

Ich besuchte nun von Zeit zu Zeit meinen Pater Eustach. Er bewirthete mich mit Klosterbier und unterhielt mich von Klosterangelegenheiten, die, an sich kleinlich, durch die eigenthümliche Mönchspolitik, mit der sie behandelt wurden, recht ergötzlich waren. Meiner Alexandriner auf den duftigen Schweinskopf wurde nicht gedacht, auch auf meinen Entschluß nicht gedrungen. Wer weiß, wie lang ich daher den Pater hingehalten hätte, wäre er mir nicht eines Tages mit dem Gruß entgegen gekommen: „Gut, daß Sie mich heut besuchen! Der Pater-Provinzial ist da und wünscht Sie zu sehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt, und werden ihm Ihren Entschluß erklären können. Warten Sie ein wenig, ich will Sie melden!“

Er verließ seine Zelle und ging nach dem Refectorium.

Was aber nun? Ich war in einer knabenhaften Seelenangst. Und wie sehr es mir bei meiner wunderlichen Ehrlichkeit an Finden und Fassung fehlte, geht daraus hervor, daß mir keine andere Auskunft als die Flucht einfiel. Also rannte ich aus der Zelle fort, die Treppe hinab, schellte an der Pforte, flüsterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein blasses Wörtchen von Baldwiederkommen, und setzte wie ein Reh, hinter dem die Büchse des Jägers geknallt hat, über Stock und Stein den Berg hinab. Erst als ich unten frei athmend mich in Freiheit fühlte, malte ich mir die Gesichter Eustach's

und des Provinzials, wenn sie in die Zelle träten, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der, schon in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Es war meine zweite Flucht aus derselben verschlossenen Pforte. Zuerst hatte ich die Ueberzeugung von der Küche, und diesmal den Appetit am Kloster selbst verloren. Ich muß es so nennen; denn von einer Prüfung solcher Angelegenheit für das Leben konnte in meinem Alter keine Rede sein. Was wußte ich vom Leben, vom Wechselbedürfniß eines Menschen und seiner Zeit? Wie hätte ich in meiner Lage abwägen können, was das Leben bringt und das Kloster nimmt? Und wenn ich erst Armuth, Keuschheit, d. h. Ehelosigkeit und Gehorsam geschworen, die edelsten Keimaugen des Herzens, die Sprossen der Thätigkeit, der Liebe, der Ehre zerdrückt hätte: sollte ich vielleicht eine Aussöhnung mit dem dreiknotigen Lendenstricke darin finden, daß derselbe wenigstens doch über dem anspruchvollen Bauche nachgab? Wie konnten wir Das und Alles überlegen? Die Mutter maß das Leben mit der Nähnadel und ich flatterte am Faden, der im Oehre hing. Sie ließ mich in dieser Sache gewähren; ich weiß nicht, ob aus richtiger Empfindung, oder weil sie sich aus den Mönchen nichts machte. Die Sorge um meine mittellose Zukunft, jene Angst, die den Klöstern so manchen heuchelnden Zögling wirbt, ging an ihrer gottvertrauenden Seele und an meinem eigenen leicht gesinnten Herzen vorüber.

Persönlichkeiten.

Auf den abgegangenen Christian Weiß nahm Burkard Schell den philosophischen Lehrstuhl ein — ein gewesener Benedictiner, klein und zierlich von Gestalt, lebhaft in seinem Vortrag, ernsten Wesens mit jovialem Vorbehalt, scharfsinnig hinter scharfen Zügen, von umfassendem Wissen und bescheidenem Selbstbewußtsein.

Die Söhne des heiligen Benedict, die bei Stiftung des Klosters mit so viel Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, saßen zuletzt in der sorgenfreiesten Muße. Der Spaten der ersten Arbeiter, der Griffel der frühern Abschreiber und Lehrer hatte den spätern Brüdern gutes Einkommen erworben. Keller und Speicher füllten sich jetzt leicht, die gemeine Sorge war verschwunden, und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen ursprünglichen Ruhm zu bewahren hatte, konnte mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendsten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, leb=

ten hinter dem Dom, der mit diesem Jahrhundert erbaut war. Dorthin zogen sich die frischen Talente bürgerlicher Söhne, wo sie mit den Abkömmlingen altadeliger Familien gemeinsam des Tisches und Unterrichts genossen, bis sich beide in die Prälaturen und in die Professorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüssen der Welt nicht aus dem Wege gingen, scheuten sich die Gelehrten des Ordens nicht vor den schwindelnden Gedanken der Zeit. Kant und die neue Bewegung der speculativen Wissenschaft war sehr früh in den Convent der Benedictiner eingedrungen. Als mit der Säcularisation auch der Orden aufgehoben und der Convent die Weltgeistlichen aufnahm, legten die gelehrten Professoren ihr faltenreiches Kapuzgewand ab und richteten sich als Junggesellen in der Stadt ein.

Wie Schell mit lebhaftem Interesse der Bewegung des philosophischen Gedankens folgte, war er auch nicht, wie Weiß, auf dem kritischen Standpunkte stehen geblieben. Damals war Bardili sein Mann, der eben als Professor am Obergymnasium in Stuttgart gestorben war. Als scharfsinniger Denker hatte Bardili in verschiedener Richtung neue Wege gesucht und versucht; indem er aber dem philosophischen Bedürfniß seiner Mitlebenden zu wenig nachgab, blieb er auch von der nachfolgenden Generation weniger beachtet, als er vielleicht verdient hätte.

Der neue Professor gab auch eine andere Eintheilung der philosophischen Vorträge für die drei Classen. Für die erste wurde nur eine philosophische Elementarlehre bestimmt, um in solcher Vorschule nur erst aufmerksam

zu machen auf den Zusammenhang zwischen der menschlichen Erkenntniß und dem Wesen der Dinge, sowie auf die Elemente desjenigen Urverhältnisses, welches beiden gemeinschaftlich zu Grunde liegt. Beschlossen wurde dann mit einem kurzen Abriß der Psychologie und mit den Hauptpunkten der Logik und Ethik.

Während der kleine Professor uns nun in der zweiten Classe mit den Gesetzen des Denkens und dem Wesen der Dinge beschäftigte, legte er uns, ohne es zu ahnen, ein Lebensräthsel vor. Seine, wenn auch sehr vorsichtige Freimüthigkeit ließ uns keinen Zweifel darüber, daß er die katholisch-kirchliche Ueberzeugung ebensowol als die Cuculle des heiligen Benedict abgelegt habe. Dennoch sahen wir ihn im Kloster der Benedictinerinnen die gewöhnlichen kirchlichen Handlungen verrichten. Dieser Widerspruch befremdete uns. Wir waren eben noch jung genug, um zu glauben, über was man sich hinausgedacht habe, müsse man sich auch frisch hinaus setzen. Uns ging noch das Verständniß ab, wie sich die innigsten Ueberzeugungen der Einzelnen mit den dringenden Bedürfnissen der Gesellschaft zu vermitteln pflegen und wie die Ideen dem Leben erst noch eine Zeitlang dienen müssen, ehe sie es erlösen können. Geht es doch jedem erhabenen Gedanken, auf dem eine Verheißung ruht, wie dem jugendlichen Sohne des Patriarchen Isaak, daß er um die geliebte Rahel seine Dienstzeit durchmachen muß, und wenn er doch erst mit der triefäugigen Lea getäuscht wird, die weiteren Mühen nicht scheuen darf. Ja, wenn er seine Geliebte endlich

errungen, ist er noch nicht am Ziele, sondern muß sich erst auch noch, um seines irdischen Bestehens willen — eine scheckige Heerde verdienen. Leichter, als wir dies begriffen, faßten wir die Vermuthung, daß der kleine Philosoph sich durch die Messe und Vesper mit irgend einer klösterlichen Freundin, einer Jungfrau Scholastika oder Aloysia, in Verbindung halte, und daß es dabei um andere Empfindungen gelte, als was die Klosterschwestern nach einem altüberlieferten Recepte aus gewürztem Honigteiche unter dem Namen der „Nonnenseufzer" backten.

Mir selbst blieb der freundliche Mann durch meine spätern Lebenswandlungen zugethan, und würde mich noch entschiedener als durch seine Büchersammlung gefördert haben, wenn er sich nicht durch seine Bescheidenheit und Befangenheit hätte abhalten lassen, mich in meinem Irren und Zweifeln persönlich anzufassen. Im Uebrigen lebte er als der sittlich und gesellschaftlich achtbarste und untadelhafteste jener lehrenden Benedictiner, die aus dem faltenreichen Klostergewande ins knappe Weltkleid gesprungen waren.

So trat gleich neben ihm der für die Religionslehre und Kirchengeschichte bestellte Maurus Nupfer zwar in ausgewähltem weltmännischen Anzuge, aber mit nur allzuderben Manieren und unzugänglichem Hochmuth auf. Ein hübscher, stattlicher Mann, im kraftvollsten Alter und Aussehen, der mit etwas mehr Feinheit an einen weltfahrenden Jesuiten erinnert hätte. Wir bewunderten noch später die Zumuthung, die er sich

machte, mit einer jungen und hübschen Wirthschafterin sich ohne Zweifel in cölibatärer Selbstüberwindung zu üben.

Ganz in sich zerfallen war aber der sonst begabte und gründliche Professor der Mathematik Placidus D. Ungeordnet in seinem Leben, wie in seinem Anzuge, ließ er es merken, daß er zechte, spielte und der Liebe an keinem Hochaltar diente. Nach diesen drei nicht mathematischen Dimensionen bezeichneten wir auch in keckem Muthwillen die drei ziemlich abgetragenen Klappenröcke, mit denen er abwechselnd seine Vorträge hielt — selbst gelangweilt, verdüstert und der Ziffer und Zeichen verdrossen, die uns in der ebenen Trigonometrie und vor dem Prisma und Cylinder einschläferten.

Rühriger und anregender war der vierte Benedictiner, Aegid Heller, der älteste von ihnen. Er hatte mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Studien den Convent verlassen, ein kleiner breiter Mann mit einer großen wissenschaftlichen Nase, zurückgezogen lebend und der fortschreitenden Naturforschung an der Ferse folgend. Er hatte die Anschaffung kostbarer Werke für Naturwissenschaft in der Landesbibliothek und guter Instrumente für den physikalischen Unterricht bewirkt. Auf manche eigene Verbesserung der Beobachtungsmittel, besonders in Bezug auf den Erdmagnetismus, war er stolz. Einst kamen, während seines durch Späße und Anekdoten gewürzten Vortrags und Abwartens einer Beobachtung, einige Reisende, um den physikalischen Apparat zu besehen, in den Saal. Heller zeigte ihnen

Alles mit seiner einfachen Artigkeit. Aber sie wollten schon Alles — das Eine in Göttingen, das Andere in Jena oder sonstwo gesehen haben, selbst Dasjenige, was Heller sich eigens ausgedacht hatte. Da übermannte ihn endlich der heimliche Aerger: er ergriff ein starkes Stück Kreide, brach es entzwei, und die Bruchseiten vorweisend, fragte er hastig: „Haben Sie auch Das schon gesehen?“

Rector Gierig, den wir oben schon bezeichnet haben, war am Lyceum Professor für alte Literatur, alte Geschichte und römische Alterthümer. In besondern Stunden ließ er Uebungen im lateinischen Stil machen.

Um nun das Facit meiner Lyceumsjahre zu ziehen, haben sich mir zwei Schulzeugnisse aus der zweiten und dritten Classe erhalten. Philosophie und Mathematik treten darin am weitesten auseinander: die Kenntnisse in der Philosophie werden als vorzüglich, in der Mathematik als mittelmäßig bezeichnet. Kirchengeschichte, klassische Literatur, Welt- und Literargeschichte und physische Geographie kommen mit „gut“ — Experimentalphysik und schriftliche Ausarbeitungen mit „sehr gut“ ab. Der Fleiß in 1808 erscheint nur „hinlänglich“, in 1809 „nicht ganz genügend“; wogegen die Sitten dort gut, hier sogar bewährt genannt werden.

Wie lächeln mich aus diesen vergilbten Papieren jene leichtherzigen Jahre an! Ja, Fleiß! Hätte es mir nur nicht an Büchern und Zeit gefehlt! Die geringe belohnten Unterrichtsstunden, mit denen ich die dringendsten Bedürfnisse bestritt, reichten nicht zur Anschaffung von

Büchern zu, während sie mir doch Zeit und Frische zum Studiren nahmen. Doch freilich — leichtes Blut, heiterer Sinn, Unverstand des Lebens ließen mich gerade nicht zu besonderer Anstrengung kommen. Ich war allerdings etwas unstät; doch denkt mir auch nichts, was mich besonders angeeifert hätte. Lag es an der Zeit oder an den Menschen? Vielleicht an beiden. Der Krieg und die Fremdherrschaft brachten Unruhe, Zerstreuung, Sorgen mit sich. Das Lehren hatte keinen Zug, das Lernen kein Ziel. Die Professoren, mit Einquartierung regelmäßiger als mit der Gehaltsauszahlung bedacht, erschienen muthlos, verdrossen. Wie leicht wurden Lehrstunden ausgesetzt, wie leicht es genommen, wenn wir eine schwänzten! Weiß und Meißner, die noch viel Anregendes hatten, waren fort; ein geistloser geistlicher Rath war Studiendirector und die geistlichen Professoren zeigten ohnehin wenig Hingebung und für begabte Schüler wenig persönliches Interesse; wie denn der Cölibat abgeschlossen und theilnahmlos zu machen scheint. So wurden uns denn auch keine Ziele und Muster der Nacheiferung vorgesteckt, und das Vorbild des heiligen Aloysius hatte aufgehört zeitgemäß zu sein, seitdem wir uns nach allen möglichen Wegen umthaten.

In solcher Zeit und Gemüthsverfassung mußte mich das Ideelle um so lebhafter anziehen, als es gerade mir besonders in meinen äußern Verhältnissen an Positivem fehlte, was sonst die Menschen einnimmt und beschäftigt. Vielleicht hing es auch hiermit zusammen, daß ich bei höchster Achtung vor exactem Wissen, doch

keinen besondern Eifer für dasselbe gewinnen konnte. Auch in spätester Zeit zogen mich die räthselhaften Ein- und Ausgangspunkte des Lebens, die Herkunft und der Hingang des Menschen, mehr an als die Gesetze, nach denen das Sichtbare und Sinnliche sich entwickelt und verwandelt.

Aufklärung.

Nun werden die Verständigen wol auch ohne meine Versicherung hinter der höchsten Note, die mir aus den philosophischen Lectionen zu Theil wurde, nichts Außerordentliches suchen. Denn eigentlich bezeichnete sie doch blos ein leichteres Auffassen und Verständniß abstracter Gedanken und sich entfaltender Ideen, durchaus aber kein tieferes Eindringen in den Organismus eines Systems oder in umfassende Gedankenverknüpfungen. Vielmehr gaukelte mir selbst in jenes enge Gebiet, störend genug, eine bildernde Phantasie, die ich gar bald lieb gewann; indem dicht hinter den Lyceumsmauern so manches Widerwärtige auf mich wartete, über das mir die Zauberin leichter hinaushalf. Was ich durch philosophische Lectionen und Lecture gewann, waren unerwartete Gesichtspunkte der Welt, neue Seiten des Lebens, Frühlingsstrahlen durch brechendes Gewölk, die meine Geistesentwickelung beförderten. Ich fing eben

an, des Kirchlichen, das ich von Kindesbeinen auf mit so erschöpfendem Eifer getrieben hatte, zu ermüden. Zweifel waren, ich weiß nicht woher, in mich gekommen. Man wird geneigt, auch bei religiösen Zweifeln, wie bei manchen Organismen, an denen man einen Ursprung aus Samen nicht nachzuweisen vermag, eine generatio aequivoca anzunehmen. Jedenfalls war ich mit Einbuße für mein stark entwickeltes Glaubensbedürfniß bedroht. Und da mir gerade die Philosophie Entschädigung, frischen Abhub aus dem Uebersinnlichen versprach: so griff ich mit Verlangen nach dem Metaphysischen, gleichgültig gegen die Mathematik, die zwar viel zuverlässigere Bestimmungen, aber nur für irdische Verhältnisse bot, an denen ich gerade — ebenfalls von Kindesbeinen an — nie viel zu messen, zu addiren und zu dividiren hatte. Damals schrieb ich für eine geheime Gesellschaft von Studenten den schon erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und erhielt von Professor Schell, als er davon vernahm, eine freundliche Warnung, ja vorsichtig mit meinen Gedanken zu sein.

Zunächst fand ich gegen die biblischen und kirchlichen Wunder viel einzuwenden. Ich hatte ein dunkles Vorgefühl davon, daß für rohe Menschen und Völker Macht faßlicher als Weisheit ist, mithin ein Gott, der seine Schöpfungsordnung jeden Augenblick unterbrechen kann, mehr Staunen erregt, als derjenige, der sie zu allen Absichten ursprünglich angelegt hat. Späterhin, als ich das Wunderbare im Leben in anderm Sinne, nämlich als Dasjenige begriff, was nicht aus der Weltordnung

herausfällt, sondern was in seiner höhern Ordnung nur nicht verstanden wird, hätte ich in all' der Unermeßlichkeit von Wundern, worin mein Geist und Herz sich zu verirren Gefahr lief, mich selbst über das Geschick eines einfachen Menschen verwundern dürfen, der durch eingebornen Trieb sich aus Schutt und Wust, wenn auch mit blassem Keim, zu einer ganz andern Wahrheit oder Ueberzeugung hervorarbeitet, als für welche er bestimmt und versteckt war. Daß ich gerade mit Zweifeln viel zu ringen und zu kämpfen gehabt, könnte ich nicht sagen. Mein Kirchenglaube, so streng geschult und mit Prämien ausgezeichnet, erwies sich endlich doch nicht tapferer, als kurz vorher die wohl dressirten und decorirten preußischen Generale, die so übereilt die guten Festungen übergeben hatten. Und gleich den Franzosen zogen die Zweifel mit klingendem Spiel in mein Herz. Nur Eins, das Sacrament der Brotverwandlung fiel mit dem ganzen Gewichte, das es für die Kirche hat, in mein Gemüth und entsetzte mich mit Bedenken, Zweifeln und Aengsten. Dies besonders in einer schweren Stunde. Es war an einem Festtage, an welchem wir schulordnungsgemäß zum Abendmahle vorbereitet in der Kirche standen. Ich bedachte abermal, wie doch keins der wilden und der cultivirten Völker, die ihre Gottheit oft in den seltsamsten Gegenständen und Verzerrungen angebetet hatten, darauf verfallen war, eine Vereinigung mit dem Göttlichen in Gestalt einer Speise zu suchen. Ich fand den rührendsten Sinn in den Einsetzungsworten des scheidenden Meisters, und sollte mich

nun zu einer kirchlichen Satzung bekennen, die mir als Gotteslästerung erschien. Aber wie — „habe ich Recht in dieser Erkentniß, oder bin ich den Einflüsterungen eines bösen Geistes gegen eine unfehlbare Kirche hingegeben? Gilt meine augenblickliche Empfindung oder was seit tausend Jahren gegolten hat?" Dies Für und Wider war es, was mich unter der Messe qualvoll schaukelte. Die Orgel flutete an mein banges, bedrängtes Herz; durch die hohen Kirchenfenster lachte blau und sonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an den hohen Wänden hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offener Brust ihr Herz genommen hatte und es flammend zum Himmel emporreichte: aber ich würde mich vergebens bemühen, mit der Klarheit dieser Erinnerung auch die Gedanken zu entwickeln, die mich damals verwirrten und mir endlich mit Zweifelsangst die heißen Schläfe badeten. Diese Momente fallen noch in meine Gymnasialzeit. Wer aber, solcher Aengste eines damaligen fuldaer Gymnasiasten lächelnd, sich erinnern mag, mit welchem gelehrten Rüstzeuge die Reformatoren einst über dieselbe Frage gestritten und sich entzweit haben, dem wird es begreiflich, wie jeder Einzelne, der an der Kirche irre wird, um seiner Voreingenommenheit willen die Reformation einer bedeutenden Zeit in seiner eigenen Brust noch einmal durchmachen muß. Glücklich, wenn ihm sein Dreißigjähriger Krieg erspart wird! Und so ging es mir. Als in jener ängstlichen Stunde der Meßpriester endlich die Hostie aus dem Ciborium mit dem dreimaligen Wort emporhob: Agnus

dei qui tollit peccata mundi! folgte ich dem Strome der gläubigen Mitschüler mit dem innern Vorbehalt, im Vertrauen zu der unserer Zweifel lächelnden Gottheit ruhig mit mir ins Klare zu kommen, ehe ich etwas den Menschen Auffallendes thäte. Seitdem blieb ich, wie eine Frucht an ihrem Stiele reift, noch längere Zeit, innerlich zeitigend, an den gewohnten Ceremonien hangen. Was mir aber über die Wiederkehr angstvoller Zweifel hinaushalf, war nicht blos leichtflatternde Jugend, die nach neuen Richtungen des Lebens sucht, nicht blos die Zeit, die ohne religiöse Streitigkeiten von den Kriegen Napoleon's erfüllt war, nicht blos die ersten Regungen des Herzens, die um den Kinnflaum der Jünglingschaft spielen: sondern ein zufälliger Zusammenstoß mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts faßte und befestigte ein Freundespaar von außen, indem er unsern Zweifeln ihre tiefste Voraussetzung entzog.

Seit einiger Zeit war ich nämlich einem Mitschüler befreundet, der, aus ähnlicher Lebensfurche erwachsen und von gleichgestimmtem Naturel getrieben, sich mir leidenschaftlich angeschlossen hatte. Es war jener Wohlgemuth, der sich nicht auf Pfister's zwei Aloysianische Wege beschränkt hatte. Er konnte mich durch sein äußeres Umherschwärmen ergänzen, ich ihm etwas von innerlicher Schwärmerei dagegen anbieten. In den religiösen Zweifeln begegneten wir uns ohnedies auf einem Wege. Ich erinnere mich nicht mehr, woher ihm einst das bekannte Buch von Sintenis: „Elpizon“ in die Hände gekommen war, das die Ansichten dieses deutschen

Aufklärungsmichels über die Fortdauer nach dem Tode behandelt. Wohl aber denkt mir noch, wie der Freund eines Sonntags früh, als ich ihn abzuholen in die Stube trat, die er mit seiner eben zur Kirche gegangenen Mutter bewohnte, mir feierlich entgegen kam. Er trug das Buch wie eine Monstranz, öffnete es nach einem eingelegten Zeichen und las mir die Stelle vor, wo Christus neben Sokrates, Confucius und andern Weisen und Reformatoren als ihresgleichen genannt war. Wir blickten uns an, stürzten einander in die Arme, tanzten und jubelten zwischen den geweißten Wänden umher, — Alles nur, weil wir den bezweifelten Gottessohn durch solchen Ausspruch nun definitiv zum Menschensohn herabgesetzt, mediatisirt und säcularisirt erkannten. Das gedruckte Zeugniß eines sonst durchaus nicht ungläubigen Mannes, dessen etwas schwülstiger Stil uns ergriff, bestätigte uns in unserer verzagten Meinung und hob uns mit einem einzigen Ruck über die Grundlage aller Bedenken und Zweifel hinaus.

So begegnete ich, etwas spät in der Zeit, einem der Träger der viel berufenen deutschen Aufklärungsperiode. Dieser Sintenis, der jüngste von drei schriftstellerischen Brüdern, Schul- und Kirchenmännern aus Zerbst, in 1750 geboren, gehörte so recht dem Höhepunkt der Aufklärungszeit an, und trug durch moralisch-religiöse Schriften, wie jener Elpizon ist und durch seine Romane, wie „Hallo's glücklicher Abend", das Seinige dazu bei, über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse Aufklärung unter den gebildeten Ständen

zu verbreiten. Aufklärung war eine Art von Hauswurz auf den Dächern der Wohlhabenden, zwischen den Bodenluken des gesunden Menschenverstandes angelegt. Diese berüchtigte Aufklärung, die den Menschen für das Begreifliche und Nutzbare unabhängig zu machen sich berufen hielt, war eben keine aus Geistestiefe lodernde Flamme, sondern ein zuckender Schimmer, der auf die Staats- und Gesellschaftseinrichtungen fiel, das Mangelhafte beleuchtend, ohne es in einer Glut umzuschmelzen. Man leuchtete nach der Wahrheit, soweit sie brauchbar war, und erforschte die Welt, soweit sie sich berechnen ließ. Im Uebrigen befriedigte man sich durch sein dixi et salvavi animam und fügte sich in das Bestehende, wodurch man eben selbst bestand. Es war ein geistig-moralisches Nagen der Denkenden neben dem materiellen Kauen der Genießenden, beide die niedern und ärmern Stände ausschließend, die wol gar das Getadelte zerstören, das Genießbare vorwegnehmen möchten.

Der Siebenjährige Krieg hatte erst die Thätigkeiten gespannt und ein beschränktes nationales Bewußtsein geweckt. Darauf war der lange Frieden ziemlich müßig geblieben und das zunehmende Selbstgefühl suchte sich mit revolutionären Gedanken und kraftgenialen Productionen Luft zu machen. Damals, als uns Elpizon in diese Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts zurückversetzte, hatte der deutsche Geist schon eine andere Richtung genommen, in welcher er den beschränkten Hochmuth der Aufklärungssucht, die gegen alles Uebersinnliche, Reingeistige nur das Handgreifliche, Weltläufige,

Werktägliche ausspielte, mit dem frischen und kühnsten Aufschwung der philosophischen Speculation überbot.

Nun liegt es freilich in der Natur der Sache, daß ein trüber Himmel und eine finstere Bildung sich erst nur aufklären muß, ehe das höhere Licht hervorbrechen und seinen Einfluß bethätigen kann. Dies mag denn auch die Bestimmung jener Aufklärungsbestrebungen gewesen sein, soweit dieselben nicht in abklärenden Unglauben ausarteten. In dieser Hinsicht habe ich immer zu Denen gehalten, die es für heilsamer ansehen, daß die Jugend, wenn ihr doch einmal eine recht vernünftige Entwickelung nicht zu Theil wird, lieber in einigem Aberglauben, als in frühzeitigem Unglauben wurzle. In jenem gewinnt Glauben — das Organ der Seele für das Göttliche im Dasein — jedenfalls doch Kraft, und kann zur rechten Zeit, gleich den Pflanzen, die Samenlappen haben, diese Cotyledonen des Unvernünftigen abwerfen; im Unglauben aber verkümmert jenes Organ, dessen der sinnlich-ewige Mensch selbst für echte Wissenschaft nicht entrathen kann und artet doch, mit verkehrter Entwickelung, in den wunderlichsten Aberglauben aus. Von mir selbst darf ich wenigstens bekennen, daß ich ohne Schaden für die lebendigste Zuversicht zum Ewigen in der Welt an abergläubigen und übergläubigen Dingen sehr früh reif bis zum Abfall vom Kirchlichen geworden bin.

Hier, wo sich ein künftiges Lebensereigniß aus der Ferne zeigt, sei mir ein allgemeiner Vorausblick auf diese Zukunft vergönnt.

Drei Richtungen meines Lebens nehmen ihre Ursprünge in den drei Jahrgängen des Lyceums. Im ersten die kirchliche, in ihrer Ablenkung vom Katholicismus auf den Weg eigener Forschung, den ich durch jenen Lichtblick aus Elpizon fand und der bis zu meiner Excommunication führte.

Auf den zweiten Jahrgang weist meine, wenngleich verspätete Schriftstellerei zurück. Aus jener Classe nämlich ist mir von schriflichen Aufsätzen, die wir zu liefern hatten, die Beschreibung eines Sommerabends erinnerlich geblieben, die vom Professor als eine durchaus gelungene poetisch-prosaische Arbeit in der Classe vorgelesen wurde, und einen solchen Eindruck auf die Mitschüler machte, daß sie in den neidischen Verdacht eines Plagiats fiel. Ich sehe diese Darstellung als einen Keim zu meinem Roman: „Die hohe Braut" an, der mir zuerst die Gunst der Kritik und eines gebildeten Publicums gewann. Jener Verdacht des Plagiats verklärte sich hier zu der Annahme verschiedener, in jenen südlichen Gegenden bewanderter Männer, daß der Verfasser Nizza, Turin und das Gebirge aus eigener Anschauung geschildert haben müsse, was durchaus der Fall nicht ist.

In den dritten Jahrgang endlich fällt eine flüchtige Studentenbekanntschaft, die sich zu einer Verbindung für Hausstand und Familienleben ausspann. Es war verhängnißvoll genug, daß nach dem Bibelworte: „die Letzten werden die Ersten sein", diese Entwickelung den beiden früher angeknüpften zuvorkommen, sie vielleicht aufhalten sollte.

Doch, ehe ich zu diesen Bekenntnissen komme, muß ich das Lyceum verlassen. Dies geschah durch eine lateinische Abschiedsrede, in welcher ich „in dem Vernunftleben und der davon unzertrennlichen Religiosität das zuvörderst Nothwendige einer allseitigen Bildung zu zeigen und den vom Lyceum austretenden Mitschülern besonders die Religion als die einzige sichere Führerin auf dem schlüpfrigen Pfade des akademischen Lebens zu empfehlen" hatte.

Scheidewege.

So stand ich nun mit meinem letzten Schulzeugnisse vom 9. September 1809 vor der Wahl eines Lebensweges. Als ich diesen Paß für meine Zukunft am neunten Tage des neunten Monats im Jahre 1809 aus den geistlichen Händen des Studiendirectors Gößmann empfing, lächelte mich der zierliche Mann mit den Worten an: Ich höre mit Vergnügen, Sie wollen sich unserm geistlichen Stande widmen?

Damals war mir eine naive Unbefangenheit angethan, die heut noch nicht ganz abgetragen ist, so übel man damit in unserer voreingenommenen, eiteln und heuchlerischen Societät ankömmt. Daher nahm ich auch jene Worte weder für ein Ausforschen, noch für einen Wink, sondern für eine Aussage, die mich befremdete und mit einem verlegenen „Vielleicht" beantwortet wurde.

Allerdings hatte ich mit meinem Freunde Wohl-

gemuth die Theologie, aber schon etwas früher, ins Auge gefaßt gehabt. Nach aufgehobener Universität gab es jetzt nur noch den einen akademischen Weg in Fulda, und das Seminar der Weltgeistlichen war viel zugänglicher geworden. Die katholische Theologie hat ihre guten Zeiten gehabt, aber auch als grämliche Alte hat sie noch erstaunlich viel Anziehendes für junge Burschen behalten, die sich nicht zu helfen wissen. Daher hatten wir Beide sie auch über den Sintenis'schen Elpizon hinaus im Auge behalten. Wie wir die Differenz zwischen Dem, was wir innigst glaubten, und Dem, was wir in der Soutane zu bekennen hätten, ausgleichen wollten: darüber räthselten wir und grämten uns. Allein, wie mancher wackere Geistliche mochte nicht in demselben Zwiespalte leben und lehren! So trösteten wir uns am Ende. Und was träumten wir nicht von idealer Wirksamkeit in die engen Zellen jener langen Corridore, ohne die enge Disciplin zu kennen, an der sich unsere Phantasie die Flügel zerstoßen hätte, ohne das finstere gelbe Gesicht des riesigen Regens zu fürchten, der sie gestutzt haben würde. Welche Idyllen hofften wir einst auf jenen bergigen Pfarrsitzen abzuweiden, dort, wo so gutes Schaffutter wächst! Da wir das Hauptgewicht unserer Thätigkeit wie unseres Ehrgeizes dem Predigtamte zudachten: so hatten wir schon unsere Lunge und Kehle rechtschaffen zu bearbeiten angefangen. An freien Nachmittagen gingen wir nach einer einsamen Seite der Gegend weit hinaus, nahmen zwei Bücher mit und lasen aus großer und immer größerer Entfernung, so-

weit wir mit Ausdruck verständlich blieben, abwechselnd einander vor. Um einzelne Vorübergehende kümmerten wir uns nicht. Nur eines Bäuerchens erinnere ich mich, das neben meinem Freunde stehen blieb und andächtig zuhörte, wie ich vom fernen Hügel herüber aus einer übersetzten Lobrede des jüngern Plinius auf den Kaiser Trajan immer pathetischer wurde. „Was aber das für ein Potentat gewest is!" hatte der gute Mann gemeint, und ich hielt ein, als ich den Freund lachen hörte. Es war eben eine gedrückte Zeit und wir waren noch lang nicht kurhessisch; sodaß es dem Bäuerlein und dem Freund an näher als Trajan liegenden Beispielen fehlte.

Ein andermal wurden wir auf dem Heimweg übler verstanden. Wir hatten nämlich, auf reineres Deutsch ausgehend, als es die fuldaer Kanzel von sich gab, durch viele Mühe den richtigen Unterschied der Doppellaute ei, ai, eu, äu gefunden und übten uns laut sprechend, während wir einen Feldrain wandelten. Ein weidender Schäfer, der uns für gute Landeskinder erkannte, stach mit seiner Schüppe in den feuchten Stoppelacker und machte hinter uns her seine Einwürfe gegen unsere protestantischen ai und eu mit dem Zuruf: O ihr Dummerjahne! Wir ließen es nicht an Erwiderung fehlen, so gut sie uns der steinige Acker an die Hand gab und waren auch glücklich genug, durch ein paar treffende Würfe uns des grauzottigen Schäferhundes zu erwehren; sodaß wir gegen dessen au, au mit unserm ai, eu doch die Oberhand behielten

Indeß, mit all' diesen Feldzügen sollten wir die

Kanzel nicht erobern. War auch Elpizon, „der Hoffende“, kein Verräther an unserm Irrglauben geworden: so verrieth das eigene Herz, unbesonnen wie es in jenen Jahren ist, allzufrüh eine Herzensneigung, die sich mit dem Berufe zum Cölibat nicht verträgt. Die Theologie verschloß uns ihre Pforte zum Seminar.

Nun wäre mir die Jurisprudenz ganz recht gewesen, hätten mir nur selbst für die vielleicht billigste Schule in Wetzlar nicht die Mittel und der auf Mitteln ruhende Muth gefehlt. Dort, wo sonst der junge Mann von Familie für höhern Beruf die Reichspraxis studirt und ein zahlreiches Personal sich an unsterblichen Processen mit juristischem Moos überzogen hatte, war seit 1806 das Reichskammergericht aufgelöst und nachdem die Stadt schon früher an den Reichserzkanzler Dalberg übergegangen, eine Rechtsschule errichtet worden. Mehre unserer wohlhabenden Mitschüler hatten schon ein Jahr früher das Lyceum verlassen, um sich dort für den Staatsdienst in juristischer Laufbahn auszubilden.

Um nur irgend etwas zu unternehmen, schlug ich mich zu jenen Gefährten, die das neue Landkrankenhaus besuchten, um anatomische Arbeiten und Vorbereitungen zu einer medicinischen Schule zu machen. Wie hatten sich diese Räume verändert! Wie verschieden waren diese Instrumente, Gefäße und Verrichtungen von Dem, was ich hier einst zum Dienste der Messe zu thun und zu behandeln gehabt! Jetzt bekam ich ein Messer in die Hand, um an macerirten Leichen das

Knochengerüste herausstellen zu helfen. Fiel eine Section vor, so wurde die Gelegenheit zu belehrenden Nachweisungen über den menschlichen Gliederbau gegeben. Ein unter der oranischen Regierung berufener junger Arzt und geschickter Operateur, Adelmann, ein hübscher, freundlicher Mann, zum Meißner'schen Freundekreise gehörig, stand der Anstalt mit vor. Zum erstenmal erblickte ich hier ein menschliches Gehirn bloßgelegt und in seiner Construction nachgewiesen.

Von jenen Einblicken mag mein frühes Interesse für Physiologie des Menschen herrühren. Die Erinnerung erleichterte mir später, was ich über das Organ der Seelenthätigkeit las und zu fassen suchte. Diejenigen freilich, welche die Physiologie nicht selbst anbauen, sondern nur nach den gewonnenen Früchten greifen, neigen am meisten dazu, ihre leichte Beute über die Grenze der Erfahrung und Beobachtung zu verschleppen und die kostbaren Resultate der Naturforschung zu verspeculiren. So, wenn ich mir die dreifache Ausbildung der bei niedern Geschöpfen nur einfachen Hirnmasse des Menschen vorstellte, mußte ich immer darüber räthseln, warum die Hauptsinnesnerven eben so, wie es ermittelt ist, aus den drei Regionen des Hirns hervorgehen. Warum kömmt gerade der niedere Nerv des Geruchs aus der Hauptmasse des Vorderhirns, das für den Sitz des Denkens, der Intelligenz gilt? Welche Sympathie besteht zwischen der geistig auflösenden, zersetzend-unterscheidenden Thätigkeit des Denkens und der chemischen Operation des Geruchs? Wäre die Nase eine Vor-

küche für den Scharfsinn? Und wenn der edle Sehnerv ins Mittelhirn, den Sitz des Empfindens, der Gefühle eingewebt ist, in jene Masse, die bei niedern, blos durch Empfindung wahrnehmenden Geschöpfen das ganze Hirn ausmacht: so möchte man vermuthen, daß dem Menschen gegen übermächtige Verinnerlichung, gegen Rückfall der Seele in das Geheimniß ihres Ursprungs die glanzvolle, herausfordernde Welt der Sonne dargeboten würde. Und wäre dagegen etwa das Nachhirn, der Sitz des Wollens, Wirkens und der Leidenschaften, darum durch den Hörnerven an das Ohr gebunden, damit das ungestüme Streben der Seele nach außen durch den Schall, das Geheimniß der Körperwelt, aufgehalten und gemäßigt, der Sturm der Leidenschaften durch tönende Harmonien gebändigt werde?

So brachte ich denn vom Dienst in der Anatomie, wie früher vom Meßdienste, auch meine Bilderchen mit. Bald aber auch noch Anderes. Denn nicht lange, so sollte, was ich mit Sinn und Seele zu fassen suchte, von Dem überboten werden, was sich als Zugabe von selbst mir in die Kleider setzte. Der faulige Geruch, der mir von den macerirten Leichnamen nach Haus in die kleine, niedere Stube folgte, erregte den Meinigen physischen Abscheu, ja moralischen Ekel. Ich drohte, ihnen eine Pest einzuschleppen, nachdem ich ihnen doch früher mit dem Weihrauchgeruch ein Wölkchen des Segens im Knabencamisol gebracht hatte. Ich suchte das Uebel durch eine Quarantaine im Freien, durch Lüften des Rocks im Hofe abzuwenden. Es half wenig.

Dennoch hielt ich mich noch bei der Sache, bis längeres Verweilen in der Anatomie mit so manchem Ekelhaften, was dabei vorkam, meine Nerven angriff und ein körperlicher Widerwille auch im Nachdenken und Ueberlegen durchschlug. Denn es ward mir doch immer klarer, daß ich es in dieser Schule nicht über den gewöhnlichen Chirurgen, den Feldscherer, hinausbringen würde; wobei besonders der Oheim, der sich in Erinnerung an die Kapuziner noch immer sehr ungern rasiren ließ, dem an das Metier des Chirurgen geknüpften Barbier sehr abhold war. „Heinrich Joseph", sagte er in seinem Eifer, „hast du darum als Gymnasiast den Klosterkelch verschmäht, um jetzt hinter dem Lyceum her das Barbierbecken zu führen? Meinst du etwa, ich ließ dich dein Meisterstück am Bart unserer rechtschaffenen Geis machen? Mir selbst darfst du nie unter die Nase greifen, so viel sag' ich dir!"

Also gab ich die Anatomie auf und stand nun da, von allen drei Facultäten und von allen neun Musen verlassen, von diesen, weil sie vielleicht über das dreimalige neun meines letzten Schulzeugnisses ein wenig disgustirt waren. Und wie ich mich nun so rathlos nach irgend einer Aussicht oder einem Durchgang in die Zukunft hin und her wendete, schon damals etwas kurzsichtig und mich der Gläser bedienend: siehe, da streckte mir mein dunkles Verhängniß den Bart eines Gänsekiels entgegen. Es wurde mir der Platz am Schreibpult eines Advocaten angeboten.

Ich darf hier wol, rückwärts und vorwärts blickend,

die Bemerkung einschalten, daß es für den in welt-unkundiger Familie erwachsenden und darum selbst welt-blöden Burschen, den doch der Weltgeist nicht ganz wollte zu Grunde gehen lassen, ein für allemal verhängt erschien, von außen angetippt und angestoßen zu werden. So hatten mich die Nonnen zum Meßdiener verlangt, der Schullehrer zum Studieren aufgemuntert, der Mönch zum Kloster gelockt und so forderte mich jetzt der Advocat Koch zum Schreiber auf. Es wird noch in wichtigern Fällen vorkommen und ich will es daher ein für allemal gesagt haben; wo es auch geschehen sein mag: ich mache mir gerade keine Ehre daraus.

Ich nahm das Anerbieten an, und würde es wer weiß mit welchen Erwartungen gethan haben, wenn ich damals schon ein Sterbenswörtchen von Shakespeare gewußt hätte, der mir doch für mein männliches Alter zum Gegenstand einer Romanproduction vorbestimmt war. Ging mir damals aber auch das bedeutsame Vorbild eines Mannes ab, der als junger, von Hause weggelaufener Bursche an einem Advocatentische die Federn zum Schwan von Avon angesetzt hatte: so war ich doch über des Oheims Vorurtheil von einer Prädestination der Advocaten für die Hölle hinaus aufgeklärt.

Hinter der unerwarteten Aufforderung fand ich wenigstens eine nächste Unterkunft. Das bringen nun einmal dürftige und untergeordnete Familienverhältnisse mit sich, daß man, wie für den häuslichen Tag, so für die ganze Lebensbestimmung von Hand zu Munde lebt, weil es

für beide an dem einen Mittel fehlt, dort die Bedarfe des Hauses zur rechten Zeit zu beschaffen und für lange Zeit einzutheilen, hier Vorbereitungen und Vorschüsse zur Begründung der angemessensten Existenz zu machen. Ich berechnete auch nicht, daß ich vielleicht mit den Advocatenfedern einen Flug in irgend eine der Kanzleien machen könnte. Ich kannte den großen Vogel „Staat" noch nicht, den so reich und bunt befiederten. Auf dem Kopfe trägt er ein Federhäubchen wie eine Krone; den Hals hinab fließt und spielt, wie gestickte Hoftracht, ein schillerndes Gefieder; das Ministerium des Auswärtigen fächelt mit langen Flügelfedern; ein weicher, dichter Flaum hält den Bauch der innern Administration warm; bunte Federmanschetten zieren den obern Theil der Krallen, da wo sinnreich genug das Finanz- und das Kriegsministerium ihren Sitz haben und die grauen, straffen Steißfedern der Kanzleien setzen sich in zuckende Bewegung, so oft Ausfertigungen erfolgen.

So lernte nun der neunzehnjährige Mensch als neu und wichtig kennen, was in andern Familien der Knabe am Schreibpulte des Vaters längst weggesehen hat, wie Acten angelegt und aufbewahrt werden, wie sie durch Alluvion, gleich Flußinseln wachsen, wie die Geschäftsschriften bald auf gebrochenen Bogen, bald in die Breite des Blattes ausgefertigt, gefaltet und von Hand zu Hand befördert werden. Ich lernte die Gliederung und die Zuständigkeit oder Competenz der neben und über einander geordneten Behörden sowie die verschiedenen Rechtsquellen kennen, die so trüb fließen und

sich vermischen. Aus der Unterhaltung des Anwalts mit seinen Clienten entdeckte ich neue Felder des Unrechts und der Verletzungen im bürgerlichen Leben; wo bei mir denn auch klar wurde, daß man sich Manches, was meiner milden Denkart gar leicht ausgleichbar schien, doch nicht braucht gefallen zu lassen. Wenn dann der Anwalt dictirte, war ich oft verwundert, durch welche verschlungenen Pfade und feuchte Schlupfwinkel der Rechtshülfe mich die nachschreibende Feder führte. Im weitern freute ich mich, eine neue vierbuchstäbliche — quadrilitterische — Fahneninschrift des Rechtskampfes kennen zu lernen. Ich kannte das altrömische, stolze S. P. Q. R. — Senat und Volk der Römer — das jüdisch höhnende J. N. R. J. — Jesus der Nazarener, König der Juden. Jene Standarten, diese Kreuzesinschrift hatten zweimal die Welt erobert und umgestaltet. Auf kleinere Siege ging das auf gestempeltem Papier obschwebende Vierzeichen aus: R. S. L. O. — recessus scriptus loco oralis — schriftlicher statt mündlichen Vergleichs.

In den Zwischenstunden der Schreibstube machte ich die Bekanntschaft der wenigen Bücher meines Anwaltes. Unter dem trockensten Rüstzeuge des Rechts stand nur ein Buch, dem sich eine literarische Abkunft anmerken ließ, v. Hippel's Buch über die Ehe. War es eine Vorbedeutung, so nahm ich es wenigstens nicht dafür, ohne Ahnung, wie nahe mir der Gegenstand war. Das Buch zog mich nicht an und blieb mir, an das Lehrgemäße gewöhnten Leser, in seinem geistreichen Witz und

seinen lehrwidrigen Sonderbarkeiten unverstanden und unschmackhaft. Doch war mir das Register zu solcher gesellschaftlichen Tonreihe nahe genug. Mein Principal, von bäuerlicher Abkunft, etwas derb und schwerfällig, dabei aber von munterer und gutmüthiger Art und in seinem Berufe mehr auf Ernährung, als auf Verklärung ausgehend, fand mich öfter arbeitsfertig und lesend auf der Schreibstube, und sagte mir einmal mit ehrlichem Nachdruck: „Wenn Sie nichts zu thun haben, warum gehen Sie nicht hinunter zu meiner Frau und unterhalten sie? Sie müssen sich umgänglicher machen. Sie sehen ohnehin etwas finster aus."

Ein Anderer hätte diesen Wink nicht abgewartet; denn Frau K., deren Familienname auf italienische Abstammung hinwies, war eine noch junge prächtige Frau von römischer Gestalt und ultramontaner Schönheit, leicht und lustig in Ton und Manieren, mit Necken herausfordernd und mit bequemen Bewegungen unter Männern verkehrend. Mein Vorgänger auf der Schreibstube, von guter Familie, kam noch täglich ins Haus und machte den Angenehmen um die Dame, die nicht gern allein war. Er hieß Maier und spielte den Major domus. Ich aber ließ mich höchstens zu Tisch einladen; indem ich dunkel fühlen mochte, daß ich auf solchem Boden mit der Societät nicht gut anfangen konnte. Es fehlte mir für schäkernde Conversation, für Lustigkeit und Neckerei die nöthige Unbefangenheit, das sichere Bewußtsein und selbst die Bekanntschaft mit den Stadt- und Familienverhältnissen, auf die mit überlieferten

Stichwörtern angespielt und angespaßt wurde. Wie glücklich wäre ich bei einer weltkundigen Frau gefahren, die, was mir damals nöthig war, erkannt und mir mit wohlwollender Offenheit fortgeholfen hätte! Wie selten wird gerade Dem, der es am meisten bedarf, solches Glück zu Theil! Ich hatte es nicht für die Schule gefunden und fand es jetzt nicht für die Gesellschaft. Statt dessen suchte ich mich mit Ohr und Auge zu orientiren und da ich mich dabei doch innerlich viel aufgelegter und empfänglicher für jene Munterkeiten errathen ließ, als meine Miene und Haltung danach aussah: so mag ich wol eine Zeitlang bei Manchen für Einen gegolten haben, der's hinter den Ohren hat.

Lebensschule.

Hier an der Schwelle des gesellschaftlichen Lebens fand sich unser junger Mensch von seiner frommen und häuslichen Abrichtung und Gewöhnung vollständig im Stiche gelassen, ohne daß Erziehung und Bildung dafür eingetreten wären. Daß der Bursche ungehindert aus sich selbst und seinem Naturel heraus wachsen konnte, wäre an sich nicht zu beklagen gewesen, wenn diese Gunst in der Regel nicht gerade unter Verhältnissen vorkäme, wo es dem freien Wuchs an der nöthigen Nahrung fehlt. Denn sobald sich bei einer Familie die Mittel zur Förderung ihrer Jugend einfinden, stellt sich gewöhnlich auch eine Erziehung ein, die den natürlichen Gaben nicht immer blos zu Hülfe kommt, sondern denselben auch eine absichtliche Richtung und nicht selten, unter dem Einfluß von Standesvorurtheilen, eine falsche, widersprechende Bestimmung gibt.

Indem aber der Mensch für die Gesellschaft bestimmt ist, aus der er zuerst zu empfangen und für die er dann

zu leben hat: so leistet eine echte Erziehung das Beste darin, daß sie den jungen Menschen an der rechten Stelle und mit der seiner Eigenthümlichkeit angemessenen Ausrüstung auf dem Spiel- und Kampfplatze des socialen Lebens einführt. Der frei Aufwachsende bleibt uneingeführt doch auch nicht zurück; denn die Natur treibt unwiderstehlich zur Gemeinschaft: aber in der Regel schiebt ihn der Zufall rechts oder links irgendwo ein, und gerade der Drang jener Jahre, in welchen der Jüngling zuerst die altparadiesische Empfindung hat, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei — in welche Gefahren bringt ihn oft genug das ungestüme Herz, das eben nicht weiß, nicht ahnet, wie die natürlichsten Empfindungen der Seele sich im gesellschaftlichen Leben zerfasert, verschlungen, zersetzt und vermischt haben, welchen Egoismus die Gesellschaft cultivirt, welche Lügen und Täuschungen der künstliche Verkehr in feinen, geschmackvollen Formen ciselirt, und mit brennenden Farben emaillirt!

Wir haben den jungen Fuldenser langsam genug herankommen sehen, um ihn zu messen, wie weit er besonders auch für die Societät — wenngleich nur für die fuldaische von damals — vorgerichtet war. Es fehlte ihm noch fast jede Handhabe. Er fühlte das auch selbst, und gerade daher kam's, daß er bei der naivsten Unbefangenheit der Seele sich doch im äußern Benehmen so befangen hielt. Die verschlossene Miene stand im schroffsten Widerspruche mit seinem heitern Sinn und die fröhliche Laune des Herzens maß immer viel zu lang

die Stelle, wo er gern — nur ja nicht ungeschickt! — in die gesellschaftliche Lustigkeit hinüber gesprungen wäre. Wie ernst und schweigsam gab sich unter Leuten von Stande der Gauch, der unter seines Gleichen sich das erste und letzte Wort nicht nehmen ließ! Nur Ohr und Auge hielt er, wie gesagt, offen und gespannt, wohl fühlend, daß er, wie in allem Lehrhaften, so auch im Lebensgemäßen auf Erhaschen Dessen angewiesen war, was ihm die Hausgötter nicht in die Tasche beschert hatten. Es war ihm, wie es scheint, vorbestimmt, nicht blos im Erlernen, sondern auch im Erleben sich selbst und allein fortzuhelfen. Freilich sollte er die Schule des Lebens so viel theurer zu bezahlen haben, als ihm das Lernen in den Schulen wenig gekostet hatte! Denn worin er des Rechten verfehlte, fiel gerade in jene Jahre der körperlich-geistigen Entwickelung und in jene Richtung des Lebens, worin ein träumerisch-erregbarer Jüngling ohne Leitung in die unlösbarste Verwirrung gerathen kann. Es ist der Weg des erwachenden suchenden Herzens, auf welchem auch der beflügeltste Idealismus nicht über alle Gefahren hinwegträgt — am wenigsten über die Gefahr, mit unbefangener Hingebung hier von eigenem Irrthum, dort nicht selten auch in fremdes Verschulden verstrickt zu werden.

Um nun Dasjenige, was in dieser Richtung sich zur Mittheilung eignet, im Zusammenhang darzulegen, kehre ich noch einmal zu jener Lebensperiode zurück, die mit meinem Austritt aus dem Lyceum die eigentliche Schule bereits abschloß, innerhalb welcher aber meine Berüh-

rungen mit der Gesellschaft sich bis zu einem schweren Verhängniß entwickelten und verwirrten.

Die Herzensgeschichten der Jugend fangen nicht selten mit Kindereien an. Wir erinnern uns der jungen Fräulein, unter deren Augen, in der Kapelle der englischen Nonnen, der meßdienende Knabe behend und angenehm zu erscheinen heimlich bemüht war. Dies kleine Herzensgeheimniß verschwand im Glanze des hohen Altarsgeheimnisses, wie der Neumond in der Nähe der Sonne unsichtbar wird. Und wenn die fromm gefalteten Hände, die gesenkten Augen, das ganze Thun und Lassen des Knaben in seinen Bewegungen um den Altar zu der Verklärung paßten, worin ihm jene jugendlichen Gestalten erschienen: so vergaß er über sein Bemühen um so leichter, wie weit von ihren langen Gewändern, ihren Hand- und Halskrausen, ihren seidenen Brust- und Haarschleifen sein schlichtes Camisol, seine Kniehosen und derben Riemenschuhe abstanden.

Aus dem Knaben-Du der Schwester Juliane war er nun zum Studenten-Er übergegangen; allein jene weihrauchduftende Träumerei war ihm geblieben, und sogar auf einige Kameraden mit übergegangen. Unsere vertrauliche Aufmerksamkeit war auf ein kleines Gangfenster gerichtet, aus dem zuweilen ein oder der andere Mädchenkopf herausblickte. Denn die Pensionärinnen bewohnten diesen Flügel und schliefen hinter den vergitterten Fenstern des Baues, der auf unsere Gasse stieß. Welche Angelegenheit war es nicht für uns, darauf zu achten, wie oft ein oder das andere Fenster uns zur

Freude geöffnet, oder zur Betrübniß geschlossen stand! Welch ein Glück, wenn sich uns im Vorübergehen oder im müßigen Auf- und Abwandeln eins der geheimnißvollen Wesen an einem der Fenster zeigte! Geheimnißvoll, denn wir kannten nicht einmal ihre Namen und unterschieden sie nach äußern Merkmalen, als die longa, die nigra — die Lange, die Schwarze. Denn wir waren katholisch genug, das Geheimnißvolle — lateinisch zu behandeln. Auch hinderte uns nichts, unsere Wahl unter ihnen zu machen. Jeder hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit eine der jungen Schönen zugetheilt, und es hieß wol unter uns: Euge, tuam ante vidi! Oder: Meamne vidisti, Philippe? Unsere Empfindungen hatten etwas von jener innigen Befriedigung Romeo's, als er unter Julia's Söller im Mantel der Nacht hinauf flüsterte:

„Laß mich hier stehn, derweil du dich besinnst!"

Solche Erstlingsgefühle leben und leuchten noch von dem Aether der Phantasie, der allmälig doch zu einer ganzen Schöpfung gerinnt. — Von Romeo und Julie wußten wir eben noch nichts; sonst hätten wir wol auch von nächtlichem Aus- und Einsteigen, und vom Liebesstreit um Nachtigall und Lerche geträumt. Wir überboten einander ohnedies schon mit verwegenen Unternehmungen — in Gedanken. Und da ich, vom Meßdienste her, mit dem Innern des Hauses am besten vertraut, vielleicht auch am meisten prahlte: so wurde ich einmal so lange geschraubt und aufgestachelt, bis ich

mich zu einem Wagniß verstand, das sich in seiner Albernheit ungemein kühn ausnahm.

Eines Sonntags war an den Straßenecken ein französisches Sieges-Bulletin angeschlagen worden. Es gelang mir, einen Abdruck desselben zu erhalten, den ich als wichtige Neuigkeit der Vorsteherin der Pension, Mademoiselle Noel, in den Convent brachte. Sie nahm meinen Besuch und meine Aufmerksamkeit freundlich auf und unterhielt sich mit mir über die Zeitverhältnisse. Ich, nach dem Seitenzimmer lauschend, in welchem Diejenigen, denen eigentlich mein Unternehmen galt, lärmten und lachten, war nicht wenig zerstreut und darauf gespannt, daß jeden Augenblick eine oder die andere herüber käme. Aber ohne diese Befriedigung entlassen, eilte ich an das Gangfensterchen, um durch einen Gruß nach dem hintern Kasernenthor hinüber die harrenden Freunde von meinem Abenteuer zu überzeugen. Ich ließ zwei bleierne Husaren auf dem Fenstersims zurück, und eilte weiter, wo ich am Ende des Ganges das große Schlafzimmer offen fand. Ich betrat es ängstlich wie ein Dieb. Das Gemach war düster, mysteriös durchduftet, ziemlich kahl an den Wänden, und ein geschnitzter heiliger Joseph mit dem Jesukind und einer Lilie stand in einer Nische. Meinen Besuch darzuthun oder ein Räthsel zu hinterlassen, brachte ich den vertrauten Namenspatron unter die nächste Bettdecke, das jungfräuliche Lager mit seiner Lilie zu segnen, besetzte den Tisch mit bleierner Einquartierung und entkam über

eine Hintertreppe und den Hof glücklicher, als meine Unart verdient hätte.

Auf der Straße auf- und abwandelnd strich ich die baare Bewunderung meiner mitliebenden Freunde ein. Wir räthselten noch, welche von unsern Angebeteten wol den heiligen Joseph in ihrem Bette finden werde, als uns unvermerkt, zwischen den Fenstergittern herab, die in die fromme Festung vorgeschobenen Truppen an die Köpfe flogen. Wie beglückt fühlten wir uns durch diesen militärischen Rapport! Es war uns klar, nur Amor könne seine Adjutanten so kühn gesprengt haben. Auch war keiner derselben mit geraden Gliedern davongekommen.

Doch wie die Zeit sehr bewegt und unser Sinn sehr beweglich war, ging auch diese Schwärmerei, an ihrem eigenen Idealismus abzehrend, vorüber. Die Longa und die Nigra waren nach Hause zurückgekehrt, und wir zur Physik und Philosophie übergegangen. Die Letztere unterhielt uns unter andern auch von der Identität des Realen und Idealen, und so schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, wo wir auch das Leben anfassen möchten, es immer g a n z zu bekommen.

Wir hatten eben den dritten Jahrgang des Lyceums betreten, als wir mit unserer studentischen Aufmerksamkeit für den jüngsten Anflug der Mädchenschar auf einen

Schulgenossen gelenkt wurden, der das Wohlgefallen der flüggen Schönen vor allen Kameraden auf sich zog. Sohn eines Arztes an einem Badeort, that er sich bei lebhaftem Verstande durch ein höchst günstiges Aeußere hervor. Uns alle an Gestalt überragend, von heitern, einnehmenden Zügen, blühender Gesichtsfarbe und gefälligen Manieren, war er noch dadurch bevortheilt, daß er durch Verwandtschaft mit den ersten Patricierfamilien in die gute Gesellschaft kam, der wir Andern ganz entfernt standen. So fehlte es ihm nicht, wie uns, an der Kenntniß und Uebung der Umgangsformen. Mit einer lebhaften Neigung für die jungen Schönen überhaupt verband er eine anmuthige Verwegenheit, Bekanntschaften des Salons an den abenddämmerigen Hausthüren fortzusetzen. Es mußte wo möglich ein Halbdutzend sein, das er mit schalkhafter Klugheit stets complet zu halten suchte, und wobei es ihm nichts verschlug, wenn einmal statt des harrenden Fräuleins die hübsche Zofe an der Thür stand, die Verhinderung zu entschuldigen. Er vertraute dann dieser all das Zärtliche an, das er für ihre junge Herrin mitgebracht hatte, hoffend, daß der kleine Schalk etwas davon veruntreuen werde. So war es ihm ohne entschiedene Herzensneigung ein Herzensbedürfniß, allabendlich, mit oder ohne Regenschirm, Amor's Stationen zu gehen, kleine Intriguen zu knüpfen, ein Liebesplänchen zu spinnen, oder Eifersüchteleien zu entwirren. Er hielt es für ein gutes Kleingeschäft, ein Capitälchen von Schmeicheleien, ein laufendes Sümmchen eingetauschter Schwärmerei schnell

hinter einander umzusetzen, oder ein hier mit Entzücken empfangenes Sträußchen bei der nächsten Thür als ausgesuchte Artigkeit gleich wieder anzubringen, wenn es nicht etwa angemessener war, es unterwegs zu verlieren. Mit dem Honigseim kleiner Freiheiten, die sich der lose Nachtfalter an den blühenden Nachtschatten genommen hatte, kam er nach Hause, lächelnd, wie verschieden wol die verschiedenen Mädchenherzen dieselbe umhergetragene Versicherung ausbrüten möchten.

Ich selbst, dem Verkehre mit Familien von Stande durchaus entfernt, erfuhr erst von diesen Umtrieben unsers studentischen Don Juan, als ich durch Zufall hineinplumpte. — An einem Sonntagnachmittage des Spätherbstes, als ich meinen Freund W. abzuholen in die Stube trat, fand ich — diesmal keinen Elpizon, sondern als Philon den schönen Karl, zu meiner Ueberraschung zwischen zwei jungen Frauenzimmern von guten Familien. Die Mutter des Freundes machte Kaffee für den Besuch, und war eben aus, um die ihr fehlenden Tassen auf der Nachbarschaft zusammenzubringen. Beide vergnügte Fräulein waren mir von Ansehen und Herkunft nicht fremd — die Blonde, jüngste Tochter eines Actuars, in dessen Garten ich mit dem Oheim Velten manchen Schubkarrn frischen Grases geholt hatte, war recht hübsch von Gestalt und Gesicht, heiter und lebhaft; die andere klein und unansehnlich von Wuchs, schwarz von Haaren mit Kirschenaugen, weniger lebhaft als hingebend, war sehr angesehener und wohlhabender Eltern Kind. In der damaligen Erziehung auch solcher

Familien der ehemaligen Prälatenzeit gab es nichts, was Töchter abgehalten hätte, sich von einem jungen Freunde in die Wohnung einer auf Tagelohn gesetzten Frau zum Kaffee bestellen zu lassen.

Wie ich sehr bald wahrnehmen konnte, war nicht etwa Eine der beiden Freundinnen als Geliebte und die Andere als bloße Begleiterin da: sondern Beide ließen um sich werben und sich die Spannung gefallen, mit der sie auf der Schaukel des Freundes saßen, wenn er Artigkeiten, Neckereien und die Wechsel der Annäherung so gewandt vertheilte, daß Keine sich für verkürzt, Jede sich im Vortheil halten mochte. Eine Schmeichelei für die Eine wurde durch einen spöttischen Seitenblick bei der Andern neutralisirt.

Wer aber von dieser Schaukel mit bewegt wurde, war mein Freund W. Ich merkte ihm bald an und er gestand es mir auch ein, daß er eine lebhafte Empfindung für die Blonde hege. Daher blieb er auch kein ganz ruhiger Beobachter, als er neben mir am Fenster stand, das auf einen einsamen Grasgarten der Stadtmauer am Bierthurm den winterlichen Ausblick hatte.

Mit der Dämmerung brachen die Mädchen auf und Karl, nachdem er ihnen in die Mäntel geholfen, begleitete sie durch die einsamen Gassen.

Diese Besuche wiederholten sich, wenn auch nicht gerade jeden Sonntag, und ich muß bekennen, daß ich, wenn auch unbetheiligt und vielleicht nicht eben erwünscht, doch bei keiner Zusammenkunft fehlte. Indem ich mich aber von keiner Seite störend einmischte, dagegen man=

ches Muntre zur Unterhaltung beitrug, fand man sich bald in mein Erscheinen, und dachte sogar im Stillen daran, um meinetwillen eine dritte Freundin mitzubringen. Karl hatte beide Schönen — jede wahrscheinlich besonders — um eine Haarflechte gebeten. Sie übergaben sie aber eines Sonntags zusammen — daumendick aus der Fülle des langen Haares genommen. Karl ließ es an blondem und braunem Entzücken über die theuern Andenken nicht fehlen. Kaum aber waren beide glücklichen Kinder, diesmal ohne sich aufzuhalten, fort, als er die eine wie die andere Flechte mit ihren himmelblauen und feuerrothen Schleifchen um zwei Nägel wickelte, die vor dem Gartenfenster im Gebälk der abgewitterten Wandbekleidung staken. Er wollte prüfen, wie er lachend meinte, welches Haar sich in Wind und Wetter am besten halte; danach würde er seine Treue bemessen. Er hätte das beste Vertrauen zu der braunen Locke; denn das stille Katharinchen sei auf einem dauerhaften Boden von Familie und Vermögen erwachsen.

Indem hiermit der leichtsinnige Liebhaber doch seine eigentlichen Augenmerke verrieth, bestärkte ihn mein Freund W. darin, heimlichen Hoffens, sich dann der verschmähten Sabine von Seiten ihres gekränkten Herzens anzunehmen. Wie gern wäre er, den das Verhängniß zu einem Registrator vorbestimmt hatte — Depositar einer Mädchenverzweiflung geworden und hätte den reizenden Fascikel auf den rothen Lippen rubricirt. Und siehe da — ein neckischer Zufall oder eine schalkhafte Nemesis, die sich an misbrauchte Mädchenlocken heftete, versprach ihn zu begünstigen.

An einem stürmischen Adventssonntage waren die Mädchen wieder da. Während die Hausmutter ab- und zuging, standen wir vier eng zusammen am Fenster, ich den Scheiben zugekehrt. Der heftige Wind mochte etwas umgesprungen sein: ich sehe plötzlich, wie die beiden Haarflechten fort und fort an das Fenster schlagen, als ob erfreut beim Anblick ihrer schöngekämmten Herrinnen, oder ihr eigenes Misgeschick verklagend. Blond und Braun hüpften um die Wette, wie ihre ehemaligen Besitzerinnen um die Wette liebten. Offen gestanden war ich boshaft genug zu wünschen, der Lockentanz möchte von den heiter plaudernden Fräulein bemerkt werden. Von einer Seite nahm ich es mit Karl's Betragen schwerer, von der andern verlangte es mich zu sehen, wie leicht er es mit seiner Verlegenheit nehmen werde. In diesem Augenblicke flog die dunkle Locke mit gelöster Schleife am Fenster vorüber ins Nachbarsgärtchen hinab.

Meine nach dem Fenster gespannten lächelnden Blicke lenkten endlich doch die Augen der Andern dahin und Sabine erkannte ihre Flechte. Sie stürzte nach dem Fenster und Karl, mit komischer Geberde die Schultern an die Ohren ziehend und die Hände reibend, eilte mit verstohlenem Lachen hinter den Ofen, als ob er sich verstecken wollte. Sabine war etwas heftig; doch schien sie zuerst mehr verlegen als entrüstet, bis sie nur ihre Flechte vor dem Fenster fand. Der Gedanke, daß das Haar der Freundin behalten und blos das ihrige so verächtlich ausgesetzt worden sei, entflammte ihren eifersüch-

tigen Zorn. Blaß und keines Wortes mächtig, nahm sie Mantel und Hut und eilte fort.

Mit dieser Katastrophe endigten die Sonntagsbesuche. Karl widmete seine Aufmerksamkeit mehr der Kleinen und Freund W. huldigte in seiner etwas befangenen und drolligen Weise Sabinen, die zuweilen mit kleinen Aufträgen zu seiner Mutter kam. Sie fand an dieser verlegenen Neigung des Freundes ihren Spaß oder eine mädchenhafte Unterhaltung, und verabredete mit ihm, daß sie einmal mit einer Freundin kommen wollte, an die ich mich wenden möchte. Sie wurde mir genannt und gerühmt mit der Andeutung, daß sie Sonntags in die Fastenpredigt gehen und an dem Pfeiler gegenüber der Kanzel ihren Platz nehmen werde.

Reminiscere.

Die Fastenpredigten in dem nun wieder ausgeweißten und eingeweihten Dome wurden damals von zwei Franziskanern aus dem uns bekannten Kloster des Frauenberges — Sonntags von Pater Roman und Montags von einem Mönche gehalten, dessen Name mir vergessen ist, weil er seiner röthlichen Haare wegen und aus einer gewissen Geringschätzung stets nur mit dem Spitznamen „die rothe Bürste" genannt wurde. Pater Roman steht mir in der Erinnerung immer noch als der beste katholische Prediger vor, den ich auch später in Fulda gehört habe. Stattlich von Gestalt, in Gang, Haltung und Miene von unverkennbarem Selbstgefühl getragen, auf der Kanzel mit gewaltiger Stimme und einfachen Geberden in gebildeter Mundart sprechend, die Predigt klar, ins praktische Leben greifend, frei von Kircheneifer und in jenem Zuge der Gedanken gehalten, der die Tiefen des Volkes bewegt, und doch dem Gebildeten

aufzuathmen gibt. Von den edeln Bildern seiner Diction ist mir eins im Gedächtniß geblieben. Er verglich die guten Werke, die der Mensch in dieser Erdentiefe sammelt, mit den Perlen, die der Taucher auf dem Grunde des Meeres auflieſt, und die erst in jener höhern Region, zu welcher er aufsteigt, in ihrem echten Werthe gelten.

Als ob ein so erbaulicher Sonntagsprediger parodirt werden sollte, betrat „die rothe Bürste" Montags dieselbe Kanzel. Auch ihm fehlte die wackere Stimme und der Redefluß nicht; seine Person aber und seine Predigt waren mit manchem Lächerlichen behaftet. Zwar auch er bewegte sich mehr im Lebens- als im Glaubensgebiete, faßte aber besonders die sündhafte Seite hart an und erlaubte sich, in Ausdrücken und Bezeichnung derb und anzüglich zu werden; wie er sich denn auch in Mundart und Manieren platt und gemein gehen ließ. Dies füllte ihm mit Neugierigen dieselben Bänke, die gestern von Erbauungsuchenden gefüllt waren. Hatte man gestern manchen edeln Gedanken, wie eine Perle, ins erquickte Herz gefaßt: so nahm man heute diesen und jenen Ausdruck mit aus der Predigt, um ihn mit neckischer Laune, wie Knaben eine todte Maus, einander zuzuwerfen. Auf solche Weise hörte man eine Woche oder noch länger, und zuweilen recht treffend angebracht, den Predigt-Refrain: „So gehet hin und schämet euch!" Ein ander mal, als der Montagsprediger im Eifer gegen die Unsittlichkeit der Geschlechter die Wangen der Frauen wahrhaft — roth bürstete, fügte es sich durch einen schalk-

haften Zufall, daß zwei Schwestern von guter Familie aber etwas schillernden Bekanntschaften just durch den mittleren Gang zwischen den gefüllten Bänken, ein Unterkommen suchend, langsam gegen die Kanzel vorschritten, als eben der Prediger, die rohe Hand und ein Stück des nacktbraunen Armes aus der Kutte vorgestreckt, einen unanständigen Ausdruck mit der Redewendung herabschlenkerte: „Da kommen sie her, die von ihrem Leibe leben."

Beiläufig zu bemerken, gab es damals im Fuldaischen überhaupt noch wunderliche Originale von Geistlichen, wie sie eben aus der Zeit reinkatholischen Klimas ungestutzt und ungeputzt erwachsen waren. So kam sehr oft ein Pfarrer aus der Nachbarschaft in die Stadt, der von einem ihm sehr gängen Worte allgemein — „der Höllteufel" genannt wurde. Und er brachte freilich den Teufel in seinen Reden oft drollig genug an. Einst erzählte er, wie er in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen worden sei, und alsbald auch das heilige Sacrament mit dahin genommen habe. — „Ich merkte aber gleich", sagte er, „daß der Saufbold nicht in den letzten Zügen lag, sondern zu viel Züge Branntweins gethan hatte. Da ließ ich ihn denn auch ohne weiteres liegen, nahm unsern Herrgott und ging zum Teufel."

Einmal bekam er eine entsprechende Antwort von einem armen Manne, der sich mit roher Schnitzarbeit abgab, und den Bauern Cruzifixe schnitzte. Als er den Pfarrer um ein Almosen ansprach, versetzte dieser:

„Was? Meister Niklas, Ihr bettelt und habt doch

Euer ordentlich Geschäft. Macht Ihr denn keine Herrgötter mehr?"

„Gewiß mach' ich noch Herrgötter, Herr Pfarrer, aber kein Teufel kauft sie!" war die Antwort.

Doch kehren wir zur Fastenpredigt zurück!

Ich bin ungewiß darüber, war es der Sonntag Oculi, an dem ich zu besehen und besehen zu werden nach dem Dom ging, oder der vorhergegangene Sonntag Reminiscere, der mir fürs ganze Leben eine Reminiscenz anrichten sollte. An Ahnungen zu glauben bin ich nicht abgeneigt, und habe Vorausblicke des Traumes wirklich erlebt: damals aber schwieg jedes Vorgefühl einer verhängnißvollen Zukunft in der Brust des jungen Studenten, als ich mit den hüpfenden Schritten des neunzehnten Jahres nach dem mir bezeichneten Pfeiler der Kirche ging.

Hier, neben den überfüllten Bänken, stand zwischen Frauen und Mädchen in Bürgertracht nur ein Frauenzimmer, dem Anzuge nach von Stande — ziemlich hoch und schlank gewachsen, blühenden Aussehens, von kräftigen, angenehmen Gesichtsformen, Tituskopf nach damaliger Mode, die Augen groß, doch mehr unruhig, als ausdrucksvoll. — So hab' ich Franziska in der Erinnerung; denn damals nahm ich von den Menschen nur allgemeine Eindrücke auf, die ich mir nicht in ihre Bestandtheile zerlegte. Ein lächelnder Seitenblick bestätigte meine Vermuthung, daß sie es sei, und daß auch ich ihr beschrieben sein mußte.

Die Eigenheit der Männer ist bekannt, daß sie mit

zunehmenden Jahren ihr Wohlgefallen auf immer frischere weibliche Jugend richten und in ihrer Wahl oft weit hinter ihr Alter zurückgreifen; wogegen Jünglinge sich geschmeichelt fühlen, in Gunst und Zuneigung bei Mädchen und Frauen zu kommen, die älter als sie sind. Daher störte es mich durchaus nicht, daß Franziska mir wol sechs Jahre voraus sein mochte; obschon ich nicht sagen könnte, der erste Eindruck einer doch so vortheilhaft aussehenden Persönlichkeit habe mich besonders lebhaft eingenommen. Zerstreut und gedankenvoll unter der Predigt, blieb ich fortwährend — so zu sagen — im Gemeingefühl meiner Lebensumstände; was mich denn auch abhielt, in der Kirche und nach dem Amen des Predigers, im Gedränge des ausströmenden Volkes, mich Franziska zu nähern. Ich folgte ihr von fern im Zwielicht des frostigen Abends über den Domplatz in die Gasse am Thörle, bis sie noch einmal umblickend, das kleine Haus betrat, das mit niedern Stockwerken quer in die Tiefe eines Gartens gebaut stand.

Dies Haus am Scheidepunkt mehrer Gassen lag wie ausgestorben, so oft der gespannte Lyceist seitdem vorüberging, und einen ängstlichen Blick durch die halboffene Thür in eine dunkle Hausflur warf. Auch in der nächsten Fastenpredigt sah er sich vergebens nach Franziska um, und so hätte er sich vielleicht bald gewöhnt, ihrer als einer flüchtigen Erscheinung zu gedenken, wäre ihm nicht eines Nachmittags durch Sabine ein Wink nach dem Garten vor dem Peterthore zugekommen. Es läßt sich denken, daß er sich bestens zusammen nahm,

als er einer solchen ersten Einladung folgte. Er näherte sich von der Ziegelhütte her, wo er auf dem Umweg nach der Gartenthür sich erst umsehen konnte. Und als er wirklich beide Freundinnen, Veilchen suchend, am Abhang des Grasplatzes erblickte und selbst mit Freundlichkeit bemerkt wurde, gefiel er sich darin, statt mit Artigkeit um den Garten eilend durch die entfernte Thür einzutreten, sich lieber mit zwei Sätzen über den hohen Plankenzaun zu schwingen. — Er half nun Veilchen auflesen, just da, wo er es schon manches Jahr als Knabe gethan hatte; denn es war ja der Garten, aus dem der Oheim Velten das Gras bezog. — Die Unterhaltung dabei war nicht kostspielig, und als die freundlichen Mädchen vor dem Garten Abschied nahmen, fühlte sich der junge Freund ganz zufrieden mit seinen Auslagen.

Wie wir ihn nach seiner Herkunft und seiner bisherigen Entwicklung kennen, werden wir leicht die nächsten Eindrücke errathen, die er, vielleicht ohne Bedacht, von der neuen Bekanntschaft hatte. Er empfand zuerst, daß er Derjenigen gefiel, die ihm selbst durch ihre Erscheinung gefallen konnte. Daß sie von höherm Stande war, fiel leider! bei unserm Studenten und im damaligen Fulda nicht leicht genug ins Gewicht. Der dunkle Seidenstoff eines langen Kleides, das so leichte Falten um eine schlanke Gestalt warf und bei jeder Bewegung so flüsternd rauschte, verfehlte seines Eindrucks nicht: wie weit aber wäre der Neuling davon entfernt gewesen, die zarten Bewegungen, die edeln Aeußerungen eines gebildeten weiblichen Herzens zu vermissen! Der Fremd-

ling in der Gesellschaft, der mit seinem bescheidenen Aussehen zum ersten mal in zwei lächelnde Mädchenaugen fiel, war so froh und anspruchslos, daß ausgesprochene weibliche Gutmüthigkeit, die ihn auf Muth und Selbstvertrauen stellte — diese überhaupt im Leben zu hochgeschätzte Eigenschaft, ihm über Alles ging und in seinen Augen allen Mangel der Bildung aufwog, selbst — wenn ihm eben so entschiedene Unwissenheit und sogar unter Freundinnen auffällige Beschränktheit des Verstandes begegnet wäre. Und am Ende — wollen wir etwa von unserm Studenten so viel Weltkenntniß und so wenig Selbstliebe verlangen, um sich an dem Bedenken zu stoßen, wie doch in aller Welt ein weibliches Wesen von höherem Stand und Alter nur dazu käme, an einem so unbedeutenden Burschen Gefallen zu finden? Nein, er dachte nicht so weit, und wenn er sich in seiner besten Laune über etwas wunderte, so war es etwa darüber, daß er, mit soviel Angst dem Kloster entgangen, nun durch Franziska doch dahin gebracht war, eine Art von Franziskaner zu werden. Doch, dies Ordensbekenntniß durfte ja nicht laut werden, und er mochte wol im Stillen empfinden, daß ihm, einem Novizen des Lebens überhaupt, doch wol auch in der Liebe ein Noviziat gegönnt sein werde.

Von Franziska's Verhältnissen erfuhr ich damals nur das Allgemeinste, was die ganze Stadt wußte. Ihr Vater war unter der fürstbischöflichen Regierung ein sehr ausgezeichneter Anwalt gewesen, an eine sehr schöne Bürgerstochter verheirathet, deren Bildung und Verstand

jedoch nicht ergiebig genug waren für einen Mann von so lebhafter Begabung, heißem Temperament und genialer Ungebundenheit. Gegen letztere hatte die geistliche Behörde Einiges zu erinnern gefunden, was unsern Anwalt bewog, mit einer lebhaften und anmuthigen Freundin Fulda zu verlassen und seinen Aufenthalt im Hessischen zu nehmen, wo man ihm bedeutende Processe zu führen anvertraute. Von fünf Söhnen, die sich hauptsächlich zum Vater hielten, nahmen einige militärische Dienste, der älteste in den Niederlanden, einige studirten die Rechte. Unter dem Prinzen von Oranien ward der Vater zurückberufen, und als Staatsprocurator und Fiscal mit dem Titel eines Regierungsrathes bestellt. Von Franziska's Geschwistern kannte ich dem Ansehen nach nur den einen Bruder, der sich denn auch, als Secretär beim Geheimraths-Colleg angestellt, durch feine gesellschaftliche Bildung, Gewandtheit im Geschäft und im Leben, sowie durch seine liebenswürdige und geschmackvolle Erscheinung unter den jungen Männern von damals sehr hervorthat. Von den drei Töchtern, die um die geistesschwache und körperlich gelähmte Mutter geblieben waren, hatte sich die älteste, durch lebhaften Hausverstand ausgezeichnet, an den Förster im fürstlichen Thiergarten, einige Stunden von Fulda, verheirathet; die jüngste, als sehr anmuthig und liebenswürdig im Andenken ihrer Freundinnen, war früh gestorben, und Franziska allein zur Pflege der Mutter zurückgeblieben.

Diese Pflege bei zunehmender Kränklichkeit hielt die

Tochter von öfteren und längeren Ausgängen ab. Dadurch war unser Lyceist auf das Glück beschränkt, desto öfter auf Gerathewohl am kleinen Hause vorüberzugehen. Zuweilen traf er's denn auch, und konnte auf flüchtige Augenblicke in die Hausflur treten, manchmal nur um einen Spaziergang vor das stillste Stadtthor zu verabreden; denn die schönste Frühlingszeit war eingetreten. Da nun aber bei dem Zustande der Mutter Tag und Stunde eines solchen Ausgangs sich nie ganz zuverlässig vorausbestimmen ließ: so nahm Franziska, wenn es einmal anging, den Weg an unserm Hause vorüber, und ich stahl mich ihr über eine Weile durch das Petersthor nach. Indem sie aber niemals unterlassen konnte, nach unsern Fenstern zu blicken und mit verlegener Kopfbewegung zu lächeln: so kam die still beobachtende Mutter des fortschleichenden Studenten, indem es ihr nicht an heimlicher Schlauheit fehlte, sehr bald hinter die Schliche. Sie raffte sich auf, folgte dem unklugen Paare und bestätigte sich durch ihr gutes Auge in ihrer Vermuthung.

Ich weiß nicht, was sie davon dachte, denn sie war sehr schweigsam und innerlich lebend: aber sie nahm es gelassen auf. Vielleicht, daß sie mit ihrer ängstlichen Seele das Ungehörige um des Ungefährlichen willen weniger beunruhigend empfand. Oder, da ihr nun das Kloster aus dem Gesicht gerückt war, erblickte sie vielleicht auch aus ihrer engen Existenz hinter dem durch stille Felder wandelnden Paar einen verschlungenen Pfad in die Zukunft ihres Sohnes, wie ja unter der noch unvergessenen geistlichen Regierung manch' ein Sohn

dürftiger Eltern seinen Weg durch ein angesehenes Haus gemacht hatte. Die veränderte Lage der Dinge, die Einflußlosigkeit der betreffenden Familie fielen natürlich über ihren Horizont hinaus.

Eines Tags machte sich die blonde Sabine den Spaß, Franziska mit an das Haus zu nehmen, um sich den Gartenschlüssel zu erbitten, den Oheim Velten als Pachter des Grases im Gebrauch hatte. Seitdem ging Franziska nie vorüber, ohne zu grüßen. Ja sie trat auf freundliche Erwiderung ans Fenster und ließ sich in die Stube einladen. Wie sie sich unter dem Balkendurchzug ein wenig bücken mußte, nahm es sich in den Augen der Insassen gar bedeutsam aus und ward ihr als anmuthige Herablassung angerechnet.

Das freundliche, gutmüthige Wort, besonders wenn es in der Unterhaltung für Alles ein eifrig beistimmendes Ja hat, gewinnt immer die Herzen solcher Leute, die darin nur ihre eigene Geltung empfinden, und denen erst im Thun und Lassen Anderer ein Maß der Verstandeskräfte gegeben wird. Die Angehörigen des jungen Studenten waren ganz eingenommen von der „Fränz“; nur seine Mutter lächelte manchmal zu einer Aeußerung derselben, sprach aber desto eifriger von dem Vorzug eines guten Herzens.

Bald sah sich Franziska durch die zunehmende Kränklichkeit ihrer Mutter mehr ins Haus gebannt, und es war ihr daher ganz recht, daß die obern Zimmer des kleinen Hauses miethfrei wurden, weil sie ihren jungen Freund, statt der Spaziergänge, zuweilen in einem der

Zimmer empfangen, und dabei die Mutter in Obhut behalten konnte. Eine Freundin ihres Alters war dann öfter anwesend, eine lustige, etwas unheimliche Person, Tochter eines ziemlich anrüchigen Vaters, der neben seiner Kanzleifeder ein wenig in die Porträtmalerei mit Pastell- und Wasserfarben pfuschte. Sie selbst sang bekannte Lieder nach dem Gehör, um nicht zu sagen — aus der Faust. Pfiffig und etwas verschlagen, konnte sie es nicht lassen, Franziska in ihren kleinen Unbeholfenheiten gelegentlich bloszustellen; wodurch sie aber, statt ihren eigenen etwas malitiösen Verstand geltend zu machen, nur die schutzbedürftige Gutmüthigkeit ihrer Freundin hervorhob. Sie hieß Eleonore.

Zu dieser Theilnahme ergab sich bald noch eine andere Belebung des Verhältnisses, dem es doch — genau besehen — bisher an innerem Schwung gefehlt hatte. Sabine kam nämlich sehr selten, und nie wenn der junge Freund anwesend war, aus der Nachbarschaft herüber. Sie schien bedenklich geworden über Das, was sie doch selbst angerichtet hatte, als es unter den Nachbarinnen bemerkt und besprochen zu werden anfing. In der That, während unser Paar seinen Umgang noch als ein reizendes Geheimniß pflegte, war es bereits der Gegenstand des nachbarlichen Kopfschüttelns geworden. Bei den verlängerten Tagen und milden Abenden des Frühlings waren gewöhnlich die Fenster und Thüren jener sich verzweigenden schmalen Gassen besetzt, wenn der junge Freund von einer oder der andern Seite her erschien, und statt unbeachtet ins Haus zu treten, wie

er lange geglaubt, sich von gespannten, lächelnden, einander zuwinkenden Augen begegnet und begleitet finden mußte.

Sollte man es nun von einem sonst so ängstlichen und weltblöden Gesellen erwartet haben, daß er sich dadurch nicht abschrecken ließ, sondern nur mit desto barscherem Schritt und Blick seinen Weg machte, und den Trotz als Trumpf ausspielte? Wirklich glaubte er mit studentischer Ungeberde sich ehrenhafter zu behaupten und verrieth, daß er doch in Begriffen noch jünger als an Jahren war. Wie wäre es ihm da zu Statten gekommen, wenn wenigstens Franziska von richtigerem Gefühl und Urtheil geleitet worden wäre! Statt dessen hatten Beide nur die dunkle Befriedigung, für ihr Verhältniß, dem immer noch der innerlich belebende Herzschlag der Liebe ausblieb, nun wenigstens eine äußerlich zusammenhaltende, etwas rauhe Schale gewonnen zu haben. Da konnte es, wenn auch nicht in ihren Augen, für ein Glück gelten, daß bald auch äußere Ereignisse sich einfanden, und die einander Bethörenden vom nahen Abwege socialer Verwilderung ablenkten.

Den Brüdern Franziska's mochte das öffentliche Geheimniß der Schwester doch früh genug zu Ohren gekommen sein. Ohne Zweifel erfolgten zuerst auch Warnungen an sie, die von ihr unbeachtet und dem jungen Freunde vorenthalten blieben. Dennoch wurde der Umgang dadurch unterbrochen, daß Franziska's Mutter, und nach längerem Leiden auch des Vaters Freundin starben. Nun entschloß sich der Vater, sein kleines Haus zu bezie-

hen, das, mit Stallung und Scheuer im Hintergrunde des Gärtchens versehen, den verlassenen Mann durch die Beschäftigung mit einigem Feldbau neben seinen Actenarbeiten zu zerstreuen versprach. Eben hatte Franziska die Haushaltung des Vaters übernommen, als sie den jungen Freund, mit dem sie inzwischen freilich wieder zusammengekommen war, mit der Nachricht überraschte, sie sei auf den Sommer nach dem Thiergarten verwiesen, und dort in der einsamen Försterwohnung unter die Aufsicht ihrer verheiratheten Schwester gestellt.

So hatte die bedächtige Familie ein durchaus haltloses Verhältniß auf die einfachste Weise gelöst, und beruhigte sich bei der verständigsten Vorkehrung, die in ihrer Lage zu nehmen war. Was wollte sie mehr? Das Undenkbare zu berechnen waren ihr keine Ziffern gegeben.

Unserm unbedachten Lyceisten kam es zu gut, daß die Fabel, mit der sich die Nachbarschaft am Thörle beschäftigt hatte, abgebrochen war, ehe sie das Lyceum und die Conferenz der Lehrer erreichte, worin demnächst sein letztes Schulzeugniß ausgefertigt werden sollte. Dies hätte sonst schwerlich auf „bewährte“ Sitten — freilich bei nur „hinlänglichem Fleiß!“ — gelautet. Vorerst war die kleine Geschichte vergessen. Die kriegerische Zeit, das schwebende Loos des Landes und die bedrohlichen Weltbewegungen des Jahres 1809 hatten die Gemüther auch unserer fuldaischen Kleinstädter mit Sorgen und Absichten anderer Art eingenommen.

Aussichten.

Es ist merkwürdig, wie lebhaft die Jugend, bestimmt, sich nach allen Seiten in das heitere, öffentliche Leben zu entwickeln, doch gerade in der Zeit, da dieser Trieb am mächtigsten wirkt, sich zu geheimen Verbindungen und Bestrebungen geneigt und verlockt findet. Sie scheint demselben Gesetz unterworfen, nach welchem die Pflanze in dem Maß, als sie sich nach dem Licht entfaltet, ihr Wurzelwerk in die Tiefe des Bodens treibt.

Um dieselbe Zeit, als unser junger Freund seinem unbedachten Herzensgeheimniß nachging, hatten etliche seiner begabtern Gefährten sich zu geheimen Zusammenkünften verbunden. Auch sie waren auf ihrem Glaubensweg auf religiöse Zweifel gestoßen, hatten verwegene Gedanken aufgehoben und suchten sich nun darüber ins Klare und auf eine beruhigende Verständigung zu setzen. Eine feierliche Zusage gab dem Einverständniß eine gewisse Bedeutung und ein Todtenkopf, den Einer der

Verbrüderten aus der Anatomie auf den Tisch brachte, lieh den abendlichen Versammlungen einen Schimmer und Schauer des Transscendenten oder ins Jenseits Greifenden.

Nun hegten diese Verbündeten zu ihrem Gefährten, seines ausgekommenen Herzensgeheimnisses ungeachtet, das Vertrauen, ihn zu ihrem Geheimniß einzuladen. Er nahm diese Aufforderung mit Lebhaftigkeit an und erwies sich alsbald auch dadurch theilnehmend und thätig, daß er für diese Verschwiegenen den schon früher erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und, wenn ich nicht irre, gegen die dogmatische Hölle überhaupt schrieb und in ihrem Archiv niederlegte.

Heut lächeln wir wol über so winzige Heimlichkeiten. Damals aber leuchtete noch der alte Fürstbischof am Abendhimmel Fuldas; sodaß unsere kleinen religiösen Zweifel sehr große ketzerische Schatten vor uns her geworfen hätten.

Indem wir aber mit solchen ernsten und verschlossenen Mienen dennoch, unsern Jahren gemäß, ziemlich in den Tag hinein lebten, blieb auch unser Freund ohne die flüchtigste Ahnung darüber, daß aus einem gar düster aussehenden Bunde strebender Genossen gerade die schwungvollsten Jahre der Jugend und der spätere Ausflug seiner schriftstellerischen Federn hervorgehen, hinter jenem leichtfertig abgekarteten, mit flüchtigen Marken geführten Spiele des Herzens aber der rauhe Weg seiner Charakterentwickelung anheben sollte.

Stimmte es indeß wenig zu dem Sinn und den

runden Wangen unseres Alters, uns lang und anhaltend in Betrachtungen zu verlieren, die einen öden Schädel zum Wahrzeichen hatten: so war es auch noch ein gar lustiges Haus, worin wir uns versammelten. Die Witwe eines Arztes, Stiefmutter unseres anatomischen Freundes und zweier herangewachsenen Schwestern, eine gescheite und aus der Prälatenzeit weltkundige Frau, sah gern die jungen Freunde und Freundinnen ihrer Stiefkinder um sich und zog sie heran. Ihre jüngere Schwester fesselte einen Kanzlisten, den wir noch zu unserer Genossenschaft zählten, und die Witwe selbst war noch jugendlich genug für artige Aufmerksamkeiten, ja für stille Huldigung gestimmt. Dabei besaß sie aber Verstand und gesellschaftliche Bildung von der Art, daß sie die Lustigkeit gemischter Jugend, die sie anregte und unterhielt, nie die Schranken der Schicklichkeit und des Anstandes überschreiten ließ. Allzuenge freilich waren diese Schranken im damaligen Fulda und in jener kriegerischen Zeit nicht gesteckt. Man fühlte sich ja unter der Fremdherrschaft im öffentlichen Leben so vielfach gezwängt, daß man in vertrauten Kreisen der Familie schlechterdings auch einmal ein paar Burzelbäume schlagen mußte. Hatte nun unsere heitere Wirthin in ernster Unterhaltung die Gesichtspunkte für die Neuigkeiten des Tages und die Kritik für die Ereignisse der Gesellschaft gegeben: so ließ sie es dann auch nicht an guten Anschlägen zu Spiel und Spaß fehlen und besonders war dem Pfänderspiel ein weiter Spielraum gegönnt. Selbst Kirchengebräuche wurden zu diesem

Spiel säcularisirt, vielleicht als Ergebniß unserer von der Schädelstätte mitgebrachten Aufklärung. Wenn z. B. Einer sein Pfand durch eine Beichte lösen mußte, eilte er ins anstoßende Gemach, bekannte sich durch die schmal geöffnete Thür als Sünder und rief einen Pater mit Namen zu seinem Beichtiger. Dieser war begreiflicherweise stets vom andern Geschlechte des Sünders. Auch das schöne Geschlecht übt ja gern die Macht zu binden und zu lösen. Aber nicht genug, daß der Sünder oder die Sünderin von gütigen Lippen absolvirt zurückkam: nein, hinter ihnen bekannte sich der Beichtiger selbst mit kläglicher Stimme als sündenfällig, der auch wieder eines Paters bedurfte. So ging's durch die ganze Klerisei der lustigen Gesellschaft und die Kraft der Sündenvergebung pflanzte sich, wie manche andere Sympathien, nur abwechselnd auf Personen des andern Geschlechts fort.

Indem nun auf diese Weise unserm mysteriösen Todtenkopf ein Schnippchen ums andere geschlagen wurde, verfielen wir, wie wir doch einmal verbunden waren, auf andere gemeinsame Unternehmungen und Versuche. Zu diesen gehörten Declamationsübungen und Darstellung einzelner dramatischer Scenen. Wir hatten seit kurzem Bekanntschaft mit den Schiller'schen Dichtungen gemacht. „Die Jungfrau von Orleans" regte uns auf und wir debütirten mit der Sterbescene Talbot's. Viel Umstände brauchten wir nicht; einige Rosenstöcke genügten uns zu Talbot's Worten:

„Hier unter diesen Bäumen setzt mich nieder!"

Die feierlichen Worte der Resignation und der atomistischen Weltansicht aus dem Munde des englischen Feldherrn sprachen uns lebhaft an, und führten — möchte ich sagen — unsere unfruchtbaren religiösen Zweifel zu positiven Kunstversuchen hinüber. Denn wirklich waren es die unbeachteten Anfänge eines großartigen Gesellschaftstheaters, das nachmals Bedeutendes leistete und für Fulda im Wechsel guter und schlimmer Ereignisse einen Mittelpunkt der Geselligkeit, einen „Verein der Musenfreunde" zur Erholung und Erhebung bildete.

Denn bald gingen wir von diesen Declamationsübungen zur Darstellung größerer Scenen in Verkleidung und hinter Tapetenwänden über, wozu uns die Frau Professorin eine hintere längliche Stube einräumte. Ich erinnere mich, daß ich — wie ich denn das Pfaffenthum noch lange nicht los werden sollte — zuerst den Erzbischof von Rheims darzustellen hatte. Ein schwarzes Kleid der Hausfrau war mir unter die Arme gebunden, damit es als Talar auf die Füße falle; ein passender Kragen häkelte sich mir über die Schulter und ein Kreuz von böhmischen Steinen hing auf der Brust. Unser Komiker war als Souffleur zwischen die coulissenartig herabhangenden Tapetenstreife gesetzt und konnte es nicht lassen, mir — wie ich mit gefalteten Händen ihm zunächst stand — zuzuflüstern: „Erzbischof, putz' einmal das Licht!" Es erregte, als ich es mit aller bischöflichen Würde wirklich that, ein störendes Gelächter; denn Jung und Alt unserer sonntägigen Zusammenkünfte bildete unser Parterre.

Wir versuchten es nun mit ganzen Stücken und fanden Beifall. Durch mitgebrachte Freunde vermehrten sich unsere Zuschauer, wie sich unsere Wagnisse erweiterten, und ehe wir uns dessen versahen, war für beide das Zimmer zu enge. Denn auch unser leistendes Personal hatte sich vermehrt. Dieser und jener junge Freund und mancher ältere Mann drängte sich zu und überraschte mit Geschicklichkeit für verschiedene Rollen. Ich habe schon früher an die Erscheinung erinnert, daß im Frühling bestimmte Insekten nicht eher auskriechen, als das junge Laub erscheint, von welchem sie sich ernähren. Auf ähnliche merkwürdige Weise treffen im gesellschaftlichen Leben der Menschen gar oft gewisse geistige Bedürfnisse und Entwickelungen mit den Talenten zusammen, die für dieselben berufen sind. Ja selbst im öffentlichen Leben zeigt sich diese Erscheinung. Wie fand die französische Revolution für ihre Eroberungszüge eine ganze Schar gleichzeitiger militärischer Talente! Und in unserm herrlichen Frühliug von 1848, krochen da nicht mit den Ausschlägen unserer speculativen Staatsweisheit die unseligen Professoren aus, deren Futter sie war und die leider auch alle fröhlichen Triebe unserer nationalen Hoffnung mit zernagten und beschmissen?

Unser Dilettantismus konnte an die Anfänge des deutschen Theaters erinnern, das ebenwol klein und unscheinbar anhob, als Karoline Neuber unter der Dictatur der Gottsched'schen langen Lockenperrücke ihre Bühne eröffnete, und Thalia, mit Minerva's Helm und Spieß gerüstet, den legitimen Hanswurst enttrohnte, ein An-

fang, der nach wenig Jahrzehenden eine hohe Wichtigkeit gewann und die besten Köpfe der Nation beschäftigte.

Wir mußten uns also nach einem geräumigern Local umthun.

Doch, meine Erinnerungen eilen nach dieser Seite zu weit voraus. Die freundschaftlichen Versuche und Bestrebungen, von denen hier die Rede ist, fallen ohnehin nach unserm Austritt aus dem Lyceum zwischen jene Scheidewege meiner Zukunft, von denen ich noch einmal in den letzten Schuljahrgang zurückgekehrt bin, um meine Begegnung mit Franziska zu erzählen.

Von ihr aus dem Thiergarten erhielt ich in den ersten Wochen nur Grüße und mündliche Nachrichten durch eine Bauersfrau bestellt, die von der Familie des Försters zu Botengängen für Einkäufe und dergleichen in die Stadt gebraucht wurde. Durch sie, der es an einer gewissen Pfiffigkeit der Armuth nicht fehlte, wären auch Briefe recht gut hin- und hergegangen. Allein Schriftliches war zwischen uns noch nicht gewechselt worden. Es hatte von beiden Seiten an Aufforderung dazu gefehlt. Irre ich in meiner Erinnerung nicht: so lag damals weit mehr Ueberschwängliches in meiner Vorstellung von Liebesbriefen, als in der Empfindung, solche an Franziska zu schreiben. Vorsicht und Klugheit hätte mich damals nicht leicht von etwas der Art abgehalten; allein wenn ich mit meiner eigenen Feder bescheiden sein konnte, so war ich gegen jene, die Franziska hätte führen müssen, discret.

Gegen Ende Juni, da sich die Feiertage Johannis und Peter's und Paul's mit einem Sonntage zu einer festlichen Woche zusammendrängten, erhielt ich durch jene Bäuerin die Einladung, Franziska im Thiergarten zu besuchen. Ihre Schwester und der Schwager gingen auf ein paar Tage nach der Stadt, lautete die Bestellung, ich möchte doch ja kommen; wir hätten uns so lange nicht gesehen und sie mir Manches mitzutheilen. Die Bestellerin machte mir's noch dringender und es wäre ja auch gar so schön im Thiergarten.

Ich sagte zu.

Und allerdings lag der Wildpark wie eine Fabel in meiner Erinnerung. Aus der Knabenzeit gedachle mir das Rasseln der Hofwagen, in denen Sommers, wenn der Fürstbischof eine heiße Woche im Schlößchen jenes Parks zubrachte, die adlige Gesellschaft Morgens an unserm Hause vorüber durch das Petersthor hinausfuhr und gegen Mitternacht wieder zurückkehrte. Dann stand mir vor, wie ich auf mehren Kirchweihen zu Hofbieber, von den Basen nach dem Schloß Bieberstein geführt, von diesem erhabenen Söller aus das von einer Mauer weit umfaßte Waldgebiet überschaut hatte. Das letztemal war denn auch das Dorf voll von einer Wilddiebsgeschichte gewesen. Verwegene Wilderer überstiegen jede Mondscheinnacht die Mauer und machten gute Beute unter dem gehegten Wild. Der junge, muthige, von Pflicht und Ehre getriebene Förster hatte eines Nachts auflauernd die Stelle entdeckt, wo sie überstiegen, war

ihnen nach dem Außenwäldchen, wo sie eben ein erlegtes Thier aufbrachen, gefolgt und hatte im Zusammenstoß mit dem Verwegensten derselben glücklicherweise den ersten Schuß gewonnen, sodaß er der mörderischen Ladung des Wilddiebes entgangen war.

So wandelte ich denn in der Frühe des heitern Festtages über den Petersberg hinweg. Wie prachtvoll erhob sich vor mir der Höhenzug des Gebirges, leicht von Morgenduft umsponnen! Vogelschlag in allen Büschen und Lüften. Und schon duftete mir jenseit des Dorfes Margretenhaun der Wald entgegen und ich schritt zwischen Laubgehölz und wogender Saat leichten Schrittes, leichten Sinnes dahin, als in dieser feierlichen Stille, vom Westwinde getragen, die ersten dumpfen Schläge der Hosannaglocke des Doms mich erreichten. Ich erschrak ordentlich vor diesem Nachruf in die waldige Einsamkeit, blieb stehen und schwankte umzukehren. Hinter mir die festlich bewegte Stadt, vor mir die Fabeln des traulichen Wildparks; dort der feierliche Klang, mir entgegen der würzige Waldgeruch: wie zog mich das hin, wie zog es mich heim! Es läutete fort in gelassenen Schlägen, und eine Wehmuth überkam mich. Ich dachte jener Stunde, da ich die Glocke hatte ziehen helfen und eine Ahnung der Gefahr mich zurückgehalten hatte, am gefaßten Strang empor zu fliegen.

Aber meiner Angst trat die gegebene Zusage entgegen und bestritten einander.

Und endlich, da verstummte die Glocke und da stieg dicht vor mir aus der Saat eine jubelnde Lerche auf, und — da wendete ich mich vorwärts und ging rasch, rasch in den Wald hinein.

Im Thiergarten.

Der Wald, in seiner Feiertagsstille mehr durch sein Ziel als durch die einsamen Pfade bänglich für den jungen Wanderer, streckte sich bis an jenes Wildgehege, dessen Mauer, damals noch ziemlich erhalten, andere Waldreviere mit Bergkuppen und Wiesengründen in weitem Bezirk umfaßte. Schöne Buchenwälder und besonders auch für den Botaniker lockende Vegetation! Von dort hatte die Waldflora unserm Professor Heller für seine botanischen Vorträge die interessantesten Pflanzen geliefert. Reichlich findet dort der Apotheker die Arnica und den Baldrian. Manche Pflanzen, die eigentlich den Alpen eingebürgert sind, haben sich auf jenen fuldaer Bergen ohne Heimweh angesiedelt. Seltnere Orchideen, Saxifrageen, Sinnpflanzen gefallen sich in dieser Einsamkeit. Wie heißt doch das Pflänzchen, dessen Blüte mit dem Aussehen einer Mücke am Stengel sitzt? Auch Frauenschuh, Cypripedium calceolus, überrascht den

Liebhaber, der von einer Fee träumt, die hier flüchtig ihr grünlich gelbes Pantöffelchen an einem spannenhohen Stengel zwischen breiten Blättern abgestreift und verloren habe.

Ein Thor mit einer Pförtnerwohnung bezeichnet die Einfahrt von der Residenz her. Ein gepflasterter, heut ganz verfallener Weg, führte nach einem alten Waldschlößchen mit gegenüber gelegenem Neubau für Stallung und Wagenschuppen. Hier hatten seine hochfürstlichen Gnaden während Sommeraufenthalts zuweilen gekegelt, und der aufstellende Lakai die Würfe mit dem Ruf verkündigt: „Fünf" oder „sieben gnädige!" Denn die hochwürdigen Herren machten sich solche Motion gern nach Tische, wo ihnen der Johannisberger und der Salecker, die damals noch in den fuldaer Hofkeller flossen, vor den Augen flimmerten. — Von da lief der Weg nach einem Seitenthore, durch welches dieser fürstliche Sommeraufenthalt mit dem Schlosse Bieberstein in Verbindung stand, das jenseit einer verschlungenen Bergwiese von seinem jähen Felsenkegel hoch herab sieht.

Vom ersten Eingange windet sich ein Fußpfad durch das Buschwerk nach der Försterwohnung. Das Haus, zwischen einem länglichen Stallbau und einem Hausgarten zurück tretend, sah mit breiter Vorderseite dem Ankommenden entgegen. Dieser hatte aber kaum den Hofraum vor demselben betreten, als ihm Franziska bis an den Brunnen entgegen eilte und ihn mit leidenschaftlichem Wiedersehen empfing. Sie war stärker geworden und sah sonnengebräunt aus. Ihre Bewegungen hatten

etwas Verwildertes, ihr Benehmen athmete Waldungebundenheit. Man lebt nicht ungestraft unter Palmen, sagt man — wieviel weniger in einem einsamen Wildparke!

Fränz gab sich aufgeregter in ihren Reden; ihr Thun und Lassen war nicht ohne Hast und Unruhe, die doch mehr einem erwarteten, als einem überraschenden Gaste zu gelten schienen. Durch dies Alles von außen wie von innen befremdet und von neugierigem Gesinde mit lächelnden Blicken begafft, fand sich der junge Ankömmling einigermaßen verschüchtert oder unbehaglich. Die Situation war ihm zu neu und ungewohnt; er fühlte sich darin wie in einem Gewande, das ihm nicht angemessen saß und überall zu weit war. Er hätte sich doch immer noch ein wenig als den guten Studenten Pfister's erkennen dürfen, der zwar über die zwei Wege des heiligen Aloysius hinaus nach neuen Seitenpfaden schielte, doch bis jetzt mit den derben Sohlen seiner Herkunft, die er noch trug, nur auf dem Pflaster jener beiden Gänge fest und sicher, wenn auch etwas schwerfällig auftrat.

Doch ein gedeckter Tisch, eine ländliche Bewirthung machen junge Fußwanderer bald einheimisch. Wein und Waldesduft schließen leicht Brüderschaft mit einem muntern Blut, und helfen ihm die Philisterschaft ängstlicher Reflexionen vertreiben. In dem heitern Gastzimmer des obern Stockwerkes, wo der Kaffee aufgetragen wurde, auf das Sopha hingestreckt und von der ab- und zugehenden Wirthin gepflegt, fing der junge Gast an sich

zu fühlen. Von den Dienstboten, die sich zerstreuten, vernahm er nur noch den einsamen Gesang einer Magd. Bald verstummte auch diese helle Stimme; der Mittag ward heißer; die Sonnenstrahlen selbst suchten durch die hohen Laubkronen die Schatten breiter Buchenäste. Eine unendliche Stille ruhte auf der Heimlichkeit der Wälder, deren Wipfel sich im Mittagsschlummer wiegten, aus deren heimlicher Tiefe nur dann und wann ein wilder Vogel schrie, oder ein zutrauliches Reh zur Wiesenquelle hervorkam.

In welch bedenklicher Lage sich der junge, unerfahrene Gast befand, läßt sich nicht verbergen. Welches Mutterherz hätte ihrem zwanzigjährigen Sohn in solcher Zweisiedelei zulächeln mögen? Betrachten wir flüchtig den Menschen, der in der einen Wagschale der Situation lag, um einen Ueberschlag Dessen zu machen, was in die andere fallen mußte, um ihn aufzuwägen.

Wie wir den heitern aber nicht unschüchternen Burschen bis daher begleitet, und mehr träumerisch als vordringlich gefunden haben, scheint sein Naturel, wenn auch nach den Trieben gezogen, die in diesem Alter heftig hervortreten, doch nicht so ungestüm gewesen zu sein, daß es allzuleicht über die von ängstlicher Zucht und frommer Gewöhnung genährten sittlichen Gefühle hinausgestürzt wäre. Ueberdies hatte in allerengster aber geordneter Häuslichkeit schon der Knabe sich im Entsagen geübt. Die tägliche Abwägung der Familie in Demjenigen, was man vermöge und nicht vermöge, was Ihresgleichen zustehe und nicht zustehe, hatte in dem

Jüngling für sein Thun und Lassen eine Vordringlichkeit der Reflexion über jedes unmittelbare Verlangen hervorgerufen — ein Ueberlegen, das denn auch dem moralischen Prüfen Dessen nicht fremd blieb, was man dürfe und nicht dürfe, was wol auch einmal hingehen, und was nie ohne Folgen bleiben möchte, und wie den bürgerlichen Bedürfnissen hatte er sich gewöhnt, auch den sittlichen Antrieben etwas abzuzwacken. Zuletzt, aber gewiß nicht zu geringst, hatte sich in Velten's Wohnung eine unter so engen und armen Verhältnissen wundersam durchgeführte äußerliche und sittliche Reinlichkeit des Hinlebens, die besonders von der Mutter ausging, in der ersten Jugend unseres Studenten zu einer fast jüngferlichen Verschämtheit ausgebildet, die ja bekanntlich bei dem einen wie beim andern Geschlecht, gar oft noch hütend und abwehrend zurückbleibt, wenn bereits alle schützenden Mächte der Seele von der dämonischen Macht des Naturels mit fortgerissen sind.

Bei alle Dem aber stand der Bursche in seinem zwanzigsten Jahre — unbefangen und vertrauend von Seele, lebhaft empfindend, herzlich getrieben, heitern Sinnes und gesunder Pulse, zagend und wagend je nachdem.

Mehr läßt sich nicht aussprechen. Auch würde der Leser dem unsichern Secirmesser nicht weiter in die psychologische Anatomie jener längst verblichenen und nur in der Erinnerung hermetisch bewahrten Empfindungen folgen mögen. Der junge Gast aber, als er gegen Abend innerlichst verstimmt, unruhig und mit seinem

Tag unzufrieden das Försterhaus verließ, folgte ihm doch keine Ahnung, daß ihm aus jenem Waldrevier ins „Herbarium vivum“ seines Lebens — ein „Frauenschuh“ beschieden wäre, wo er lieber eine „Mimosa pudica“, das „Noli me tangere“ hätte finden sollen.

Wie eine schweigsam hütende Mutter ihr unachtsames Kind, nahm die frisch duftende Waldung den zerstreuten jungen Wanderer in ihre wohlthuenden, leise beruhigenden Arme auf. Die spielenden Sonnenstreife, die letzten schreienden Vögel, die fernher tönenden Ave Maria-Glocken versteckter Dörfer konnten ihn dem unruhigen Nachbrüten und dem ängstlichen Vorwurf, den er sich zu machen hatte, lange nicht entreißen. Das Geschehene, das Gewagte wäre am Ende wol hinter seinem raschen Schritt ermüdet; aber die Besorgniß, ob die Zukunft keinen Anspruch daran knüpfen könne, flog ihm länger wie eine brummende Bremse nach. Er hatte sich auf ein geheimnißvolles Gebiet der Natur und der Sitte verirrt: wie hätte das Räthsel — welchen Mächten des Lebens er verfallen sein könnte, ein so junges, unkundiges, rathloses Herz nicht auf das peinlichste ängstigen sollen?

Wie aber dies, doch auch wieder lebensfrische, jugendpralle Herz nach und nach wieder leichten Muth und Hoffnung faßte, löste sich die verzagende Wirrniß, wie der Wald sich lichtete. Aufathmend ließ der junge Wanderer seine gewiß nur grundlose Bekümmerniß wie seinen abendlichen Schatten weit hinter sich. Und nicht lang, so stand es — wenn auch eben nicht in voller

Ueberlegung, doch in seiner Empfindung fest, daß sein Verhältniß zu Franziska gelöst sei, daß es hinter dem Walde, wie der Wald hinter ihm liege.

Es gibt allerdings Herzensverbindungen, die nicht ohne nachschmerzende Wunde für lang oder fürs Leben gebrochen werden, aber auch solche, deren Lösung den Mann in das Wohlgefühl der nun bewußteren Freiheit setzt. So gab ich mich jetzt mit weniger zerstreutem Gemüthe den Vorträgen besonders über Experimentalphysik, aus der Kirchengeschichte der Periode vor Arian, den schriftlichen Ausarbeitungen und den Lectionen aus der praktischen Philosophie hin. In diesen hatte Professor Schell, den ich vor allen Andern hoch hielt, an mir einen besonders aufmerksamen Zuhörer, ohne daß er die Lebensverwirrung ahnte, die seinen Vorträgen meine interessirteste Theilnahme einfädelte. Er behandelte nämlich den Menschen in seinen Verhältnissen zur Welt, als seinem Wirkungskreise, und kam eben, nachdem er die Beziehungen desselben zur Natur entwickelt hatte, zur Betrachtung Dessen, was der Mensch zu thun und zu lassen habe in Ansehung seines Nebenmenschen; da denn die Artikel von der Liebe und Ehe, von der Erziehung und Bildung des Menschen und vom Staate abgehandelt wurden.

Wenn nun auch jüngst Erlebtes mich lebhafter als die übrigen Schüler zur Aufmerksamkeit für solche scharf entwickelte Wahrheiten hintrieb: so kam mir dabei doch keineswegs in den Sinn, daß mein Lebenspfad so bald in ihr Bereich einbiegen, ihre Vorschriften mir zur Abwägung neuer Lebenspflichten dienen sollten. Da erschien aber, noch ehe ich die Früchte meiner Aufmerksamkeit auf den Markt der öffentlichen Schulprüfungen bringen konnte, Franziska in der Stadt. Sie nahm ihre Einkehr bei jener Freundin, die ich früher in ihrer Wohnung kennen gelernt hatte, deren keckes und etwas durchtriebenes Wesen mir aber stets abstoßend geblieben war. Dorthin ließ mich Franziska rufen und theilte mir unter Erinnerung an meinen Besuch ihre Besorgniß mit. — —

Dies war nun freilich eine Nachricht, vor der ein junger Mensch vom Lebensmaß eines Lyceisten neben dem Erlernten auch seine Fassung prüfen konnte.

Nicht weniger fatal erschien es, daß Franziska sich bereits auch ihrer Freundin entdeckt hatte. Denn jene Besorgniß konnte noch viel eher voreilig sein, als daß von dieser Eleonore die zugesagte Vorsicht und freundschaftliche Verschwiegenheit zu erwarten war. In der That mochte nur von ihr, der ein verschlagener Verstand und lüsterner Sinn aus den Augen sah, das nun bald sich verbreitende Gerücht von dieser auffälligen Neuigkeit — und wer weiß in welcher Entstellung oder Misdeutung — ausgekommen sein. Aber so sehr war man damals von den großen Bewegungen des Jahres — vom Erzherzog Karl und dem Sandwirth Hofer,

von der Schlacht bei Wagram und am Berg Isel, von Durchmärschen und Einquartierung eingenommen, daß jene Klätscherei nicht eher ins Lyceum drang, bis hinter den öffentlichen Prüfungen und meiner früher erwähnten Abschiedsrede her mir das Schulzeugniß — „bewährter Sitten", vom Studiendirector unterm 9. Sept. ausgefertigt und besiegelt in den Händen lag.

Welche verschiedenen Lebenswege in die Zukunft ich damals prüfte und versuchte, ist erzählt worden. Alles versagte, bis auf die Schreibstubenfeder des Advocaten Koch, die mir winkte. Ich hatte sie ohne weitere Betrachtung angenommen; wie ich denn erst spät im Leben, nach wiederholten Fällen, der wundersamen Fügung inne wurde, daß mir gewöhnlich fehlschlug, was ich selbst unternahm, dagegen Dasjenige, was mir vorbestimmt schien, unerwartet entgegenkam. Es mochte dies eine Art von Vormundschaft des Verhängnisses über einen Menschen sein, der in so versteckten Lebensverhältnissen und von Haus aus etwas unachtsam, auch mit gutem Verstande sehr spät zum Verständniß der Welt und zur Kenntniß der Wendeltreppen der Gesellschaft gelangen sollte.

Dieser Vormund stellte sich jetzt mit einer kühnen, wahrhaft Prometheischen Lebenswendung ein, die lange Jahre als ein schweres Misgeschick erschien, bis das ausgelebte Verhältniß viel mehr als stark wirkendes Mittel zur Bildung und Vertiefung des Sinnes und der Seele erkannt werden mußte.

Ich habe von dem heitern Hause der lebenskundigen Frau Professorin erzählt. Hier, wo ich mich unter

gemischter muntrer Jugend zu fröhlichen Abendstunden regelmäßig einfand, suchte mich jenes Verhängniß auf. Ich wurde eines stillen Nachmittags dahin beschieden, von der Hausfrau mit einer auffallend bedeutsamen Miene empfangen und in eine Hinterstube der Wohnung gewiesen, wo ein etwa zehn Jahre älterer Mann auf mich wartete. Meiner Erinnerung nach kam er mir mit angenommener Unbefangenheit, wiewol gemessener, als es sein lebhaftes, joviales Aussehen sonst mit sich bringen mochte, entgegen. Blond von Aussehen, nicht groß, aber von zierlicher, behender Gestalt und angenehmen Zügen machte er einen guten Eindruck, der Eröffnung voraus, die weniger angenehm war. Doch Grün auf Grau seines Anzugs, auf den Forst- und Jägerberuf deutend, hatte mich schon den Förster aus dem Thiergarten errathen lassen, der danach aussah, ein in seinen Hof eingedrungenes Wild zu erlegen. Und so drückte er denn auch als Jäger rasch mit der Ladung des Vorschlags zu einer Heirath ab, und rückte als Forstmann, im Auftrag der Familie, diese Verbindung vor die Schneiße eines Durchblicks in meine Zukunft. Eine einfache Häuslichkeit sollte eingerichtet werden, und ich dann nach Mainz gehen, dort den Code Napoleon und das französische Gerichtswesen studiren, um demnächst, wenn beide nach bevorstehendem Uebergang des fuldaer Landes an einen Rheinbundsfürsten eingeführt würden, mich um ein ehrenvolles Amt zu bewerben.

So wenig, als mich das nun nicht mehr zu bezweifelnde Misgeschick eigentlich überrascht hatte, sagte mei-

nem Herzen, wie es damals gestimmt war, der Vorschlag und die gestellte Aussicht zu. Nur die Schlußbemerkung des Försters — ich würde mich doch mit Franziska nicht anders als mit meiner Person abfinden wollen — fiel mir schwer auf und machte mich betroffen. Ich hatte gar an nichts Anderes gedacht, als daß eben von einem Anspruch an meine Person die Rede sein könnte; nun aber erinnerte mich das Unzarte jenes Zweifels daran, daß ich doch eigentlich auch nichts besaß als meine Person, und ich empfand es als versteckte Drohung. In dieser Stimmung und Befangenheit verschob ich meine Erklärung und behielt mir vor, zu weiterer Besprechung der Sache nächster Tage nach dem Thiergarten zu kommen.

Beiläufig bemerkt, wurde hier zum ersten mal Mainz in Beziehung auf meine Zukunft genannt — jene reizende Stadt, die durch Freundschaft und Liebe, durch frohe Tage und Studien für den Mann und den Schriftsteller einst so einflußreich werden sollte.

Die Frau Professorin, zu der ich zurückkehrte, bezeigte sich durchaus nicht neubegierig nach dem Anliegen des Försters. Wie hätte ihr auch das Gerücht des Tages noch unbekannt und mithin jenes Anliegen räthselhaft sein können! Desto lebhafter ließ sie sich mit bezüglichem Blick und Ton über die angenehme Persönlichkeit des gewandten Jägers aus, den sie für Frauenzimmer sehr einnehmend und gefährlich nannte. — Unbefangen, wie ich mich stets ohne Rückhaltsgedanken gab und die Menschen nahm, ließ ich dies Lob hingestellt sein. Ich

verstand die feine Andeutung nicht, die sie mir geben wollte. Als ich ihr dann aber mein Vorhaben entdeckte, und von ihrem Stiefsohn, meinem Schulfreunde Georg, nach dem Thiergarten begleitet zu werden wünschte, hielt sie es für wohlgemeinte Freundschaft, mich auf einen Argwohn aufmerksam zu machen, der in der Stadt ausgekommen sei.

Wie entsetzt ich war, läßt sich denken, aber auch wie rasch, bei meiner Ungeneigtheit zur Heirath, eine jugendlich-schwärmerische Entrüstung sich an dies Gerücht anklammerte. Ich unterließ mit Vorsicht zu prüfen, aus welchem tückischen Winkel es etwa hervorgekommen sei, und in welcher Region der Gesellschaft es umgehe; ich bedachte nicht einmal, daß es einen Frevel betraf, der sich doch gewiß in der Einsamkeit des Orts und in der Angst des Bewußtseins verborgen hätte.

Begreiflicherweise begleitete mich, so gut wie Freund Georg, auch der verbissene Argwohn nach dem Thiergarten.

Die Stoppelfelder weit und breit, der schwere Himmel und die herbstlichkahle Waldung, jetzt von den Frühlingssängern verlassen, und nur von fallendem, hin und her gewehtem Laube belebt, stimmten zu der traurigen Oede in meiner Brust. Wir wurden gastlich empfangen. Die Försterin, kleiner als ihre Schwester, blond, mit unregelmäßigen aber freundlichen Zügen, gescheit und gesprächig, von tüchtigem Hausverstande und gewandt in den Manieren der altfuldaer Gesellschaft, machte sich als gefällige Wirthin geltend.

Der Abend ist mir unvergeßlich. Wir saßen lang um den Tisch. Wein und Wildpret kamen mir eben nicht alle Tage vor; allein ich war nicht blos durch mein Vorhaben zu zerstreut und im Innersten zu tief bewegt für jeden Genuß; auch ein gewisser Stolz und Trotz hielt mich ab, gerade diesem Tisch eine lüsterne Anerkennung zu schenken. Anders Georg, der in seiner unbefangenen Gemüthlichkeit dem Guten gehörig zusprach, und dem redseligen Wirthe beifällig zuhörte. Dieser ließ sich in Erzählungen aus der fürstbischöflichen Zeit gehen, die er hier unter seinem Vater und Vorgänger, dem alten Wildmeister Gl., als junger Mensch erlebt hatte. Die Jägerei war damals noch die Hauptsache und der Forstbau sehr hintangesetzt gewesen. Der alte Wildmeister hatte es aber an der Zeit gehalten, seinen Sohn auf eine auswärtige Schule zu schicken, nach Dillenburg, um unter Anleitung des berühmten Hartig die damals auch in Süddeutschland aufgrünende Forstwissenschaft zu lernen. Der altbischöfliche Anhang wußte das wenig zu schätzen, und als der junge Forstcandidat sich dem Oberforstmeister von Harstall, dem Bruder des Fürstbischofs, mit guten Zeugnissen aus den verschiedenen Zweigen der Forstwissenschaft vorstellte, hatte der stattliche Baron, die Papiere durchblätternd, wegwerfend bemerkt: „Nun ja! Schon gut! Aber — kann Er denn auch einen Hund dressiren?“

Ich bezeigte wenig Theilnahme für die Unterhaltung; als aber eine kleine Drehorgel beigebracht wurde, bemächtigte ich mich derselben und spielte, unbekümmert um die

Andern, das Halbdutzend damals beliebter, etwas sentimentaler Melodien wieder und wieder ab. Meine Brust war ja voll Buchfinken, die den weichen Tönen lauschten, bis sie dieselben Empfindungen ungehört nachpfiffen, und die stockende Brust frei, die unsägliche Wehmuth der Seele etwas beschwichtigt war.

In dieser Stimmung gelang es mir noch spät am Abende, Franziska auf ihrer Stube zu sprechen. Wir misverstanden einander vollständig: sie mich in meinen verfänglichen Fragen, ich sie in ihren gutmüthig zustimmenden Antworten. Eine schlaflose Nacht war lang genug, mich im Innersten zu verdunkeln und zu verwirren. In Folge dessen entschied ich mich dahin, den Antrag des Försters abzulehnen, was ich aber, nicht muthig genug, es unter vier Augen zu thun, beim Scheiden einer schriftlichen Erklärung vorbehielt, die — soviel ich mich erinnere — aus hochfahrendem Trotz ziemlich jugendlich tölpelhaft ausfiel.

Ueber die entsetzlichen Wochen, die nun für mich begannen, gehe ich am besten hinaus. Rücksichten erlauben nicht, das Seelengemälde jugendlicher Verwirrung auszuführen, das vielleicht doch einige Theilnahme erwecken dürfte. Ohne ein solches aber würde die Rathlosigkeit und der unselige Zustand einer Periode voll innern und äußern Kampfes kaum verstanden werden.

Unerhört im stillen, frommen Hause war der Widerspruch, die Widersetzlichkeit, worin ich mich mit den Meinigen, besonders mit der Mutter befand, die mein Mistrauen blos für eine Ausflucht des ungeneigten, leichtfertigen Herzens ansah und sich bald entsetzte, bald in Kummer verzehrte. Und wie oft wurde ich doch auch selbst heimlich irre an mir, und kämpfte mit Verzweiflung über meine Zweifel! Jene philosophischen Entwicklungen über das Wesen der Liebe und die Substanz der Ehe, denen ich letzten Sommers mit so viel innerlicher Zustimmung gefolgt war und die wol auch geeignet sein mochten, ein junges Herz auf noch unbetretenen Weg rein und recht zu führen, drohten jetzt in ihrer Rückanwendung auf ein getrübtes, voraus gemischtes Lebensverhältniß zerstörend, Verstand und Willen verwirrend einzuwirken. Und noch schlimmer, wenn besonders in solchem Alter Trugschlüsse des Wissens, Klügeleien des Verstandes sich an wackere oder schwärmerische Empfindungen halten. So kam denn auch bei meinem Widerstreben das Glück oder Unglück der Zukunft keinen Augenblick in Betracht. Aus der einfach gemischten Zufriedenheit der Familie, worin ich erwachsen war, hatte ich darüber nicht einmal einen klaren Begriff mitgebracht. Mir galt es nur um das gegenwärtigste Gefühl Dessen, was ich meinem Selbstbewußtsein schuldig sei, und welche Täuschung meiner Jugend ich abzuwehren hätte.

Die innere Spannung meiner Seele, die an einander sich reibenden Sophismen und Empfindungen entzündeten herbe Witze, mit denen ich in ironischen Purzel-

bäumen im Hause der Professorin mich selbst und so Manches, was ich höher hätte halten sollen, dem Gelächter der Freunde zum Besten gab.

Was diese unselige Rathlosigkeit verlängerte, war eine seltsame Befangenheit, die sich mir aus dem Familienleben eingefleischt hatte. Nie war es in des Oheims Hause vorgekommen, daß man sich irgend eines Anliegens halber um Rath an Fremde gewendet hätte. Heimlich und mit Gottvertrauen wurde Alles besorgt, was wir unternahmen, Alles abgethan, was uns Sorgen machte. Der einfache Verstand und der phantasievolle Sinn der Mutter fand immer Mittel und Auskunft. Sie war dann in die Kirche gegangen, eine höhere Macht um Segen oder Hülfe anzurufen, und ertheilte nun aus dieser Erhebung der Seele ihre kleinen Orakel. Wie viel öfter kniete sie in ihrem jetzigen Gram vor den Altären und beging die Stationen! Und ich weiß nicht, ob der Weg, den sie endlich einschlug, eine solche Eingebung war. Die stille, schüchterne Frau faßte nämlich den unsaglichen Muth, in ihrem besten Anzug die angesehenen Familien, in denen ich noch Unterricht gab, mit der Bitte anzugehen, mir doch zur Vernunft und zum Herzen zu reden. Nachdem ich von mehren Seiten solchen Zuspruch wirklich erfahren, entdeckte es mir eine vernünftige, gebildete Frau. Sie hatte das Ansinnen der Mutter in einer so bedenklichen, höchst persönlichen Sache abgelehnt, durch ihren Vater aber mit der Familie Franziska's befreundet, legte sie mir das Verhältniß so

klar und einfach hin, und wies mir die boshafte Quelle jenes Stadtgerüchts und den Widerspruch, der in demselben lag — jenes so wahrscheinlich, dies so überzeugend nach, daß ich beschämt vor mir selber dastand. Bedachte ich nun, wie weit ich in meinem bethörten Uebermuth, in meiner Selbsttäuschung gegangen war, so schlugen sie nun in eine tiefe, wahre Zerknirschung um. Da galt es denn auch nicht mehr um die Frage, was ich mir, sondern was ich Andern schuldig sei. — Eine gewisse Ermüdung der Seele in ungewohntem Kampf eines, wenn auch prallen, doch jugendlichen Herzens mochte dazu kommen, worin ich bei der Betrachtung aufathmete, daß all' diese innern Zweifel, diese Kämpfe und Betrübniß um mich her, diese Thränen der Mutter, diese Zerstörung der häuslichen Zufriedenheit sich aufs heiterste löſten, wenn ich mich ganz einfach abfände — mit meiner Person, mit meiner Wenigkeit, wie man sich damals ausdrückte.

Und so erklärte ich mich denn! Und wenn zur Rückkehr des verlorenen Sohnes kein Kalb geschlachtet wurde: so lag es nicht an den dankbaren Meinigen, sondern nur am fehlenden Kalbe.

Desto eifriger eilte Oheim Velten nach dem Thiergarten, die Angelegenheit wieder in Gang und Gleis zu bringen. Der Bote war willkommen, und nicht lang, so lag mit dem beim fuldaer Stadtschultheißenamte unterm 19. Januar 1810 vollzogenen Protokoll über das Eheverlöbniß der Grundstein der neuen Häuslichkeit vor mir.

Der Bräutigam war darin, wol mit Bezug auf seine Stellung in der Advocatenschreibstube — als Amanuensis betitelt; was einen Menschen bedeutet, der „zur Hand ist.“

Und so fiel nun eine dritte Wanderung nach dem Thiergarten auf einen Winternachmittag. War der Sommergang zuerst von mir allein, der zweite im Herbst mit einem Freunde zu zweien geschehen: so wanderten wir jetzt zu dreien — ich nämlich von Mutter und Oheim begleitet. Ein dichter Nebel kam uns im Wald entgegen, und übereilte die Dämmerung der frühen Nacht. Je lebhafter wir vorwärts eilten, desto mehr schien die vom grauen Duft uns vorgetäuschte Mauer des Parkes vor uns zu fliehen. Doch wir verfehlten das Thor und das Försterhaus nicht, und am andern Morgen zogen wir alle von da nach dem Orte Poppenhausen am Fuß des Ebersberges in der Rhön aus, die Frauen in einer Kutsche, wir Männer zu Fuß über den gefrornen Schnee — ich auf den leichtesten Sohlen neuer Bräutigamsschuhe. Wie wenig empfindlich war ich damals gegen äußere Kälte! Der Pfarrer des ansehnlichen Ortes, dem Förster befreundet, spendete das Sacrament der Verbindung und ein ländliches Frühstück.

Dem leichten Sinne, der überspannten Stimmung, womit ich Beides hinnahm, hielt sich die Ahnung der schweren Verhältnisse fern, die sich an diese Stunde knüpften. Doch wenn die Jahre einer so ernsten Lebensschule

muthig bestanden, glücklich abgeschlossen hinter uns liegen, mag man dankbar des herben Segens froh sein, den sie zu bringen bestimmt waren.

Hier aber am schneegefrorenen Winter- und Hochzeittage setzt die Erzählung den Grenzstein der Jugendgeschichte — anderthalb Monde vor meinem einundzwanzigsten Geburtstage.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.











